Der
Oeconomischen Pflanzen-Historie
Sechster Theil.

Der sechszehende Spaziergang, im Brachmonat, zu denen an Wegen und Zäunen befindlichen Pflanzen.

§. 1.

Billich richten wir, bey denen in diesem Monate anzustellenden Spaziergängen, unser Augenmerk zuerst auf die an Wegen und Zäunen wachsende Pflanzen, weil diese uns, so bald wir nur den ersten Schritt aus der Stadt gethan haben, vor allen andern zuerst begegnen. Sie sind sehr

zahlreich, und doch ist keine unter denselben zu finden, von der man sagen könnte, daß dieses ihr beständiger oder eigentlich rechter Geburtsort seye. Vielmehr sind sie alle Fremdlinge hieselbst, aber von so dauerhafter Art, daß sie mit allem Boden vorlieb nehmen, und daher gar leicht, vermittelst des durch Winde, Vögel, und andere Zufälle an diese Stelle von andern Orten her gebrachten Saamen, sich fortpflanzen können. Man findet sie deßwegen auch hier nicht allein, sondern fast aller Orten, gleichwie sie ebenfalls aus allerley Gattungen, als Wiesen, Aecker, Wald ꝛc. Pflanzen bestehen. Indessen gibt es doch viele von denen letztgedachten, welche hier niemals angetroffen werden. Ist die Ursache hievon, daß ihr Saame nicht eben sowohl als der andern jemals an diese Stellen gebracht worden? Wir sagen Nein, und halten vielmehr dafür, daß sie daselbst nicht fortkommen, und mithin die Wege zwar für viele, aber nicht für alle Pflanzen als ein Mittelort dergestalt zu betrachten seyen, daß manche Aecker-Pflanzen, welche auf den Wiesen, und einige Wiesen-Pflanzen, die auf den Aeckern ihre Nahrung nicht finden würden, hier gleichwohl beysammen stehen, und hinlänglich ernähret werden können.

§. 2.

Die erste, so wir von dieser Art in der Blüthe

antreffen,

antreffen, heisset Gänserich, Anserina und Potentilla, oder der silberfarben Blätter wegen, Argentina, Silberkraut. Sie wächset sehr häuffig nicht nur an allen Wassergräben, Wiesen und Gärten, sondern wird auch an manchen Orten auf denen Aeckerfeldern gefunden. Ihre Vermehrung ist sehr schnell, weilen aus den Stengeln, da sie nicht, wie bey den meisten andern Gewächsen, in die Höhe gerichtet sind, sondern ganz platt auf der Erden kriechen, bey jedem Knoten neue Würzelein entspringen, wodurch sie das Vermögen erhält, in kurzer Zeit sich sehr weit auszubreiten, und einen grossen Platz einzunehmen, so, daß man sie daher, indem dadurch das Wachsthum des guten hohen Grases nicht wenig verhindert wird, auf denen Wiesen nicht gern siehet. Die ganze Pflanze gleichet übrigens dem Fünffingerkraut fast in allen Stücken. Sie träget eben, wie dieses, auf kurzen blossen aufwärts gerichteten Stielen viele, schöne, gelbe, aus fünf Blättlein bestehende Blümlein, welche sehr weit geöffnet, und ganz flach anzusehen sind, bey Zeiten ausfallen, viele kleine Saamen nach sich lassen, die ohne weitere Beschirmung oder Saamen-Capsul auf dem flachen Kelch bis zu ihrer Reife stehen bleiben, und deßwegen verursachen, daß diese Pflanze zu der fünfzehenden Classe, ad herbas semine nudo polyspermas, oder zu denen

Gewächsen, wovon jedes Blümlein viel, wenigstens mehr als vier, und blose Saamenkörner nach sich läßt, gehört. Es haben daher viele von den neuern Botanicis kein Bedencken getragen, sie dem Geschlechte des Fünffingerskraut beyzuzählen, unerachtet ein jedes Blat von jener nicht nur aus fünf Abtheilungen, wie bey diesem, sondern aus zehen bis zwölf paar bestehet, welche vermittelst einer gemeinschaftlichen Rippe auf beyden Seiten zusammen in eines gefügt sind, und also ein federformiges Blat vorstellen, statt, daß die fünf Abtheilungen, welche dem Fünffingerkraut den Namen geschöpfft, zu oberst an dem Gipfel des Stieles beysammen stehen. Ueber dieses sind sie auch noch in Ansehung der Farbe von einander unterschieden; Denn die Blätter des Gänserichs sind auf der hintern oder untern Seite beständig mit einer zarten silberfarbenen Seidenwolle überzogen, und sehen daher an diesem Theile ganz weiß; wann hingegen die obere oder vordere Seite nur die gewöhnliche grüne Blätterfarbe hat. Bey dem Fünffingerkraut aber trift man zwar auch ein paar Arten an, deren Blätter, in Ansehung dieser zweyerley Farben, hiemit überein stimmen; sie sind aber sehr rar, so, daß sich hieraus kein Schluß auf die andere allgemeine und gewöhnlichste Species machen läßt; als deren Natur es vielmehr mit sich bringet, daß ihre

Blätter

Blätter nur einerley Farbe haben, und daher entweder an allen Orten grün, oder aber beständig allenthalben silberfarben sind.

§. 3.

Unerachtet der Name Potentilla selbst daher entstanden ist, weil diese Pflanze für sehr viel vermögend gehalten worden; auch der durch die Chemische Zergliederung sich geoffenbarte tüchtig und würksame innerliche Gehalt diesem nicht widerspricht: so ist doch ihr Arzneynutzen noch sehr gering; nicht zwar aus ihrer Schuld; dann der trocknende, etwas herbe, anziehende und gelind-salzige Geschmack erweiset schon, daß es keine Muthmassungen seyn, was Geofroy, Tournefort, und andere mehr, uns von den saursalzigen Bestandtheilen desselben gelehret; viele berühmte Aerzte aber in neuern Zeiten durch die bey denen Kranken, auf dessen Gebrauch wahrgenommene Würkung bestätiget haben: sondern allein deßwegen, weil derselben Gebrauch noch nicht zur Mode geworden, und sie mithin auch in den meisten Apothecken gar nicht zu finden ist. Der Ursprung der Apothecken, ihre Einrichtung, und wo nicht alle, doch der gröste Theil der darein aufgenommenen Arzneyen, rühren von den lieben Alten her, denen diese Pflanze, so viel man aus ihren hinterlassenen und uns übrig gebliebenen Schriften abnehmen kan, ganz unbekannt

war. Was ist es also Wunder, daß sie auch in denen meisten Apothecken noch heut zu Tage fehlet? Man trift gar wenige dergleichen an, wie die Gmelinische in Tübingen ist, dessen berühmte Vorsteher sich eine wahre Ehre davon machen, alles das in genugsamem Vorrathe darein anzuschaffen, was von Zeit zu Zeit in der Arzneywissenschafft neues entdecket wird, nach dem Maas, als sie hinlängliche Wissenschafft davon haben. Es ist zwar, gleichwie in allen Wissenschafften, also auch vorzüglich in den meisten Theilen der Arzneykunst seit hundert Jahren gar vieles verbessert worden; nur allein die Apothecken, diese allgemeine Zeug-Häuser der Aerzte und Magazine der Kranken, sind hievon bisher ausgeschlossen gewesen. Sie prangen noch immer mit ihren alten, gröstentheils unnüzlichen Sia — und nehmen an den neuen Erfindungen, welche von Zeit zu Zeit viele berühmte Aerzte von den Arzneykräften einiger, unter der Zahl der Arzneypflanzen vorhero noch nicht begriffen gewesener Gewächse machen, keinen Antheil. Wer demnach des Saffts von dieser Pflanze unter Rockenmehl gemischt mit dem Timæus à Guldenklee vor Steinschmerzen; mit Fleischbrühe eingenommen, dem Tournefot nach, wider den weissen Fluß; aus Anrathen des Lobelius zu Stärkung der schwachen Eingeweide, Heilung böser Geschwüre und der Ruhr; oder der

Blätter

Blätter selbst, nach Anweisung des Boerhave, Boeckler, und anderer mehr, weil sie kühlend und anziehend sind, als ein Wund- und Fieber-Kraut, zu Zertheilung der Milch in Brüsten, Stillung der Blutflüße, wider Zahnschmerzen und Mundfäule, sich bedienen will, der muß sie selbst sammlen, und, nach der verschiedenen Absicht, entweder gelind im Schatten dörren, und nachhero wie einen Thee zubereiten, oder zu zartem Pulver stossen; es sey dann, daß nur der Saft verlangt werde, welcher nach der schon im vorhergehenden fünften Theile gegebenen Anweisung zu verfertigen ist.

§. 4.

In der Haushaltung hat sie, noch ehe ihr Arzneynutzen genugsam bekandt ware, denen Schott- und Irrländern Dienste geleistet bey Brodmangel. Sie sollen, nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Männer, aus den Wurzeln ein Mehl gemacht haben. Es besitzen dieselbe auch würklich einen Mehlhaften Geschmack. Da sie aber sehr schmal und klein sind, und deßwegen in grosser Menge hiezu erfordert werden: so läßset sich dieses nur in solchen Ländern mit Nutzen thun, wo sie eben so häuffig als in unserm Schwabenlande zu finden ist. Nebst diesem sollen auch die Weiber in Engelland aus der ganzen Pflanze ein Wasser destilliren, und dasselbe vor

die Sommersprossen und die von der Sonne verursachte braune Farbe mit Nutzen äusserlich gebrauchen.

§. 5.

Das Zweyte, so uns hier vorkommt, ist eben die rechte Gartenrapunzel mit der Glockenformigen Blume, wovon im dritten Theile p. 25. 26. &c. schon vorläuffig gedacht worden. Sie wird aber im lateinischen nicht Rapunculus, sondern, weil sie ihrer Bildung nach zu dem Geschlechte der Glocken gehört, Campanula genennt; und zwar ihrer eßbaren Wurzel wegen, und, um sie von den andern Arten zu unterscheiden, mit dem Zusatze: radice esculenta.

Ihre Blumen haben also, wie alle aus diesem Geschlechte, die Gestalt einer kleinen Glocke; bestehen aus einem Stücke, flores monopetali; sind unten eng, oben aber stark erweitert, und fast bis zur Hälfte in fünf ziemlich spitzige Abschnitte getheilet; stehen in einem zarten aus fünf schmalen, langen, Abtheilungen bestehenden Kelche; enthalten fünf Winkel, worein sie sich Abends falten oder zusammen ziehen; und besizen gewöhnlich eine blosse Violetfarbe, ob sie schon bisweilen auch weiß gefunden werden.

Der Stengel ist mehr glatt als rauh, und fast ohne Blätter, als welche meistens zu unterst stehen, und das absonderliche Saamengehäus, wo-

mit

mit das Glockengeschlecht versehen, und deßwegen zur 19. Classe, ad herbas vasculiferas, gehört, ist inwendig in drey Kammern getheilt.

§. 6.

Da fast niemand unbekannt ist, daß die Arten dieses Pflanzengeschlechts sehr zahlreich und mancherley sind; ja einige derselben dieser unserer Rapunzel, der äusserlichen Gestalt nach, sehr ähnlich sehen; so wollen wir diejenige Species, welche ihr am nächsten gleichen, hier erzählen, und ihre Abweichung, zu desto besserer Erkänntniß, kürzlich mittheilen.

Es sind derselben hauptsächlich drey. Der Geburtsort der ersten ist einerley mit dieser; sie wird eben sowohl an Bergen und Zäunen, und zwar noch häuffiger gefunden; ihre Blumen, derselben Kelch, der Stengel, sind von der nemlichen Farbe, Grösse, Höhe und Gestalt; sie kan daher um so viel leichter mit der rechten verwechselt oder dafür angesehen werden. Doch unterscheidet sie sich merklich und deutlich an den Blättern, als womit hier der ganze Stengel sehr häuffig auf allen Seiten besetzet ist; da hingegen zu unterst oder am Boden gar keine stehen, statt, daß bey dieser gerade das Gegentheil zu finden; desgleichen sind sie hier ziemlich lang und nur sehr schmal, den Blättlein des Leins oder Lein-Krauts, Lini aut Linariæ, ganz gleich; sie ge-

ben deswegen auch dieser Art den Unterscheidungs-Namen, Campanula linifolia, statt, daß bey der Rapunzel die unterste Blättlein, folia radicalia, welche den meisten Theil ausmachen, viel breiter, und nicht so lang sind.

Die zweyte Gattung wächset am liebsten auf Wiesen; sie wird Campanula vulgaris minor, die kleine gemeine Glocke genannt, und kan daran erkannt werden, daß sie kaum halb so hoch, ja oft nicht über eine Spanne lang wächset, ihre Blümlein etwas kleiner, von Farbe himmelblau, und die nur zu unterst am Stiele stehende Blättlein der vorigen ersten unächten Art gleich, ganz schmal oder grasartig sind.

Die dritte Gattung wächset auf Aeckern; man nennet sie daher: Campanula aruensis minima. Ihre Blättlein sind an Breite und übriger Bildung den Blättern dieser, der rechten Rapunzel, ziemlich gleich; unterscheiden sich aber deutlich in Ansehung des Orts oder der Lage, als welche hier den ganzen Stengel, dach nicht allenthalben, ohne Ordnung und Unterschied, als wie bey dem ersten Geschlechte, sondern nur bey dem Ausbruche eines jeden Nebenstengels, bekleiden. Den grösten Unterschied geben die Blümlein und derselben Kelche, als wovon die ersten viel kleiner und flacher, die letzten aber um so viel desto grösser sind, dergestalt, daß sie auch über die Blümlein

lein selbst sich hinaus erstrecken und oben hervorragen.

§. 7.

Ausser diesen dreyerley Arten von Glocken-Pflanzen gibt es noch sehr viele andere, theils inntheils ausländische, so, daß diese Familie eine der zahlreichesten unter allen Gewächsen ist: Sie gehen aber alle, auch nur dem ersten Anblicke nach, noch weiter von dieser unserer Rapunzel ab, und können daher um so viel leichter davon unterschieden werden. Wir übergehen, deßwegen ein mehrers davon zu gedencken, gleichwie wir die Beschaffenheit und den Haushaltungsnutzen der Rapunzelglocke selbst und derselben Würzelein, des vornehmsten, ja einig nuzbaren Stückes der ganzen Pflanze deßwegen hier weiter zu erörtern unterlassen, weil dieses schon, wie oben gesagt worden, im dritten Theile hinlänglich geschehen ist.

§. 8.

Geranium Robertianum, Gratia Dei, Herba Roberti, deutsch: GOttes Gnad, Rupprechtskraut, Rothlauffkraut, oder, (und zwar am gewöhnlichsten, der ähnlichen Gestalt des Saamens wegen,) Storckenschnabel, Bec de Ciconie, Bec de Gruë, heisset die dritte Pflanze.

Sie erwächset zwar gar nicht an Wegen, sondern liebet vielmehr schattigte Orte, besonders aber

aber altes Maurwerk, zwischen deren Ritzen sie am fettesten oft ohne alle Erde hervorbricht, zur Verwunderung über die Allmacht GOttes und zum kräftigen Beweise, daß Er auch aus Steinen seinen Creaturen Nahrung schaffen könne, und daß nichts in der Welt, so gering es auch scheinet, sey, welches nicht seinen besondern Nutzen habe. Indessen wird sie doch, obschon nicht oft und häufig, doch bisweilen unter denen Zäunen gefunden, woselbst sie, manchmal mit etlichen, mehrentheils aber nur mit einem, schlanken, rauhen Stengel, der viele Zweige hat, eher auf dem Boden kriechet als aufrecht stehet, und manchmal über eine Elle lang wird, erwächset; zarte, subtil ausgezakte, dem Körbel und Mutterkraut, der Gestalt nach, ziemlich gleichende Blätter hat, welche am ganzen Stengel hinauf ohne beständige Ordnung, bald wechselweis, bald gepaart, doch nur bey dem Ursprunge eines jeden Zweiges an eigenen langen Stielen stehen, und mit zarten Häärlein besetzet sind.

Die hell purpurrothe, etwas gestreifte, nicht gar grosse Blümlein machen den Beschluß sowohl an dem Hauptstengel als an desselben Zweigen. Es ist niemals eines allein zu finden, sondern es sind derselben mehrentheils zwey, bisweilen, aber nur sehr selten, auch drey beysammen. Sie bestehen aus fünff Blättlein, welche eben so viel Saamen-Körnlein

Körnlein nach sich lassen, die theils von dem sich fest anschliessenden Kelche, noch mehr aber von einer eigenen, in fünf Fächer getheilten Capsul bis zu ihrer Reife aufs beste verwahrt bleiben. Ein jedes Fach dieser Saamen Capsul hat einen langen sehr schmalen Ansatz, welche über den Keich hervorragen, und durch ihre Zusammenfügung mit dem Griffel einen Spitz, dem Schnabel eines Storken gleich, bilden.

§. 9.

Zum öftern wird nicht nur der Stengel, sondern selbst die Blätter und Blumenkelche, ganz roth gefunden. Es unterscheidet sich hierdurch diese Pflanze, unerachtet dieses keine unzertrennliche oder beständige Eigenschafft ist, dannoch von allen übrigen seines Geschlechts am deutlichsten, so, daß wir uns nicht zu erinnern wissen, jemals eine andere, es sey eine inn- oder ausländische Species, auf gleiche zufällige Weise gefärbt gefunden zu haben. Doch geschiehet diese Verwandlung der grünen Farbe in roth viel gewöhnlicher und häufiger bey dieser Pflanze, wenn sie aus altem Maurwerk, und nicht aus dem allgemeinen Erdreich erwächset. Sollte dieses nicht zu einem Beweis dienen, daß dasjenige, was Geofroy durch die Chemische Zergliederung belehret von dessen saur anziehender Natur geschrieben, ganz wohl gegründet sey? Sollte aber nicht auch zugleich noch

noch ferner die Art dieser Säure daraus können geschlossen, ergründet, ja ganz gewiß bestimmt werden? Uns dünket dieses sehr wahrscheinlich und leicht zu seyn: denn es ist ja bekannt genug, daß an alten Mauren der meiste Salpeter, und viel mehr als in der allgemeinen Erde, sonst aber keine andere Säure, noch irgend ein Salz erzeuget werde; Deßgleichen, daß daselbst die Hitze stärker, mithin auch die Ausdünstung der wässerigen, Verdickung, und daraus folgende Schärfe, Concentratio, der salzigten Theile grösser sey. Wenn aber dieses noch nicht hinlänglich überzeugen kan zu glauben, daß das Saure in dieser Pflanze und das zufällige Rothwerden derselben von der mehr oder wenigern Quantität und Concentration des mit dem Nahrungssafft eingeschluckten Salpeters herrühre, der nehme die Chemischen Erfahrungen zu Hülfe, so wird daraus erhellen, daß die Salpetersäure zu Hervorbringung der rothen Farbe Vermögen genug besitze: dann nicht nur ist der Salpetergeist an sich selbst, wenn er in einen Dunst resoluirt worden, vollkommen roth, welches von den übrigen, dem Vitriol und Meersalzgeist, nicht kan gesagt werden; sondern er ist auch geschickt, andern Cörpern diese Farbe mitzutheilen, wie solches aus dem rothen Præcipitat des Queckſilbers, Mercurio præcipitato rubro, erhellet; da hingegen die

Säure

Säure des Vitriols das Quecksilber bey Bereitung des Turbethi mineralis nur gelb färbet, und diejenige im Meer- oder Küchensalz, dasselbe gar nicht an seiner Farb verändert, wie solches der weisse Sublimat, Præcipitat, Spiesglasbutter, und daraus durch zugegossenes Wasser bereitete Mercurius Vitæ gründlich beweisen.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch der Schwefel eben diesem halb Metall in dem Zinnober eine rothe Farbe gebe; allein man siehet gar leicht, daß solches mehr von dem brennbaren als vitriolischen Sauren des Schwefels herrühre; nicht zu gedenken, daß die Vitriolsäure wegen seiner Schwere und wenigern Flüchtigkeit im Pflanzenreiche der allerrareste Vogel, die vom Meersalz aber auch nicht, als nur bey denen See-Gewächsen anzutreffen seye.

§. 10.

Sowohl Tournefortius als unser Rajus rechnen das Storkenschnabelgeschlecht unter die Pflanzen mit fünf Blumenblättlein, und nehmen dieses vor das allgemeine erste Haupt-Kennzeichen an. Wann aber gegründet wäre, was Phillipp Müller in seinem Englischen Gärtner-Lexico sagt, daß die Africanischen Arten nur vier Blumenblättlein haben, und mithin daraus folgen würde, daß die Anzahl der Blättlein nur etwas zufälliges seye, so stünde dieses erste Haupt-

Kennzeichen

Kennzeichen auf sehr schwachen Füssen. Wir zweifeln aber gar sehr daran; wenigstens ist unter allen Arten, die wir gesehen, keine gewesen, die nur vier Blättlein gehabt hätte.

§. 11.

Es finden sich übrigens von dieser Pflanze sehr viele andere Species fast allenthalben, so, daß dieses Geschlecht mit dem vorhergehenden der Glocken eines von den weitläuftigsten ist. Die Wälder, die Wiesen, die Felder, die Gärten, alle Orte prangen damit, weil sie zum Theil sehr schöne Blumen haben; auch sind einige derselben sehr stark von einander unterschieden, ob sie gleich in dem Haupt Charakter der fünf Blumenblättlein und des, wie ein spitziger Schnabel, formirten Saamengehäuses, beständig miteinander überein kommen. Denn, wann einige innländische kaum Spannen hoch sind: so finden sich dagegen viele ausländische, besonders Africanische, die einem kleinen Bäumlein eher, als einer gemeinen Pflanze gleichen; haben manche einen stinkenden Geruch, so riechen andere desto lieblicher; sind bey vielen die Blumenblättlein einander an Größe und Gestalt gleich, so gibt es auch nicht wenige, die ungleiche Blättlein haben; des grossen Unterscheids in Ansehung der Stengel und Wurzeln, wie auch der Farb der Blumen und Gestalt der Blätter nicht zu gedenken; als welche letztere insonderheit

bald

bald gestreift, bald einfärbig; bald denen Blättern der Pappeln, des Schirlings, des Corianders, des Eibisch, des Sinau, der Haselwurz, des Schelkrauts, bald wieder andern gleich. Hingegen sind die meisten, sowohl aus- als inländische darinnen einander ähnlich, daß sie perenniren, und also nicht nur durch den Saamen, sondern auch vermittelst der Wurzeln sich fortpflanzen können.

§. 12.

Viele von denjenigen ausländischen, welche, um der Schönheit ihrer Blumen und Blätter willen, einen guten Theil der Zierde unserer Gärten ausmachen, besonders aber alle staudige aus Africa, lassen sich auch durch abgeschnittene Zweiglein vermehren, wenn sie im Sommer in frische gute Erde gesetzt, begossen, und im Schatten gehalten werden, biß sie gewurzelt haben; hingegen geschicht die Vermehrung durch die Wurzeln, vermittelst der Theilung derselben am füglichsten vor Ende des Herbsts oder bey angehendem Frühling, damit sie Zeit haben, einzuwurzeln, ehe der Winter oder die allzustarcke Sonnenwärme einbricht; wo man aber, theils weil die Beschaffenheit einiger Arten es nothwendig also erfordert, da etliche derselben nur jährliche Pflanzen sind, plantæ annuæ, und also auf keine andere Weise gezogen werden können; theils um

besserer Vermehrung willen, auch die perennirende durch den Saamen fortzupflanzen willens ist, da thut man am besten, man säe denselben im Frühjahr in ein temperirtes Mistbeet, und versetze nachhero die jungen Pflänzlein, wann sie Daumens hoch gewachsen, einen halben Schuh voneinander, in ein ander Beet, welches unten mit gutem Dung versehen worden; lasse sie daselbst allgemach die freye Luft gewohnen, und verpflanze sie sodann mitten im Sommer, wann sie Wurzeln bekommen haben, in Töpfe von frischer leichter Erde, lasse aber so viel von der alten Erde an den Wurzeln, als möglich ist, stelle sie in Schatten, bis sie eingewurzelt, und begieße sie bey trockener Witterung fleißig, so können sie nachhero, biß die Nächte anfangen kalt zu werden, an der freyen Luft bleiben. Uebrigens ist wohl, auch bey denen schon etlich Jahr alten Stöcken, darauf zu sehen, daß sie bey Zeiten ins Gewächshaus gebracht werden: dann sie können, besonders die Africanischen, welche doch den grösten Theil ausmachen, sehr wenig Kälte vertragen; doch sollen sie ganz nahe an die Fenster gesetzt, dieselbe auch so lang als möglich offen gehalten werden, damit die freye Luft, welche diese Pflanzen sehr lieben, hinein dringen könne. Auch ist nöthig, sie den Winter hindurch öfters, aber nicht zu viel auf einmal, zu begießen, ihnen

nicht

nicht gar warm zu machen, und die welke halb-faule Blätter wegzunehmen, damit die Luft im Gewächshause nicht davon angesteckt werde, sondern desto reiner bleiben möge, als wodurch alle übrige Gewächse Schaden leiden könnten. Deßgleichen sollen sie so gesetzt werden, daß sie die Wipfel anderer Pflanzen nicht bedecken, weil sie leicht davon ersticken könnten. Diejenige Arten, welche eine knollichte Wurzel haben, als da sind: die bey Nacht wohlriechende Aethiopische mit schmalen Myrrhenkörbel-Blättern; die Africanische wohlriechende mit dem rauen Weinblatt; und die Africanische mit fleischfarber Blum und Anemone-Blättern, werden von vielen andern, der Schönheit ihrer Blumen und des angenehmen Geruchs wegen, den sie Abends nach der Sonnen Untergang von sich geben, in den Gärten geliebet und hochgeachtet. Sie erwachsen aber sehr langsam aus den Wurzeln, müssen daher, wenn man einen Vorrath davon haben will, aus dem Saamen gezogen werden; können auch die Nässe weniger als die andere ertragen, weil ihre Wurzeln lieber faulen. Es ist deßwegen wohlgethan, daß man sie bey anhaltendem Regenwetter unter Dach bringe, und auf den Boden der Töpfe, ehe sie darein versetzt werden, etliche Steine oder Lumpen lege, damit das Wasser besser ablauffen könne; überhaupt aber in einen

leichten sandigten Boden, der nicht zu viel Dung hat, setze. Der englische Gärtner hat folgende hierzu vorgeschlagen und am besten gefunden: „Nehmet frische Erde von einer Weide, die et-„was sandigt ist, und so man Zeit hat, den Wa-„sen faulen zu lassen, ehe man sie braucht, kan „solcher mitgenommen werden; hernach mischet „den dritten oder vierten Theil so viel Seesand „darzu, nachdem nemlich die Erde leicht ist; „diesem setzet noch etwan den vierten Theil so viel „faule Rotz bey; mischet alles wohl unterein-„ander, und lasset es zwey oder drey Monate „lang vor dem Gebrauche liegen, mit Beobach-„tung, daß man es zwey bis dreymal umwende, „damit alles besser gemischt und vermengt werde; „lasset ihr nun selbige auch, ehe man sich ihrer „bedient, durch ein grobes Sieb lauffen, um „alle grosse Steine und Wurzeln, ꝛc. daraus zu „bringen; so ist es um so viel besser. Keines-„wegs aber soll man die Erde zart sieben, wie „ihrer viele zu thun pflegen: dann ich bin ge-„wiß, daß solches viel Schaden bringen würde.„

§. 13.

In der Arzney ist sonst keine Sorte als eben die obenbeschriebene allgemeinste bekannt; auch findet sich unter allen in Deutschland wildwachsenden sonst keine, die einen merklichen Geruch hätte; nur allein diese ist mit einem ganz besondern, widerlichen,

widerlichen, den stinckenden Taubnesseln fast ähnlichem Geruch begabt, welches genugsam anzeigt, daß sie würksamer Natur ist. Doch da ihr Nutzen nicht sonderlich bekannt ist, so ist sie auch nicht stark im Gebrauch, und daher in denen Apothecken nichts, als etwan ein kleiner Rest von einem alten dürren Kraut zu finden. Indessen weiß man doch von ihr, daß sie eine kräftig zertheilende Kraft besitze, dergestalt, daß sie auch nur äusserlich, als ein Ueberschlag warm über die Nieren und Blase gelegt, den verstopften Urin treibe; wie dann dieses auch einigen Viehhirten nicht unbekannt ist, als welche dieses Kraut dem Rindvieh mit Salz zu lecken geben, wann der Harn verstopft ist, und mit Wasser absieden, wann sich ein Blut-Harnen zeigt. Sie ist daher von vielen als ein herrliches Wundkraut befunden worden, welches das gestockte Geblüt sowohl äusserlich als innerlich zertheilet; die Geschwulsten, Milch in denen Brüsten, wann sie gestockt, das Rothlauff, vertreibet; und die schmerzhafte Ritzen oder Spalten an denen Wärzlein der Säugenden, desgleichen auch die Bräune, sie sey von einer Entzündung oder Verstopfung der kleinen Schlunddrüßlein entstanden, ausheilet. Wie leicht könnte demnach auch hier der Landmann sich mit geringer Mühe und ohne alle Kosten, da diese Pflanze eben so gemein und überall zu finden ist,

als oft die obangeführte Gebrechen entstehen, eine gute und sichere Arzney anschaffen, und dadurch viele tödtliche Krankheiten, als da insonderheit sind: Krebs der Brüste und zehrende Fieber, welche gar leichtlich, ja fast ganz gewiß erfolgen müssen, wann entweder die Milch in denen Brüsten, oder das Geblüt in einigen edlen Theilen des Leibes, als Leber, Milz, Nieren, Gekröse, u.d.g. stockt oder versitzen bleibt, abwenden, wenn er diese sehr geringe Erkänntniß hätte, statt daß er ohne dieselbe früh oder spat ein Schlachtopfer der herumstreichenden Quacksalber wird.

§. 14.

Gallium album, Caillelait, Unser Frauen Bettstroh, Wellstroh, Meger und Mayerkraut, Butterstiehl, nennet sich das vierte unsers dißmaligen Spatziergangеs. Dieß ist ein uraltes berühmtes Milchkräutlein mit tiefgehenden Wurzeln, schlancken, dünnen, viereckigten, zwey bis drey Schuh langen Stengeln, sehr vielen kleinen, kreuzförmigen, weißen Blümlein, und fünf bis sechs um jeden Knoten des Stengels stehenden gestirten Blättlein, folia stellata. Es ist also, mit einem Wort, dem Klebkraut, Aparine, dessen Bildung wir im vorhergehenden fünften Theil ausführlicher beschrieben haben, fast in allem gleich, ausgenommen, daß es mehrere und weissere Blümlein, etwas breitere, kürzere und stumpfere

stumpfere Blättlein, auch keinen sogar hohen Stengel, insonderheit aber, weder an denen Blättern, Stengel, noch sonst irgendwo einige Räue oder Stacheln hat, sondern allenthalben ganz glatt ist, statt, daß dieses hingegen vom Kopf bis auf den Fuß überall mit kleinen Stacheln bewafnet stehet.

§. 15.

In denen Apothecken ist weder diese, noch die andere Art mit gelben Blumen zu finden. Indessen sind doch ihre Eigenschafften, besonders der letztern, eben so bekannt, als wichtig: denn diese, ob sie gleich am Geschmack nicht saur ist, so besitzet sie doch, nach dem Zeugniße und der Erfahrung des ehemaligen Straßburgischen Lehrers der Chemie, Böckler, mehr saures Wesen, als selbst der sehr merklich saurschmeckende Saurampfer, Acetosa. Olaus Borrichius lehret daher, wie man durch die Destillation einen Essig aus den gelben Blüthen bereiten könne. Er hat selbst eine Probe davon gemacht, und aus etlich Händen voll frischgetrockneter Blüthen, welche er in einen gläsernen Kolben gethan, und ohne Beymischung irgend einer Feuchtigkeit gehörig daraus destillirt, etliche Unzen Essig von lieblichem Geschmack erhalten. Thomas Bartholinus, König, und andere mehr, stimmen dieser Erfahrung bey, und die besondere Würkung,

kung, welche diese Pflanze bey der Milch ausübt, da sie dieselbe gerinnen macht, wann die Blüthen darunter gemischt werden, bestätiget diese chemische Wahrnehmungen noch mehr, und bezeuget, gemeinschaftlich mit dem lieblichen Geschmack dieses durch die Destillation erhaltenen Essigs, zugleich gründlich, daß das saure Wesen schon in dem Kraute gegenwärtig sey, und nicht erst durch das Feur, vermittelst Zerstöhrung des vorigen Körpers, gebohren werde, wie bey vielen Vegetabilien geschicht: dann sonst würde jenes bey der Milch nicht erfolgen, und dieser nicht lieblich, sondern brenzlich schmecken.

§. 16.

Es haben daher schon einige von den ehrwürdigen Alten, als Galenus und Dioscorides dieser Pflanze eine trocknende Kraft zugeschrieben, und sie zu Heilung der Brandschäden und Stillung der Blutflüsse dienlich erachtet, wenn die Blüthen derselben, nach Schwenckfelds Rath, gestossen, und äusserlich aufgelegt werden.

In neuern Zeiten aber sind ihre Arzney-Kräfte noch weiter erforschet, und zu Tilgung mehr anderer Gebrechen tüchtig gefunden worden: wie dann Gesnerus sie vor die Schuppenformige Unreinigkeiten der Haut oder den Erbgrind, contra impetigines; Tauvry wider die fallende Sucht, Epilepsia; Andere aber, das

Aufwallen

Aufwallen des Geblüts damit zu stillen, das Podagra zu lindern, wenn Dampfbäder davon bereitet werden, ja gar vor den Krebs und krebshafte Geschwüre anrathen.

§. 17.

In der Haushaltung bedienen sich die Landleute einiger Landschafften, besonders in Frankreich und Engelland, derselben zum Käsemachen: denn weil, wie schon oben gesagt worden ist, diese Blüthen die Eigenschaft haben, die Milch zu gerinnen, so vermischen sie dieselbe mit den Molken, und erhalten auf diese Weise viel mehr Käse als sonst gewöhnlich. Auch sollen die auf diese Art bereitete Käse viel besser und höher geachtet seyn, als die andern. Ueber dieses hat sie ehedessen, und vielleicht noch heut zu Tage, die Zahl der abergläubischen Alten-Weiber-Mittel vermehret. Dieselbe haben sie den kleinen Kindern in die Wiegen gelegt, in der Hofnung, alles Uebel, so nach der Meynung dieser Leute die Hexen den kleinen Kindern bisweilen zufügen können, dadurch abzuwenden. Wäre dieses nicht schon vermögend genug, alle gute Eigenschaften, welche man von diesem Gewächs erfahren, und wir oben erzählt haben, verdächtig zu machen, und derselben Glaubwürdigkeit zu schwächen? Gewiß! doch ist das, was einige noch weiter davon vorgeben, und Hoffmann bey Schroedero

erzählet, noch viel ärger. Diesem zufolge soll eine Trinkgesellschaft ohne Ausnahm, sollte sie auch aus den besten Freunden bestehen, einander in die Haar und Bart fallen, so bald dieses Kraut in der Trinkstube auf den Ofen, bis es erwarmet, gelegt worden. Wahrscheinlicher hingegen und begreiflicher ist des Camerarii Zeugniß, daß die gelbe Blüthen, welche gewöhnlich eben nicht allzu stark noch lieblich riechen, bey Entstehung eines Regenbogens und vor Einbrechung der Gewitter einen viel stärckern und lieblichern Geruch von sich geben, so, daß sie dadurch diese gleichsam vorher verkündigen sollen.

§. 18.

Das Benedictkraut, zu dem wir jetzo fortschreiten, hat im Französischen den eben dieses bedeutenden Namen Benoite erhalten, und im lateinischen wird es Caryophyllata genannt. Diese letzte Benennung rühret von dem Geruch der Wurzeln her, als welcher bisweilen, vorzüglich aber im ersten Frühling, denen Gewürznelken in etwas gleichet Es wird ihm auch daher an manchen Orten der Name, Negeleinkraut, gegeben. Es ist aber dieser Geruch bey weitem nicht so stark und kräftig, als viele Kräuterbeschreiber vorgeben, sondern am gewöhnlichsten gar nicht zu spüren, es sey dann, man sage es jemand vorher, und nehme sodann die Einbildung mit zu

Hülfe.

Hülse. Schade! daß wir dieses hier selbst bekennen müssen, wir hätten sonsten die beste Gelegenheit an der Hand, denen Moluccischen Gewürz-Nelken jetzt den Abschied zu geben, und unsern Landsleuten anzurathen, dieselbe denen phlegmatischen Holländern, durch deren Hände wir sie erhalten, selbsten allein zu überlassen. Wir könnten dieses mit desto mehrerm Rechte thun, da ohnehin dieses Gewürz nur um des Geruchs willen zu den Speisen gebraucht wird, und das Erhitzende dabey, ob es gleich nicht in Erwegung kommt, doch bey vielen Personen nach und nach, wie Dr. Junker bezeugt, die Gesundheit verderbt.

§. 19.

Wenn wir also diesem fremden Gewürze in Ansehung der Wurzeln unserer Benedictpflanze zwar einen Freyheitsbrief zugestehen müssen; so können wir doch dieses nicht thun in Absicht einer andern ausländischen Frucht, welche nach der wahrscheinlichsten Meynung von einem Myrtenartigen Americanischen Baume kommt, dessen Rinden einen Nägelein-Geruch haben, und der deßwegen im Lateinischen einen gleichen Nahmen hat. Es ist das bekannte Amomum; ein runder schwarzer Saamen, an Grösse und Gestalt dem gemeinem Pfeffer sehr ähnlich; Er ist aber milder im Geschmack, und hat den Geruch der Nelken vollkommen. Ein viertel Pfund davon

kostet

kostet kaum so viel als ein einiges Loth von diesen. Er ist dabey nicht so erhitzend, und deßwegen für die Gesundheit tauglicher. Er lässet sich aber unter alle Speissen, denen der Nelkengengeruch wohl anstehet, eben sowohl als diese gebrauchen, ohne ihnen einen besondern Geschmack oder Geruch, als deren sie ausser obgenanntem keinen haben, mitzutheilen. Er ist also diesen in allem gleich, nur daß er wohlfeiler, nicht so erhitzend, und etwas schwächer am Geruch ist. Doch, da man die Holländer, und vielleicht mit Recht, im Verdacht hat, daß sie diejenige Gewürznelken, aus welchen das Oel vorher gezogen worden, wieder unter die gute zum Verkauff bestimmte mischen; so gehet diesen hierdurch eben so viel ab, als das Amomum an sich selbst weniger hat.

§. 20.

Unsere Blätter sind der Haushaltung gewiedmet, und mithin bestimmt, alles aufzusuchen und anzuzeigen, was die Kosten derselben verringern, oder auf andere Art zu ihrer Verbesserung etwas beytragen mag: Wie sollten wir also einen so augenscheinlichen Nutzen, sowohl vor den Beutel als die Gesundheit, mit Stillschweigen übergehen, und nicht vielmehr daher Gelegenheit nehmen wollen, diejenige gute Haushälterinnen, welche allhier in Memmingen bereits die wohlausgefallene Probe, bey Bereitung der sogenannten

Leckerlen

Leckerlen und anderm Confect damit gemacht, höchstens dafür zu preisen!

§. 21.

Wir kehren zu unserer Pflanze zurück. Sie erwächset am liebsten an schattigten und doch nicht allzufeuchten Orten; hat eine zaserichte, harte, knollichte Wurzel, welche aussenher braun und inwendig röthlich ist. Hieraus entspringt ein einiger, ein bis zwey, bißweilen auch drey Schuh hoher Stengel, der oben meistentheils in zwey oder drey Zweige getheilt, und mit einzeln stehenden Blättern von unten an bis zu oberst wohl versehen ist. Auf jedem derselben sowohl als an dem Gipfel eines jeden Zweiges steht nur ein einiges Blümlein. Dieses ist klein, von gelber Farbe, den Blümlein des Wiesenhahnenfusses ziemlich gleich; hat fünf Blättlein, einen vielfach getheilten zurückgebogenen Kelch, und hinterlässet ein Büschelein Saamen, davon ein jedes Korn einen linden Stachel hat, und so in die Runde mit seinen andern Kameraden zusammen gefügt ist, daß alle gemeinschaftlich miteinander wie eine kleine Kette anzusehen sind. Diese Saamenkugel stehet bloß auf dem zurück gebogenen Kelch, und verursacht dadurch, mit Beyhülff der fünf Blumenblättlein, daß diese Pflanze unter eben die Classe, und dieselbe Abtheilung gehört, worunter die obenbeschriebene Anserina, Gänserich, stehet.

Die

Die Blätter sind, im Vergleich der sehr kleinen Blumen, ziemlich groß, etwas rau, und tief gekerbt. Ein jedes derselben besteht aus fünf Abtheilungen, Lobis, davon die zwey unterste am kleinsten sind, dem Stengel genau anliegen, und von den übrigen ganz abgesondert stehen. Die übrigen hängen näher zusammen, und endigen sich vornen spitzig.

§. 22.

Ihr Wachsthum ist nicht häufig; man trift daher selten viele beysammen an, sondern müssen einzeln mit Mühe gesucht werden. Doch ist sie perennirend, und kan daher sowohl durch die sehr daurhafte Wurzeln, als auch vermittelst des Saamens fortgepflanzt und vermehrt werden.

§. 23.

Der einheimischen *Species* sind nicht viel: denn ausser einigen derselben, die auf Gebürgen, besonders in der Schweitz und in Tyrol wachsen, worzu auch die mit dem Gamanderleinblatt zu rechnen, ist nur noch eine einige wildwachsende Art zu finden. Diese wächset aber um so viel häuffiger, und wird daher nicht selten, wo nicht fast überall, von denen Wurzelmännern und Kräuterweibern statt der rechten in die Apothecken zum Verkauff getragen. Sie unterscheidet sich aber von dieser, theils nach ihrer Geburtsstelle, theils in Ansehung der Bildung gar merklich. Sie

wächset

wächset nirgend als an dem Ufer der Bächlein kleiner Flüsse, die keinen Sand auswerfen, Wasserwiesen oder sonst sehr feuchten Orten, und ihre Blumen sind von ganz anderer Gestalt, noch einmal so groß, und an Farbe blaßroth oder Fleischfarb gestreift. Sie hangen unter sich, und sind, weil ihre Blättlein gerade stehen, glockenformig, statt, daß bey jenen die Richtung der Blättlein flach ist, und die Blümlein aufrecht stehen. Doch bemerket man an den Wurzeln keinen grossen Unterschied, sowohl nach dem innern Gehalt als der äusserlichen Gestalt, welches, da von der ganzen Pflanze in der Haushaltung gar nichts, in der Medicin aber nur allein die Wurzel genutzt wird, um so viel besser ist; wir würden uns sonst verpflichtet erachten, die Herren Apothecker zu bitten, statt dieser die rechte zu erwählen, und ihre Handlanger in Erkennung derselben besser zu unterrichten.

§. 24.

In der Arzney ist sie ziemlich berühmt, und daselbst schon lange im Gebrauch, ob man gleich nicht gewiß bestimmen kan, ob sie den Alten bekannt, und unter was vor einem Nahmen sie dieses gewesen sey?

So, wie ihr Geschmack bitterlecht und anziehend; also ist sie auch nach ihrer Würkung trocknend und stärckend. Sie dienet daher vor schwäch-

liche

liche und phlegmatische Naturen zu einer Frühlingskur sehr wohl, besonders, wann etwas Tausendguldenkraut, Cardobenedicten, Pomeranzen-Schalen, Zimmet und Aniß darzu gethan, alles zusammen 2. Tag lang mit gutem Neckar-Franken, oder, welches noch besser, Rheinwein angesetzt, und nachhero Morgens und Abends ein Spitzgläßlein voll davon getrunken wird. Deßgleichen kan sie auch mit gutem Nutzen frisch unter Kräuterbrühen genommen werden. Sie stärket den Magen, das Haupt, ja selbst, nach dem Zeugniß der Kayserlich Leopoldinischen Naturforscher, die Geburtsglieder. Man kan daher in Bauch- und Blutflüssen, der Ruhr, am Ende der kalten Fieber, im Schwindel rc. sich ihrer mit Vortheil bedienen.

§. 25.

Wir gelangen jetzt zu der Wall- oder Schwarzwurz, welche bisweilen auch Leinwell und Schmerwurz, im lateinischen aber Symphitum und Consolida major, genannt wird. Sie liebet gewöhnlich nur feuchte Stellen, doch kan sie auch in den Gärten an schattigten Orten gepflanzet werden. Wenn sie daher an denen Wegen von selbst erwächset; so geschiehet es allein an dem Rande der daselbst befindlichen Wassergräben, woselbst sowohl, als an andern feuchten Gegenden, fast in ganz Deutschland ihrer gemeiniglich

niglich eine gute Anzahl beysammen zu finden ist. Ihre Wurzel ist sehr groß, aussenher ganz schwarz, inwendig weiß, schlüpfferich, zart, nicht zähe, sondern leicht zerbrechlich, und theilet sich schon ganz oben in etlich gerade, lange, Fingersdicke Theile; aus dieser erwächset ein starker gerader, ein bis zwey Schuh langer Stengel, der von unten an bis zu oberst, wo er sich mit zwey Blätter endet, und die Blumenstiel anfangen, mit einer Blatartigen Einfassung auf beyden Seiten bekleidet ist. Diese Blatartige Einfassung scheinet ganz allein von den obersten zwey Blättern herzurühren, und derselben Fortsatz oder Anhang zu seyn. Zu oberst, wo dieser sich endiget, erscheinet ein Büschelein rothfleischfarbener oder weisser Blümlein, die von einem gemeinschaftlichen, sehr rauen, fast Fingers langen, ganz bloßen Stiel getragen werden; aus einem Stücke gebildet, unter sich geneigt, flores nutantes, nicht gar groß und Trichterformig sind. Auf jedes derselben folgen vier Saamenkörner. Diese glänzen, auf Art des Meerhirß, und stehen im Viereck in dem nach Abfallung der Blume in etwas erweiterten scharf fünfgetheilten Kelch. Die Blätter sind groß, einer Handlang und fast halb so breit. Sie werden gegen vornen immer schmäler, und endigen sich spitzig. Sie sind, wie alle Theile der ganzen Pflanze, die Blumen ausgenommen,

nommen, rau anzufühlen, und verursachen dadurch, daß diese Pflanze unter der dreyzehenden Classe, oder unter den Gewächsen mit rauen Blättern stehet, wobey das untersichhangen, und die Trichterform der Blumen, nebst dem Glänzen des Saamen, das hauptsächlichste Unterscheidungszeichen von andern dieser Art: als der Ochsenzung, Lungenkaut und den Borragen rc. ist.

§. 26.

Es ist diese Pflanze sehr leicht zu vermehren. Das kleinste Stücklein der Wurzel pflegt, wann es in der Erde gelassen, oder in taugliche versetzt worden ist, wieder auszuschlagen. Sie hat ganz keinen Geruch, und nur einen schleimigen, mithin fast eben so wenig, Geschmack. Ihr Nutzen, den sie bringet, erstreckt sich allein auf die Wurzel, welche im Frühling, ehe der Stengel zu treiben anfängt, am kräftigsten und tüchtigsten zum Gebrauche ist; doch können die jungen, welche noch keinen Stengel getrieben haben, auch noch spat im Herbste gegraben werden.

§. 27.

Die Alten, sowohl Griechen als Lateiner, haben sie schon sehr wohl gekannt, und zum Theil mit grossen Lobsprüchen erhoben; der gemeine Schwarm aber der nachfolgenden Kräutersammler und Afterärzte hat ihr, wiewohl ganz unrecht, gleiche Eigenschaften mit der Guldengunsel, Bugula,

gula, und denen Gäns- oder Monatblümlein, Bellis minor, beygelegt, und deßwegen alle drey mit einerley Namen bezeichnet, ob sie schon, nach ihrem botanischen Character, einander nicht einmal verwandt, vielweniger gleich sind. Diesem zufolge wurde unsere Wallwurz, Consolida major, die gulden Gunsel, Consolida media, und das Monatblümlein, Consolida minor, genannt. Es sind aber diese zwey letzte Benennungen in denen Apothecken, wo sie sonst ehemals am bekanntesten waren, dermassen veraltet, und in Vergessenheit gekommen, daß selbst mancher Apothecker könnte zu finden seyn, der gar nicht weiß, was für Pflanzen darunter verstanden werden, statt, daß gleichwohl die Wallwurz diesen Namen noch am gewöhnlichsten führt, und darunter überall bekannt ist.

§. 28.

Ihre Arzneykraft ist eben dieselbe, welche alle schleimige Sachen haben: dann die Wurzel besitzet, ausser einem sehr zähen Schleim, sonst gar nichts. Es ist aber dieser Schleim dermassen klebricht, daß er denen Leichtgläubigen zu vielen lächerlichen Geschichten Anlaß gegeben hat, wobey am merkwürdigsten ist, daß selbst bey den meisten alten, zum Theil sehr erfahrnen, Medicis, einerley Mährlein vorkommt. Diesen zufolge sollen die Wurzeln die Kraft haben, daß

das in etliche Stücke zerschnittene Fleisch in dem Hafen wieder zusammen wachse, wenn es damit gekocht worden.

Wir lernen hieraus erkennen, daß es nicht lauter eigene Erfahrungen sind, was ein jeder von den Alten uns in Schriften hinterlassen, sondern, daß sie vieles ohne Untersuchung voneinander entlehnet haben.

§. 29.

Indessen ist doch gewiß, daß kraft dieses Schleims viel nützliches in manchen Krankheiten könne ausgerichtet werden, besonders in solchen, wo innerlich ein krampfhaftes Spannen zu lindern, die scharfe Feuchtigkeiten und ihr Reitz zu brechen, oder das wallende hitzige Geblüte zu temperiren ist. Die Alten haben es daher schon vor die Ruhr, Blutflüsse, schwindsüchtige Husten und dergleichen angerühmt; denen die Erfahrungen ihrer Nachfolger bis auf den heutigen Tag nicht nur hierinnen beystimmen, sondern den Nutzen hievon noch dahin vorzüglich erweitern, daß auch äusserlich, wo etwas hartes oder entzündetes zu erweichen und zu zertheilen ist, augenscheinliche Hülfe zu hoffen sey, wenn die frische Wurzeln, als ein Ueberschlag, warm auf den schadhaften Ort gelegt werden: dann in dieser Absicht hat schon Fuchsius dieselbe unter sein zertheilendes und erweichendes Cataplasma genommen; und

obgleich

obgleich bey denen Brüchen, sowohl der weichen als festen Theilen, sie auf die Art der Alten als ein Pulver unter Bruchpflaster gemengt, ganz keine Würkung zeigen, noch einigen Nutzen schaffen; so haben doch neuere Erfahrungen erwiesen, daß das frischgestossene Pulver mit starkem Branntewein zu einem Müßlein angerührt und über die Darmbrüche der Kinder gelegt, dieselbe vertreibe.

Inzwischen verrichtet sie alles dieses gleichwohl nicht, wie die Alten dafür gehalten, vermittelst ihrer anziehend- und trocknenden Kraft: als deren sie keine besitzen; sondern ganz allein, wie schon oben gesagt worden, kraft des schleimigen Wesens, worinnen sie dem Eibisch gleich, den Pappeln aber, Weiswurz und Alandwurz noch vorgehen. Man hat daher, obgleich selbst einige Medici der neuern Zeiten das Gegentheil behaupten, am allerwenigsten zu befürchten, daß sie wegen allzu stark stopfender und anziehender Kraft gefährlich zu gebrauchen seyn. Die Erfahrung und nähere Erforschung ihres innern Gehalts hat schon längst diesen Irrthum entdecket, und uns diese Pflanze dadurch gemeinnütziger gemacht.

Wenn demnach in der wahren Schwind- oder Lungensucht, Phthisis, und in andern Arten von salzigen Catharrhusten, einiger Nutzen davon erhalten wird, so geschicht es in jenem Fall allein, vermittelst Linderung der Spannung, Erweichung

des in denen unreifen Geschwüren enthaltenen Eiters, und desselben dadurch beförderten Auswurfes; in diesem Fall aber, gleichwie auch in der Ruhr, wegen gelinderter Schärfe. Zu diesem Endzwecke hat Boyle, Tournefort, Fernel und andere mehr, jeder einen besondern Sirup davon zu bereiten gelehret, wobey das merkwürdigste ist, daß die meisten dem schleimigen Wesen unserer Wallwurzeln anziehend und stopfende Dinge; als Betonien, Wegerich, &c. beygesellt; Cohansen aber einen Thee mit Tormentill vermischt wider das Blutharnen trinken lassen. Ist dieses ein Zeichen, daß diese berühmte Männer, nach dem Beyspiel ihrer Vorfahren, sie vor anziehend gehalten? Oder war ihre Absicht dabey, durch das schleimig erweichende Wesen die anziehende Kraft der beygemischten Dinge zu verringern? Es sey der Beweggrund hierzu beschaffen, wie er wolle, so ist es nicht nach unserm Sinn.

§. 30.

In der Wundarzney insbesondere ist diese Pflanze ehemals sehr hoch geachtet worden. Die eingebildete stark zusammen ziehend und leimende Eigenschaft, durch welche sogar das in Stücken zerschnittene Fleisch wieder zusammen wachsen solle, hat die Meynung erzeugt, daß auch die zerbrochene Beine dadurch wieder zusammen wachsen müssen. Die Schriften unserer Vorfahren sind daher ganz

voll

voll von dieser wunderbaren Kraft, ja der griechische Name, Symphitum, der lateinische, Consolida, und der deutsche, Beinwell, hat selbst daher seinen Ursprung. Es wären aber alle, die das Unglück haben, ein Bein zu zerbrechen, höchstens zu bedauren, wann sie keine andere, als diese Hülfe, zu hoffen hätten, und nicht der ausschwitzende Beinsaft, ein geschickter Verband, und die nöthige Ruhe des Glieds, ein mehrers, ja alles zu ihrer Genesung beytragen würden. Indessen kan sie doch gute Dienste leisten in Wunden und Quetschungen der flechsigten Theile, die wegen ihrer grossen Reizbarkeit weder hitzige noch scharfe Sachen ertragen können; deßgleichen, wie Camerarius bezeuget, in Hüft- und andern Schmerzen dieser Art, wenn sie warm äusserlich überschlagen, und dadurch das krampfhafte Spannen, der meisten Schmerzen nächste Ursache, gemildert wird.

§. 31.

In der Haushaltung scheinet sie keine grosse Dienste zu thun: dann obwohl Lomier davor hält, daß sie den Secklern nützlich sey, weil das mit dem ausgekochten Schleim geschmierte Leder nimmermehr hart werde; so können dieses doch andere schleimige Sachen, die wohlfeiler und leichter zu haben sind: als zum Exempel: Kalbs-Knochen, eben sowohl verrichten; und der von Glorez angepriesene Nutzen, die verlohrne oder

schadhafte Jungferschaften mit einem hievon bereiteten Bade wieder ergänzen und flicken zu können, geht, nach abgelegtem Vorurtheile, welches man von der zusammenziehenden Kraft dieser Pflanze hatte, zugleich gänzlich verlohren.

§. 32.

Die von den Deutschen also genannte welsche Bibernell, zu der wir jetzo gelangen, hat im lateinischen den Namen, Sanguisorba, entweder allein, oder mit dem vorgesetzten Wort Pimpinella, gleichwie im französischen Pimprenelle. Sie erwächset aus einer braunröthlichen Federkieldicken Wurzel, woran bisweilen an einigen Orten ein rothes Körnlein zu finden seyn soll, welche die Färber, nach dem Bericht des Herrn von Rohr, zu der Carmosinfarb zu brauchen pflegen. Weinmann hat dergleichen Cochenillkörner an der weissen Bibernell, dem Knawel, und nebst Rojo auch, jedoch in geringerer Zahl, an den Mausöhrlein gefunden. Es könnte also wohl hier ein Mißverstand seyn. Sie hat einen schwachen, glatten und bisweilen in etlich Zweige getheilten Stengel, an deren äusserstem Gipfel alle desselben Blümlein dermassen gedrungen an einem Knopf beysammen sitzen, daß sie von ferne nur eine einige Blume auszumachen scheinen. Der Stengel stehet daher, wegen dem obensitzenden Uebergewichte mehrentheils gebogen, und der Blumen-

Kopf

Kopf neiget sich in etwas zur Erde. Die Blümlein sind sehr klein, weit geöfnet, und von daurhaftem Wesen. Ihre Blättlein, aus welchen, nebst denen vielen Staubfäden, einem kleinen Kelch und Griffel, dieselbe zusammen gesetzt sind, bestehen zwar, weil sie am Grund aneinander gewachsen, nur aus einem Stücke. Es ist aber dieses so tief in vier Theile gespalten, daß man der Natur weniger Gewalt anthut, wann man diese Pflanze unter die Classe der vierblätterigten Gewächse rechnet, als daß man sie zu den einblätterigten setzt. Rajus verdienet deßwegen, da Er dieses, seiner Gewohnheit nach, gethan hat, weniger Vorwurf, als Paulus Hermannus, Magnol, und andere, welche sie ganz ohne Blatt beschrieben, und mithin zu denen Pflanzen, die nur aus Staubfäden und einem Kelch bestehen, allein deßwegen gezählt haben, weil die Blättlein derselben an Dauer dem Kelch gleichen, ohne zu bedencken, daß, wenn dieses genug wäre, nothwendig das Gnophalium, Elichrysum, Xeranthemum, und dergleichen mehrere, auch hierunter gerechnet werden müßten.

Aus denen Blümlein erwächst eine dürre, länglicht viereckigte Saamen-Capsul, welche zwey Saamenkörnlein einschließt, mit dem Saamen abfällt, und demselben so genau anpasset, daß Rajus es für den Saamen selbst angesehen hat, und daher

her bewogen worden ist, diese Pflanze der zehenden Classe, oder denjenigen Gewächsen beyzugesellen, deren jegliches Blümlein nur ein und zwar blosses Saamenkorn zeuget, Herbæ flore perfecto simplici semine nudo solitario.

Die Blätter stehen mehrentheils unten am Boden beysammen, doch ist der Stengel nicht ganz davon beraubt, sondern hie und da eines einzeln daran anzutreffen. Ein jedes derselben besteht aus vielen kleinen, ovalrunden, am Rand scharf gezackten Blättlein, welche bald wechselsweis, bald gepaart, auf beyden Gegenseiten an einer gemeinschaftlichen Rippe sitzen, woran ein ungerades oben den Beschluß macht. Sie gleichen also zwar dem Laub der Eschen, des Holders, des Vogelbeerbaums, dem ersten Anschein nach, in etwas; sind aber, weil eine jede Abtheilung vor sich allein schon ein ganzes Blatt ausmacht, davon gleichwohl weit unterschieden: Dann da ein jedes dieser kleinen Blättlein mit seinem eigenen kurzen Stielein an der gemeinschaftlichen Rippe angeheftet ist; dieseRippe selbst auch mehr einem Stiel, als derRippe eines Blatts ähnlich siehet: so kan man nicht sagen, wie bey jenen, daß sie nurAbtheilungen eines einigen Blatts seyn. Im übrigen stehen ihrer gemeiniglich sechs auch mehrere Paar beysammen, sind so, wie die ganze Pflanze, sehr daurhaft, trocken, glatt, und von blaulicht grüner Farbe.

§. 33.

§. 33.

Der in unserm Deutschland wildwachsenden und bekannten Arten sind nur zwey, wovon die eine am liebsten auf Wasserwiesen wächset, einen zwey Schuhlangen Stengel, dunkelbraune röthliche Blümlein, und eben also gefärbte glatte Blätterstiel hat.

Die andere hingegen unterscheidet sich von dieser, daß sie besser an Wegen, trockenen und sandigten Stellen fortkommt; niedrigere und mehrere Stengel aus einer Wurzel treibt; kleinere Blumenknöpf erhält, welche im Anfang grünlich sehen, im Alter aber gleichwohl röthlich werden; mehrere Staubfäden, auch weib- und männliche Blümlein zugleich und raue Blätter-Rippen hat. Diese wird daher auch Sanguisorba minor, jene aber Sanguisorba major flore spadiceo genannt.

Beede werden in denen Apothecken, doch diese lieber als jene, mehr und öfter, als recht ist, gebraucht: dann es verhält sich mit dieser Pflanze eben so, wie wir oben von der Benedictwurz zu klagen bemüssiget worden. Sie wird in vielen Apothecken aus Irrthum und Veranlassung einiger Aehnlichkeit in den Blättern, vor die rechte weiße Bibernell gehalten, obgleich ihre Bildung ganz nicht damit übereinstimmt. Leonhard Fuchs, ein ehemals berühmter Kräuterkenner und Lehrer

auf

auf der hohen Schule zu Tübingen, hat schon vor mehr als zweyhundert Jahren darüber geklagt, und wir sind selbst durch eigene Erfahrung von der Wahrheit seiner Klage schon zum öftern überzeugt worden.

Es ist aber diese Verwechslung hier um so viel schädlicher, weil die Würkuugen dieser zweyerley Arten weit unterschieden, ja einander fast gänzlich entgegen gesetzet sind.

§. 34.

Indessen ist gleichwohl unsere Sanguisorba an guten Eigenschaften nicht geringer, als die andere mit den weissen Doldenblumen. Sie ist ein Wundkraut, zieht zusammen, und hat einen lieblichen Geschmack. Sie kan daher auch in der Haushaltung unter Salat oder zu Brühen, nach dem Beyspiel der Franzosen, welche sie auf diese Weise brauchen, und sehr lieben sollen, genutzet werden. Gesner hat die Wurzel davon mit der Tormentill, und Paulus Hermannus mit der Benedictwurze verglichen. Vornemlich aber soll sie zur Blutstillung dermassen tauglich seyn, daß einige davor gehalten, der Blutfluß lasse sogleich nach, wann nur etwas davon in der bloßen Hand gehalten werde. Doch, da dieses nach den abergläubigen Zeiten gar zu sehr riecht, so verdienet es auch keinen Glauben, ob man ihr schon diese Eigenschaft nicht ganz absprechen kan, wann es

auf

auf gehörige Weise gebraucht wird. Tabernemontanus lobt sie für die Würme der Pferdte; es soll aber die Wurzel zugleich mit dem Kraut, jenes unter dem Futter, dieses aber in den Trunk eingeweichet, denselben gegeben werden; und einige Schriftsteller des vorigen Jahrhundert schreiben ihr eine grosse Kraft vor die Wasserscheu bey; eine, wie bekannt, aus dem tollen Hundsbiß entstehende erbarmenswürdige Krankheit. Sie soll dieselbe nicht nur, als das allerbeste Præservativ, ganz und gar abwenden, wenn sie nur etliche Morgen, entweder als Salat, oder auf andere Weise gegessen wird, sondern selbst die gegenwärtige glücklich dadurch schon curirt worden seyn.

So ungewiß dieser wichtige Dienst, so wahrscheinlich ist es hergegen, daß unsere Pflanze nirgends besser, als zu dem Gebrauch der bekannten Frühlingskräuterweine, oder sogenannten Kräuter-Säcklein tauge. Sie wird darzu angerühmt, und auch würcklich mit Nutzen zum öftern gebraucht. Da ihre Kraft stärkend, trocknend und anziehend ist, und sie mithin nichts schleimigtes in ihrem Wesen hat, so schickt sie sich am besten zum Wein.

Wir verstehen aber hierunter nicht die zum Mißbrauch wordene, aus laxierenden und stärkend bittern Dingen, gröstentheils zusammen gesetzt allgemeine Kräutersäcklein: Denn wir verabscheuen die Zusammenmischung solcher Arzneyen,

deren

deren Kräfte einander entgegen gesetzet sind, allzusehr, ob sie gleich zur Reinigung des Geblüts oft selbst von privilegirten Aerzten also verordnet worden. Wenn der Bauer zu Markte fahren will, so spannet er niemals auch Pferde hinter den Wagen, nur damit die vordern den Wagen nicht allzuschnell fortziehen; wo er ja dieses vor nöthig befindt; so spannt er lieber ein paar von den vordern aus, oder nimmt gleich im Anfang weniger. Was thut aber der Arzt anders, wenn er stärkende und laxierende Dinge mit einander vermengt, als daß er seine Pferde vor und hinter den Wagen zugleich spannt? und was Wunder ist es daher, wann man oft klagen hört, das Kräutersäcklein habe nicht laxirt?

§. 35.

Wenn wir also unsere welsche Bibernell hier zum Gebrauch der Kräuterweine anrathen: so ist unsere Meynung, daß man dieselbe frisch oder frisch gedörrt, entweder allein, oder mit andern seines gleichen, wie wir bey der Benedictwurz schon gesagt haben, vermischt, etliche Tage am Wein stehen lasse, alsdann wohl ausdrücke, und von dem Wein Morgens nüchtern und Nachmittags ein Spitzgläslein voll nehme; wobey von selbst klar ist, daß es nicht für jedermann ohne Unterscheid dienlich seyn könne, sondern nur vor schwächliche Personen, oder solche, die einen blöden

den Magen, schwammichtes Fleisch, oder öfters Bauch- und Blutflüsse haben. Ein also zugerichteter Wein bekommt dadurch eine sehr liebliche Farbe und einen angenehmen Geschmack. Sein fleissiger Gebrauch ermuntert das Gemüthe; doch ist dieses nichts besonders. Der Wein hat diese Eigenschaft schon allein zu Salomons Zeiten gehabt; sie scheinet daher auch hier, wie Paulus Hermannus dafür gehalten, mehr von diesem als dem beygemischten Kraut herzurühren.

§. 36.

Nunmehro wollen wir unser Augenmerk auch auf die verschiedene Sträuche selbst richten, aus denen die Zäune meistentheils bestehen, nachdem wir sieben, theils unter derselben Schatten, theils an der Strasse wachsende Pflanzen genugsam, so viel unsere Absicht war, haben kennen lernen.

Das wilde Dürlizen oder Cornellbäumlein kommt hier, weil es bey uns unter allen am häufigsten anzutreffen ist, vorzüglich in Betrachtung. Es ist dieses ein mittelmäßig acht bis zehen Schuh hoher Strauch mit ziemlich langen Gerten oder Zweigen. Er wird im lateinischen Cornus foemina und Virga sanguinea deßwegen genannt, weil seine Blätter dem Laub der bekannten Cornell-Kirschen ziemlich ähnlich sind, und die etwas veraltete Zweige ganz roth, als wären sie mit Blut

geträncket,

geträncket, aussehen, oder, was diese letzte Benennung anbetrift, weil, wie einige der Alten dafür gehalten, mit diesen Ruthen die Mörder gewöhnlich, ehe sie zum Tode geführt wurden, gezüchtiget, und sie also mit derselben Blut angefeuchtet und gefärbt worden sind. Es wird daher auch im französischen dieser Strauch Sanguin, im deutschen aber an theil Orten Schießbeer-Holz, genannt.

Dieser letzte Name hat zu vieler Verwirrung Anlaß gegeben. Unter den neuen berühmten Beschreibern der Bäume und Sträuche ist fast keiner mit dem andern einstimmig. Fast ein jeder derselben versteht einen andern Strauch unter diesem Namen. Bey denen Herren von Carlowiz und Leopold wird der Faul- oder Hundsbaum, Alnus nigra, frangula, also genannt, und Herr von Rohr berichtet uns, daß er in Thüringen zwey Sträuche von ganz verschiedener Art gesehen, die von dem dasigen Landvolke Schießbeerenholz genennet worden, und von ganz anderer Gestalt, als die unter diesem Namen sonst bekannte Art, gewesen seyn. Er beschreibt hierauf diese zwey Arten zwar kurz, doch lässet sich deutlich daraus abnehmen und erkennen, daß die zweyte Species eben unser Cornellbaum, Cornus foemina, sey. Andere hingegen verstehen die Rhein-Weiden und Kreuzbeere hierunter, oder vermengen

gar

gar den wilden Cornellbaum mit dem ersten, Ligustrum, und halten ihn theils vor einerley Strauch, wie aus dem Oeconomischen Lexico zu ersehen, oder legen ihm doch im deutschen, wie Lonicer gethan, einerley Namen bey.

Gleichwohl scheint der Name Schießbeerholz am allereheſten und füglichsten dem Faulbaum, Frangula zuzukommen, dann sein Holz soll zum Schießpulver am tauglichsten seyn, und daher von denen Pulvermachern fleissig aufgesucht werden.

§. 37.

Es unterscheidet sich aber unser wilder Cornell von allen diesen hauptsächlich darinnen, daß, obgleich sein Laub auch ovalrund, vornen zugespitzt, am Rande ganz oder uneingeschnitten, und also dem Laube des Faulbaums in etwas gleich ist; er doch in Ansehung der Blumen, als welche an einem Dolden, in Umbella, beysammen stehen, merklich davon abgehe, weil bey dem Faulbaum nur etliche beysammen aus den Winkeln der Blätter hervor brechen, welche viel kleiner, als diese sind, und eine weiß gelblichte Farbe haben, übrigens aber den Blüthen des Kreuzdorns ziemlich gleichen, statt, daß bey unserm Strauche sehr viele ganz weisse Blümlein in einen Kopf gesammelt sind.

Die Rheinweide hingegen hat zwar auch ganz weisse Blüthen, sie stehen aber, gleichwie

auch die nachfolgende Beere, Traubenweis bey=sammen, und riechen angenehm, wo jene eher stinken, auch haben sie ein ganz ander Laub. Es ist bey diesen weder so groß, noch rund, sondern ziemlich schmal, hart, daurhaft, und den Weiden=Blättern ähnlich.

Uebrigens bekommen zwar diese jetztgemeldte Sträuche alle schwarze Beere, die einander dem äusserlichen Anschein nach ziemlich gleichen, sie un=terscheiden sich aber dennoch in der Anzahl der darinnen enthaltenen Steinlein oder der Saamen-Kerne: dann die der wilden Cornell haben nur ein einiges rundes; des Faulbaums zwey platte; und des Hartriegels und Kreuzdorns mehrentheils vier, die auf einer Seite erhaben, auf der andern aber flach sind.

§. 38.

Das Holz von dem Cornell soll sehr hart seyn, wenigstens hat Lonicer ihm deßwegen den lateinischen Namen Ossea beygelegt. Wann aber der in Virginien und Florida häufig wach=sende bekannte Sassafrasbaum, wie fürgegeben wird, eine Art davon ist; wo bleibt alsdann bey diesem die Härte? Wir sind nie so glücklich ge-wesen, diesen Baum selbst zu sehen, müssen uns daher nur auf die Zeugnisse anderer verlas-sen. Aber sollte das jedermann in die Augen fal-lende leichte und gar nicht daurhafte Wesen des

Sassafras-

Sassafrasholz nicht hinlänglich seyn, den gegründeten Zweifel zu erwecken, ob auch dieser Baum aus dem Geschlechte des Cornus sey, da ihm die Haupteigenschaft desselben, die Härte des Holzes, fehlet?

§. 39.

Eine halbe Stunde von hier, nicht fern vom Grünenfurth, findet man eine grosse Menge dergleichen Laub, mit untermischten ganz kleinen Zweigen, unter der Erden. Sie liegen nicht tief, kaum 4. oder 5. Schuh in einem Tuftboboden; auch sind sie nicht versteinert, wie diejenige Theile von Thieren und Vögeln, die auf Bergen und in Felsen gefunden werden; sondern nur incrustirt, oder mit einer sandsteinigten Rinde überzogen. Sie gleichen also denen in Flüssen bisweilen anzutreffenden incrustirten Blättern und Holzstengeln fast gänzlich; doch ist das Wesen der Blätter und des Holzes längst ausgewittert, und nichts mehr davon anzutreffen. Das Merkwürdigste ist hiebey, daß, so zahlreich, ja recht hauffenweis übereinander, auch diese wilde Cornusblätter an bemeldtem Orte zu finden sind, gleichwohl nicht die geringste Spur von einem Laub eines andern Strauchs darunter befindlich ist. Ist die Ursache hievon, daß bey der Ueberschwemmung nur allein jene hier zusammen gehäuft, und mit Sand überschüttet worden sind,

 oder

oder sind sie wegen ihrer mehrern Daurhaftigkeit, trockenem Wesen, und wenigern Feuchtigkeit allein tüchtig gewesen übrig zu bleiben, und uns zum lebhaftesten Zeugnisse einer ehemaligen Strafe GOttes noch nach viel hundert Jahren zu werden, statt, daß die übrige, die damit vermischt waren, ihrer wässerigern, weichern, und der Verwesung schneller unterworfenen Substanz wegen, vorhero verfault sind, ehe sie mit der steinigten Materie überzogen werden können? Wir wollen es nicht genauer untersuchen. Doch ist das letztere wahrscheinlicher.

Indessen lernen wir wenigstens daraus so viel, daß 1.) der wilde Cornell schon ein alter Einwohner von unserm Landstriche sey; 2.) die Erdfläche unserer Gegend, hauptsächlich gegen Mitternacht, ehemalen um etliche Schuh niedriger war, und 3.) die nur in dieser Gegend und sonst nirgend, auch daselbst nur an erhabenen Stellen, häufig zu findende weise Tuft- oder Kreidenerde, welche allhier weiß-Oehrt genennet wird, nicht ursprünglich da gewesen, sondern erst durch eine Ueberschwemmung hergebracht und zusammen gehäuffet worden sey

§. 40.

In der Arzney ist dieser Strauch gar nicht bekannt. Die Beere, welche, wie alle dergleichen, im Anfang grün sind, und erst beym Reifen

schwarz werden, enthalten ein grünes Fleisch oder Mark in sich von sehr grosser Bitterkeit und widerlich stark anziehendem Geschmacke. Sie sind daher weder für Menschen noch Vieh sicher zu gebrauchen.

Inzwischen sollen sie doch in der Haushaltung dienen: Denn Mathiolus und Joh. Bauhin berichten uns, daß in dem Tridentinischen ein Brennöl zu denen Lampen aus diesen Beeren, vermittelst der Kochung in Wasser und Auspressung derselben, zubereitet werde.

Wir wollen aber hier nicht entscheiden, ob dieses Lampenöl eben hieraus, und nicht vielmehr aus den Früchten des Spindelbaums komme? Das lezte behauptet Evelin, und es ist deßwegen eher zu glauben, als das erste, weil diese Früchte einen Nußartigen Kern in sich halten, und also zum Oelpressen viel geschickter sind, als die wässerigten Beere des wilden Cornus.

§. 41.

Der Hartriegel, zu dem wir jetzo fortschreiten, wird lateinisch Ligustrum französisch, Troëne, und im deutschen an theils Orten, auch Rheinweiden oder Beinholz genannt; ein Strauch, der einen guten Theil der lebendigen Zäune ausmacht, und an Höhe dem vorhergehenden ganz gleich ist. Er trägt, wie schon gemeldet worden, weisse wohlriechende Blüthen, wovon die in vier Blättlein

gespaltene Blümlein, auf Art der Weinreben, Büschelweise hintereinander am Gipfel eines jeden Zweiges hangen, aber nicht mehr als zwey Staubfäden, und also nur halb so viel als der Einschnitte sind, haben.

Die Blätter stehen theils gepaart am Zweige, theils auch vier bis sechs und noch mehr an einem Strauß beysammen. Sie sind hart, glatt, glänzend, etwas kürzer als das Weidenlaub, und gleichen den Blättern des Oelbaums. Die schwarze Beere enthalten auch schwarze Saamenkörner in sich, deren Zahl nicht beständig gleich ist; in manchen sind es nur zwey, bisweilen aber vier. Das Mark derselben ist mit einem braunröthlichen Saft angefüllt, und sehr bitter am Geschmack. Die Rinde ist grau oder Aschenfarbig, und die Zweige sehr biegsam, obgleich das Holz des Stamms an sich selbst, wann es dürre worden, so hart ist, daß es sich schwerlich verarbeiten oder durchbohren läßt. Die beyde deutsche Namen, Hartriegel und Beinholz, kommen davon her, so, wie der lateinische, Ligustrum, von der Zähe, Biegsamkeit, und andern guten Eigenschaften zum Binden, entsprungen ist.

§. 42.

Es fallen zwar die Blätter im Herbst ab, doch bleiben die Beere fast den ganzen Winter über, bis das neue Laub, welches im Frühling

eines

eines mit von den ersten ist, ausschlägt, stehen. Also weislich hat es der Schöpfer der Natur geordnet, daß Er den Vögeln, wenn zur nöthigen Ruhe des Erdbodens alles mit Schnee bedeckt und verschlossen ist, gleichwohl über demselben ihre Speise darreicht, und sie erhält. Wobey dieses gewiß nicht das geringste Stück der göttlichen Weisheit und Vorsorge ist, daß eben diese Früchte von solcher Eigenschaft sind, daß sie von Menschen weder genossen werden, noch sonsten auf andere Art ihnen grossen Nutzen schaffen können: denn wäre dieses nicht, so würde das unersättliche menschliche Herz, welches nie genug bekommen kan, gern alles für sich allein behält, und sich gröstentheils wenig darum bekümmert, ob seinem Nächsten, geschweige denn den ihm unterworffenen übrigen Creaturen, auch ihr nöthiger Antheil übrig bleibt, gewiß auch diese Gabe, wider die Absicht des Schöpfers, verschlingen, und mithin die Vögel ihrer nöthigen Winternahrung gröstentheils berauben.

§. 43.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir weder von diesem und den vorhergehenden noch auch andern Arten der Staudenbeere viel nützliches zu sagen wissen.

Doch da der allerweiseste Schöpfer aller Dinge einem jeden Wesen einen vielfältigen Nu-

tzen beylegen wollen; Er auch zum voraus sehen müssen, daß die Menschen diese Gewächse bald gar ausrotten und vertilgen würden, wenn sie ihnen gar keinen Dienst leisten könnten: so hat Er diesen Stauden noch eine Eigenschaft gegeben, wodurch sie nicht nur vor der Vertilgung sicher gestellt, sondern die Menschen selbst zu derselben mehrern Pflanzung angereitzet werden.

Ihr schneller Wachsthum, festes Holz und daurhaft schönes Laub macht, daß sie zu Gehägen oder lebendigen Zäunen sehr wohl taugen. Wie nothwendig hat aber nicht der Mensch diese, um sich und seine Feldgüter vor den räuberischen Menschen und wilden Thieren zu bewahren! Unter den Sträuchen, die hierzu tauglich sind, hat unser Hartriegel vor vielen andern noch einen Vorzug, besonders die ausländische Arten; als der breitblätterigte höhere, und die mit den Silber und Goldfarb gestreiften Blättlein; jener, weil seine Blätter auch über den Winter dauren; diese aber wegen der Zierde ihres Laubs.

§. 44.

Ueber dieses können auch noch, sowohl die Blüthen und das Laub, als auch die Beere einige kleine Dienste, theils in der Arzney, theils in der Haushaltung leisten. Weil alles anziehend und herb an diesem Strauche ist, so bedient man sich des Laubs und der Blüthe zu Gurgelwassern

bey

bey Schleim- oder Wassergeschwulsten, lockerm Zahnfleisch, Zahnschmerzen, und dergleichen, mit gutem Nutzen. Deßgleichen werden die Beere manchmal gebraucht, den rothen Weinen dadurch eine stärkere und dickere Farbe zu geben. Auch soll, nach dem Zeugnisse des Tragus, eine blaue Farbe daraus können bereitet werden.

Da aber alles dieses leicht zu entbehren, so ist es kein Wunder, wenn, ausser dem Plinio und Virgilio, die Alten hievon gar nichts gedacht haben, so, daß man billig zweifeln muß, ob auch dieser Strauch den Griechen und Arabern bekannt gewesen seye?

§. 45.

Ganz anders verhält es sich mit dem jetzo folgenden Saurach: denn aus nachstehendem werden wir mit mehrerm hören, daß dieses Staudengewächs uns in allerley Absicht eben so nützlich, ja nöthig sey, als leicht entbehrlich die zwey vorhergehende waren.

Es hat im Deutschen, nebst dem obigen, Saurach, noch vielerley Namen, worunter Berbisbeere, Erbsel, Erbselen, Erbshösen, Saurdorn die bekanntesten sind, von welchem leztern die französische Uebersetzung Epine vinete, deßgleichen die griechische und lateinische, Oxyacantha und Spina acida herrühret. Zwar wird der Name Oxyacantha gewöhnlich auch dem

Weiß- oder Hagdorn, Spina alba, Chespilus apii folio, beygelegt. Es geschicht aber dieses mit ganz keinem Rechte, und selbst wider den Verstand dieses Wortes. Der gewöhnlichste lateinische Name, welcher aus dem Arabischen entsprungen zu seyn scheinet, ist gleichwohl Berberis. Der Strauch selbst erreicht selten die Höhe der zwey vorhergehenden, doch wächset er unter ihnen vermischt gern auf eben dem Erdreich, und macht wegen der schönen gelben Blumen zwischen den weissen Blüthen dieser daselbst eine liebliche Veränderung der Farben. Er hat weitkriechende, viele, sattgelbe Wurzeln, und einen Stamm, der mit einer dünnen, aschfarben und rauhen Rinde bekleidet ist. Das Holz darunter ist spröde, leicht zerbrechlich und gelb an der Farbe, doch nicht so dunkel als dasjenige von den Wurzeln.

Mehr als die halbe Länge der Zweige ist auf allen Seiten mit gelben, in Trauben ähnliche Büschelein gesammelte Blümlein geziert, deren jedes sechs ovalrunde Blättlein hat, und wie gefüllt anzusehen ist. Diese Büschelein erwachsen mit ihrem eigenen Stiel unmittelbar aus dem Zweige selbst, und stehen wechselsweise an demselben. Sie sind unten an dem Ort ihres Ursprungs mit einem Büschelein grüner, kleiner, fast ovalrunder, stumpf gespitzter, am Rand scharf, aber nicht tief, gezähnter, margine acutissime dentato,

tato, Blättlein, und einem drenzehn eckigten, stark und scharfen Stachel, versehen oder bewafnet.

Nach ihrem Abfallen erscheinen, wie bekannt, rothe langlechte Beerlein, die ein paar Kernlein und einen scharf sauren rothen Saft in sich halten.

Eine andere Gattung von diesem Strauche, die bisweilen zur Curiosität in die Gärten gepflanzt wird, trägt ihre Beere ohne Kern. Schade! daß sie nicht eben so viele Früchte hat, und eben so leicht zu erziehen ist, als die gemeine wildwachsende. Diese Beere wären sonst zum Einmachen sehr tauglich, besonders von derjenigen Art, wovon Herr Ellis gedenkt, daß es dergleichen gebe, welche zweymal so groß seyen als die gemeinen.

§. 46.

In Engelland sollen sie bisweilen in ziemlich grosse Stämme, die bis 12. Schuh im Durchschnitt haben, (vielleicht ist es ein Schreib- oder Druckfehler, und soll 12. Zoll heissen: dann dieses wäre schon was ausser der Ordnung und ungewöhnlich:) erwachsen, aber daselbst in einem üblen Ruf deßwegen stehen, weil das gemeine Volk der Meinung ist, sie verursache den Brand in dem nahe dabey stehenden Korn. Obgedachter Herr Ellis erzählt, um die Gewißheit dieses Vorurtheils desto besser zu beweisen, eine Historie von einem gewissen Pachter, der aus diesem Grund einen solchen Haß wider diesen Strauch faßte, daß

er

er im Jahr 1720. einen solchen, der sehr groß und einem Baum ähnlich war, deßwegen zu vertilgen suchte, weil er auf dem Feld seines Nachbarn, und also nicht weit von seinen Feldern stund. Er goß zu diesem Ende in der Nacht zu verschiedenen Zeiten einige Gefässe voll siedendes Wasser an die Wurzeln, bis der Baum eingehen mußte.

§. 47.

Sowohl in der Haushaltung als Medicin ist dieser Strauch von vielfältigem Nutzen. Es ist kein Theil an ihm, der nicht seinen besondern Dienst leistete. Das Holz, die Wurzeln, derselben Rinden, die Blüthen, hauptsächlich aber die Beere, ein jedes trägt das Seine zu besserer Bequemlichkeit unsers Lebens bey. Das Holz können die Tischler oder Schreiner bequem zu eingelegten Arbeiten brauchen. Die Rinde aber desselben, insonderheit diejenige von den Wurzeln, geben eine schöne gelbe Farbe, wann sie in Wasser gesotten, oder in Lauge eingebeizt werden, womit man allerley hölzerne Geräthe anstreichen, und so hell und glänzend machen kan, als wären sie mit Firniß überzogen. Deßgleichen wird sie für die Gelbsucht von den meisten, auch neuern Practicis, angerühmt. Es möchte zwar scheinen, als bestünde diese Würkung nur in der Einbildung, und sey noch ein Ueberbleibsel des leichtgläubigen Alterthums, welches gern die Kräfte der Pflanzen nach

den äusserlichen Eigenschaften derselben bestimmte, worzu es hier wegen der gelben Farbe guten Grund haben konnte: Allein, es bestätiget diese, allen alten Weibern bekannte Kraft, nicht nur derselben innerlicher Gehalt, sondern sie ist selbst durch angestellte Versuche und vielfältige Erfahrungen zur völligen Gewißheit worden: denn diese Rinde ist bey ihrer gelben Farbe auch zugleich bitter am Geschmack; und Clusius hat angemerkt, daß die mittlere oder diejenige Rinde, welche zwischen der äussern und der dem Holz zunächst anliegenden ist, eine stark laxierende Eigenschaft habe, wenn sie in ein Tüchlein gebunden, und drey Stunden lang in weissen Wein geweicht, von dem Wein aber nachhero getrunken werde. Wem ist aber unbekannt, daß meistens alle bittere Dinge, besonders, wann sie zugleich laxieren, für die Gelbsucht dienlich sind? Hiernebst hat Riedlin, ein im vorigen Sæculo berühmt gewesener Augspurgischer Medicus, aus Ulm gebürtig, uns ein merkwürdiges, und bey nahe das erste Exempel von einer Gelbsuchtcur, welche bloß allein hiemit verrichtet worden, aufgezeichnet hinterlassen., Eine Dame, schreibt er, von etlich und vierzig Jahren, welche dem Trunk etwas ergeben war, und sich dadurch ein übel beschaffenes Geblüt und schwachen Leib zugezogen hatte, verfiel endlich in eine Gelbsucht mit geschwollenen Füssen. Unter

den

den vielen Räthlein, welche ihr von den besuchenden Frau Baasen, nach eingeführter Gewohnheit, ertheilt wurden, war auch dieses folgende von einer Hebamme begriffen, welche bezeugte, daß nicht nur schon viele andere, sondern sie auch selbst damit curirt worden sey, nachdem sie vieles vorhero vergeblich gebraucht hätte. Sie solte diesemnach eine Handvoll obgedachter mittlern Rinde in eine Flasche thun, eine Maaß Neckarwein darüber giessen, die Flasche wohl verschlossen in ein siedend Wasser stellen, und vermittelst dessen den Wein an den Rinden kochen lassen; von diesem Wein aber nachhero täglich zweymal einen Trunk nehmen, jedesmal vor dem Speisen.

§. 48.

So nützlich aber diese Entdeckung seyn mag, weil die Gelbsucht keine seltene Krankheit und oft sehr hartnäckig ist: so geringscheinig ist sie gleichwohl, wenn sie mit dem vielfältigen Nutzen der Beere dieses Strauchs verglichen wird: denn hier zeiget sich wegen der herrlichen Säure ein solcher Ueberfluß von guten Diensten, sowohl in kranken als gesunden Tagen, zur Nothdurft als Erquickung, daß die Güte des Schöpfers nicht nur deßwegen, sondern vorzüglich noch darum, daß Er diesen Strauch fast in der ganzen bekannten Welt hat wollen wachsen lassen, sich recht merklich abermals offenbaret. Möchte man hier

nicht

nicht die Frage vorlegen: Was den Schöpfer bewogen habe, daß Er manche Gewächse in allen Ländern so allgemein gemacht, und überall hervor wachsen heissen, manche aber nur an gewisse Gegenden gebunden, so, daß ein jedes Land viele allgemeine und doch auch fast eine jede Stadt ein paar ganz eigene besitzet? Ist es nicht deßwegen geschehen, weil auch manche Krankheiten und andere Zufälle allen Menschen gemein, manche aber nur diesem und jenem Lande oder Stadt eigen sind?

Es wäre zu weitläuftig, alle Fälle hier zu erzählen, in welchen diese Beere dem Landmann zu einer herrlichen Hausarzney dienen können. Wir wollen, statt dessen, weil das meiste ohnehin schon ausführlicher im vorhergehenden Theil, bey Gelegenheit des mit diesen Früchten nahe verwandten Saurampfers, gesagt worden, nur des wichtigsten gedencken.

Hier ist überhaupt zu merken, daß, weil die allerconcentrirteste Säure, welche im Gewächsreich, und ohne Beyhülfe der Kunst zu finden ist, darinnen enthalten ist, sie eine vorzüglich kühlende, Herz- und Magenstärkende, Durstlöschende, Appetit-erweckende, der Gall und Fäulung widerstehende Eigenschaft haben, und daher in hitzigen, besonders Gallenfiebern, ja selbst in der Pest, grossen Nutzen bringen können: denn also, was das letzte betrift, hat uns Prosper Alpinus berichtet,

richtet, daß sie in Aegypten hierzu stark im Gebrauch seyn, und der berühmte Kräuterkenner, Simon Pauli, ist selbst dadurch von einem Gallenfieber befreyet worden. Doch muß man auch hier, wie allenthalben, die Kunst zu unterscheiden wohl verstehen. Nicht bey allen hitzigen Fiebern sind saure und hitzige Dinge sicher zu gebrauchen. Sie verhindern die Transpiration, und die davon abhangende Absonderung des Unreinen oder Schädlichen aus dem Geblüte allzusehr. Selbst Boerhave lobt zwar die Säure dieser unserer Beere auch in Petechiis, dessen ungeachtet aber bleibt doch gewiß, daß bey allen Arten von Fiebern, welche ihre Crisin, vermittelst eines Ausschlags, haben, das kühlende behutsam, im Friesel aber, besonders bey schwächlichen Personen, fast gar nicht, und eben so wenig, als das übereilte Mode-Aderlassen, statt finde. Es wäre viel hievon zu sagen; es leidet es aber die Absicht unserer Blätter nicht, hierinnen etwas weitläuftiger zu seyn; wir müssen uns daher begnügen, bloß anzeigen zu können, daß die ehemalige allgemeine Gewohnheit, die Hitze durch Schweißtreibende Arzneyen zu brechen, nicht schädlicher gewesen sey, als die heutige der symptomatischen Aerzte und der Bader ist, welche alles mit Kühlmilchen ausrichten wollen.

Die

Die Conservirung dieser sauren Früchte und ihres Saft geschicht auf mancherley Art. Sie werden entweder gedörrt, oder frisch mit Zucker eingemacht, oder es wird der Saft allein davon aufbehalten, und derselbe mit Zucker entweder zu einem Syrup, Selz und Lattwerg gekocht, oder zu Morsellen und Täfelein gegossen.

Weil diese Dinge so vielfach genutzt werden können, ihre Zubereitung sehr leicht ist, und diese Beere allenthalben in Menge zu haben sind, so wollen wir, dem Landmann zur Nachricht, die Art, wie damit am füglichsten zu verfahren ist, kürzlich berühren.

Ueberhaupt ist nöthig, daß die Beere nicht eher gesammelt werden, als bis sie recht dunkelroth worden; wer aber etwas davon aufdörren will, der thut wohl, wann er sie so lang am Stocke stehen läßt, bis sie ein paarmal vom Reifen getroffen worden. Man schneidt sodann von denen Träublein die gröbsten Stiel hinweg, streut sie nicht allzudick aufeinander in ein Sieb, stellt dieses an einen warmen Ort, am besten oben auf einen warmen Beckenofen, läßt sie daselbst so lange, bis die Beere vollkommen dürr sind, und verwahrt sie sodann an einen wohltrockenen Ort, damit sie von der Feuchte nicht anlauffen oder schimmlicht werden. Diese gedörrte Beere halten sich etliche Jahre, und können im Fall der

Noth zu einem lieblichen und gesunden Trank in allen Krankheiten dienen, welche von oben angeführten Ursachen herrühren, wenn ein paar Loth davon mit einer Handvoll rohen Gersten und zwey Maaß Wasser eine viertel oder halbe Stund gesotten worden. Hierdurch erlangt also der Landmann schon ein Hauptstück zu der Cur aller dieser Krankheiten, weßwegen er meistens am ersten so besorgt ist, daß man nicht selten von ihm klagen und fragen hört, er wisse nicht, was er trinken solle? Verlangt er bey starker Hitze, Durst und Entkräftung etwas zur Herzstärkung, welches fast durchgehends seine zweyte Sorge ist, so können ihm diese mit Zucker frisch eingemachte Beere abermals seinen Wunsch erfüllen. Man erhält dieselbe, wenn ein gewisses Maaß frischer Beere sauber von den Stielen gereiniget, in ein Glas gethan, und gekochter Zucker darüber gegossen wird. Der Zucker muß weder zu dick, noch zu dünn gesotten seyn, sondern ungefehr Honigdicke haben, auch muß er nicht warm darüber gegossen werden, sonst schrumpfen die Beere ein, und wenn er ein paar Tage daran gestanden, und durch den ausgezogenen Saft der Beere dünner worden ist, muß man ihn noch ein oder zweymal, oder so oft, bis er seine vorige Dicke behält, und von dem Saft der Beere weiter nicht mehr verdünnert wird, abgiessen, zur vorigen Honigdicke kochen, und wieder aufgiessen. Diese

Diese also zubereitete Beere können, nebst dem, daß sie dem Kranken zu einer guten Erquickung dienen, auch in der Küche und als Confect zum Nachtisch mit Nutzen gebraucht werden, weil sie tauglich sind allerley Füllen von Bachwerk und Dorten davon zuzurichten.

Will man aber den Saft nur allein haben, so ist nöthig, die wohlreife Beere in einem steinern, oder, wo dergleichen nicht zu haben, auch in einem eisernen Mörser, besser aber noch, in einem hölzernen Trog erstlich wohl zu zerquetschen, nachher in einem zinnernen oder erdenen Gefäße über einem Kohlfeuer unter beständigem Umrühren wohl warm werden zu lassen, und also erwärmet in einem starken leinenen Sack vermittelst einer Presse den Saft davon auszupressen. Diesen Saft füllt man sodenn in gläserne Flaschen oder Bouteillen, mit einem engen Hals, ganz voll bis oben an, gießt ein wenig Baum- oder ander rein Oel darauf, und verwahrt ihn an einem kühlen Ort.

Will man nun ferner hieraus einen Syrup kochen, so nimmt man doppelt so viel Zucker, läßt ihn über dem Feur mit dem Saft zerschmelzen, und nur ein einigmal aufsieden, seiget ihn sodann durch ein dünnes wollenes Tuch, daß die Unreinigkeit des Zuckers und Safts davon gesondert werde, und verwahrt ihn nach dem Erkalten an einem temperirten Ort. Dieser Syrup ist sehr

tauglich bey heisser Witterung, die abgemattete Kräfte wieder zu ersetzen, und den Durst zu stillen, wenn davon ein paar Löffel voll unter das ordinari Trinkwasser gemischt wird. Man hat dabey den Vortheil, daß ein solcher Kühltrank oder Julep in einem Augenblick allenthalben, wo nur frisch Wasser zu haben ist, verfertiget werden kan, und daß man nicht erst auf das Kochen, wie bey dem aus Beeren bereiteten, warten darf; er dabey aber gleichwohl wegen dem beygemischten Zucker sehr lieblich ist.

Die ferner noch aus dem frischen, rohen Saft von dem Zucker- oder Süßbecken zu bereiten gewohnte Morsellen oder Täfelein und Zeltlein sind eben das in trockener Gestalt, was dieser Syrup in flüssiger ist. Man nimmt zart gestossenen Zucker, röstet ihn über Kohlfeur in einer Pfanne oder Kessel so lang unter beständigem Umrühren, bis er nicht mehr aneinander ballt und wohl heiß ist, welches ohngefähr in einer Viertelstunde geschehen seyn wird; giesset sodann von dem rohen Berbisbeersaft allgemach, bey fortdaurendem schnellem Umrühren, so viel darzu, daß es zusammen die Consistenz eines dünnen Taigleins, welches füglich ausgegossen werden kan, erhalte, und schüttet es in eine Morsellenform, oder, wann Täfelein daraus verlangt werden, giesset es in grossen Tropfen, vermittelst eines bequem hierzu

gerichten

gerichten Spatels, auf ein kupfern Blech. Jene müssen sodann gleich nach dem Erkalten und ehe sie unten vertrocknen, in Stücklein geschnitten und abgenommen, bey diesen aber das Blech über eine Glut gehalten und erwärmet werden, damit sie leichter davon abgehen. Die Selz wird ebenfalls aus dem frischen Saft mit Zucker, fast wie der Syrup, bereitet; nur mit dem Unterschied, daß zu vier Theilen des Safts nur ein Theil Zucker genommen, und damit so lang gesotten wird, bis er so dick als Honig worden.

Bey Bereitung der Lattwerg hingegen siehet man mehr auf das sulzig markige Wesen der Beere selbst, als auf derselben Saft. Um dieses zu erhalten, muß man eine gute Quantität von diesen Beeren ein paar Stunden lang mit Wasser sieden, nachher durch einen Sack stark auspressen, zu der ausgepreßten Brühe eben so viel Zucker thun und miteinander so lang kochen, bis es die gehörige Dicke einer Lattwerg bekommt.

Ueber jezt erzehlte Haushaltungs- und Arzneystücke, lehret uns der berühmte Kräuterkenner, Simon Pauli, welcher selbst durch Hülfe dieser Beere von einem hitzigen Gallenfieber befreyet worden, auch noch ein besonderes Salz aus obgedachtem derselben Saft bereiten. Es ist dasselbe zwar weder in denen Apothecken, noch sonst irgendwo in der Oeconomie bekannt, da es aber

an beyden Orten mit Vortheil könnte genutzt werden, so verdienet es, seiner Zubereitung mit wenigem zu gedenken. Man nimmt hierzu des frischen Safts, so viel man will, mischt den zwölften Theil Citronensaft darunter, läßt es bey gelindem Feuer bis auf die Hälfte oder so lang einsieden, bis es oben eine Haut bekommt, seiget es alsdann so schnell als möglich und je wärmer je besser durch ein wollenes Tuch, setzet es sogleich in einen kalten Keller, und lässet es daselbst etliche Tage ruhig stehen, so werden, während dieser Zeit, am Boden und denen Seiten des Gefässes sich Salzcrystallen anlegen, welche dem gereinigten Weinstein etwas ähnlich sind, und nach Abgiessung des Safts herausgenommen, getrocknet, und zum Gebrauch aufbewahret werden können. Den abgegossenen Saft siedet man alsdann noch mehrers ein, und verfährt damit wie das erstemal, so bekommt man immer noch mehrer Salz. Da es ganz klar, daß dieses Salz eben das in trockener Gestalt sey, was das Saure im Saft ist, so lange es mit dem wässerigten vereiniget bleibt; und dasselbe bloß daher entstehe, und in trockener Gestalt erscheine, weil es seines Vehiculi, in dessen Poris es vorhero aufgelößt schwamm, durch das Ausdünsten bey dem Einkochen ist beraubt worden; so ist auch leicht zu begreifen, daß das saure Wesen viel concentrirter darinnen seyn müsse,

se, als in dem Saft selbsten. Es könnte daher eben sowohl, wie das viel theurere Saurkleesalz, Sal Acetosellæ, welches auf gleiche Art bereitet wird, und von gleichem Wesen ist, sowohl in der Arzney als Haushaltung genutzt werden. In der Arzney, in Fällen, wo kein flüssiges Saures taugt, sondern dasselbe in trockener Gestalt erfordert wird; in der Haushaltung aber hauptsächlich zu Vertilgung der Dintenflecken in der weissen Wäsche oder in dem leinenen Geräth, weßwegen das Frauenzimmer oft so viel Kummer und Arbeit hat, und worzu das Saurkleesalz so bekannt, als berühmt und vortreflich ist, aber wegen seiner Theure, wenn die Flecken groß, und ihrer viel sind, nicht allezeit kan gebraucht werden. In diesem Falle dörfte man nur etwas von diesem Berbisbeersalz zart zu Pulver reiben, den Dintenfleck aber, wann er vorhero wohl angefeuchtet worden ist, über ein umgekehrtes warm gemachtes Zinteller ausspreiten, und vermittelst der Spitzen der Finger mit diesem Salz reiben, nachhero aber das Salz wieder auswaschen, so würden die gröste und älteste Flecken in einem Augenblicke und eben so leicht als mit dem Saurkleesalze vertilget werden können.

§. 49.

Es scheinet, es sey dem an Wunderwerken unerschöpflichen Schöpfer der Natur nicht genug

gewesen, daß er die zum Dienst der Zäune erschaffene Sträuche selbst mit so schönen Blumen gezieret hat, weil er auch noch über dieses, um nur derselben und des Sommers Pracht und Lieblichkeit recht vollkommen und fühlbar zu machen, solche Pflanzen hat erschaffen wollen, welche, zufolge ihres besondern Baues, sonsten nirgends als daselbsten fortkommen, ihre Blumen um die grün tapezirte Zweige schlingen, und dieselbe dadurch noch mehrers zieren können: Dann also sehen wir nicht selten die schönste Blumen der Winden, Convolvuli, der wilden Wicken, des Je länger je lieber, Sulcamora, von allerley Farben, mitten und bis zu oberst unter denselben prangen. Zu diesem Endzwecke kan mit allem Recht auch die Waldrebe, Clematis, welche sonsten auch Flammula jovis oder repens; desgleichen im Deutschen an manchen Orten, Lienen genannt wird, gerechnet werden. vol. 1. p. 159.

§. 50.

Sie erwächset an Wäldern, und überhaupt an allen Sträuchen und kleinem Schlagholz eben sowohl als an Hecken und Zäunen mit einem schwachen und sehr langen Stengel, auf Art der Phaseolen. Ihre Zweige, die in grosser Anzahl auf allen Seiten hervorschiessen, hängen sich mit Laub und Blüthen an die Zweige an, und vervielfältigen sich daselbst dergestalt, daß, weil sie

immer weiter kriechen, endlich der ganze Strauch davon eingenommen wird.

Die Blätter gleichen dem Laub der Bohnen, aber nicht Fabarum, sondern Phaseolorum, ziemlichermassen, nur daß sie hinten nicht so breit, sondern schmäler, etwas länger, und vornen spitziger sind. Es stehen derselben auch, wie bey diesen, zum öftern nur drey beysammen; zwey gegeneinander über an den Seiten und das dritte oben zum Beschluß, obgleich am gewöhnlichsten ihrer Fünfe, wovon jedes Paar weiter als sonst gewöhnlich von dem andern entfernt ist, erst einen ganzen Blätterstrauß ausmachen. Sie sind dunkelgrün, glatt, von harter, trockener Substanz, und am Rande nirgends weder gekerbt, noch sonst eingeschnitten. Die Blumen sind an einem weitläufigen Büschelein beysammen, doch stehen sie nicht nebeneinander, wie bey den Doldengewächsen, auch nicht Traubenformig, in racemis, sondern Staffelweis unter oder hintereinander an ihren eigenen ziemlich langen Stielen. Ein jedes derselben hat vier Blättlein, und eine Menge ganz kurzer Staubfäden, aber gar keinen Kelch. Sie sind weiß von Farbe, an der hintern Seite mit zarter Wolle überzogen, tomentosi, und biegen sich, wann sie einige Tage offen gestanden, etwas hinter sich, so, daß sie fast mehr die Eigenschaften der Blumenkelche als der Blättlein zu haben scheinen.

Doch, da sie vor Reifung der Saamen abfallen, und denselben bloß ohne Beschirmung zurücke lassen, auch in manchen ausländischen Gattungen schön blau oder roth sind, so werden sie mit Recht von den besten Botanicis einstimmig vor Blättlein gehalten.

Auf ein jedes folgen acht bis zehen Saamen-Körner. Sie stehen bloß, wie schon gesagt worden, in einem Kopf beysammen, und haben an ihrem spitzigen Ende Haarzarte, Federähnliche, Silberfarbe Verlängerungen, die in einem Bogen gekrümmt, in einander geschlungen, und daher fast als wäre es eine eigene neue Blum, recht lieblich anzusehen sind.

§. 51.

Sonst ist diese Pflanze den wenigsten bekannt, obgleich die so schöne und Jedermann bekannte Anemonen ihr am allernächsten verwandt sind: denn sie gehört, wie diese, zu der fünfzehenden Classe, oder unter diejenigen Gewächse, die einen blossen Saamen haben, da auf jedes Blümlein mehr als vier Körner folgen, und zugleich ohne Kelch ist, Herbæ semine nudo, polyspermæ flore nudo. Doch soll die ihr gegebene scharf beissend und brennende Eigenschaft den Strassenbettlern nicht unbekannt seyn, sondern die boßhaften unter denselben sollen sich vielmehr bisweilen dessen bedienen, sich damit Blattern und

Geschwüre

Geschwüre zu ziehen, oder zu ätzen, damit sie, durch Vorzeigung der eiterichten Haut, die Leute eher zum Mitleiden bewegen. Sie wird daher auch in Frankreich herbe aux Gueux, und im lateinischen, aus Veranlassung dieser dem Feur gleich brennenden Kraft, Flammula, genannt.

§. 52.

Auch war diese beissende Eigenschaft den Alten nicht unbekannt: dann Dioscorides lobt die zerquetschte frische Blätter äusserlich vor den Aussatz; und der viel jüngere Tragus will sie mit Wasser, Wein und Salz abgesotten denen Wassersüchtigen, Mathiolus aber in denen Krankheiten, die von zähem dickem Schleim entstehen, in morbis frigidis, anrathen. Wir halten aber mit Chomel davor, daß es besser sey, sich des innerlichen Gebrauchs ganz zu enthalten, obschon aus dem Dänischen Johannes Rhodius ein Exempel aufgewiesen werden kan, wo es unter Salsen ohne allen Schaden genossen worden.

Hingegen wäre zu versuchen, ob es nach dem Vorgang des Chesneau, welcher sich dessen zum Blasenziehen bey Podagrischen glücklich bedient hat, nicht zu diesem Endzwecke gemeinnütziger könnte gemacht werden. Die spanische Mücken sind ohnehin, wie die meiste Sachen, welche aus andern Ländern gebracht werden, ziemlich theur. Wenn aber ja dieses nicht wichtig genug ist, so

wäre

wäre es doch bequemer, und könnte der Mühe, erst ein Pflaster bey schnell vorfallender Noth zustreichen, überhoben seyn, da man statt dessen nur ein paar eingebeitzte Blätter auflegen dürfte.

§. 53.

Wir müssen noch zu einem Schluß-Discurs, ehe wir diesen Spaziergang an die Wege und Zäune endigen, auch von der letztern nützlichen Zubereitung etwas weniges gedenken. Wir haben dabey zweyerley Absicht: als, 1.) die Ersparung des Holzes, und 2.) eine daurhaftere und nicht allzukostbare Einschliessung oder Verwahrung unserer Gärten und Landgüter, zu unserm Augenmerke. Beydes ist sehr nöthig. Ohne Umzäunung der Güter sind derselben Besitzer niemals ihres Genusses vollkommen versichert; und wenn auch eine so güldene Zeit wiederum erscheinen sollte, daß man sie sicher ohne Umzäumung lassen könnte, so würde es doch manchen Gütern auf eine andere Art zum Schaden gereichen: Dann es wird nicht nur das darinnen Gepflanzte vor der Verderbung von wilden und zahmen Thieren oder der Beraubung von diebischen Menschen dadurch beschützt, sondern es wird das Gut auch warm erhalten, und für denen kalten schneidenden Winden verwahrt, welche in strengen Wintern oft alles, sogar die besten Obsbäume, verderben. Auch geben die solchergestalt versorgte Wiesen vielmehr

Heu

Heu als offene Felder und Landstücke, weil das Gras im Frühling viel eher zu wachsen anfangt. Engelland kan davon einen Beweis geben: dann Philipp Müller sagt, daß alle diejenige, die ihre Landstücke seit einigen Jahren einschliessen lassen, eine merkliche Verbesserung der Güter und Zunahme der Renten gehabt haben. Mauren hierzu aufzuführen, ist an den meisten Orten, wo man nicht Bruch- und Feldsteine in grosser Menge hat, zumalen, wann sie hoch werden sollen, welches doch öfters nöthig ist, vor den Landmann allzu kostbar. Dieses aber mit Umzäunungen aus Plancken, Pfählen, Stangen, oder anderm Holzwerk zu thun, muß nothwendig einem jeden Land, wie solches schon von vielen Oeconomieverständigen sattsam erwiesen worden ist, zum grösten Schaden gereichen. Fast zu spät hat man dieses erst seit wenigen Jahren nicht nur in den meisten Provinzen Deutschlands, sondern selbst in auswärtigen Königreichen, die sonsten von der Natur mit dem grösten Ueberfluß von Waldungen versehen waren, angemerkt, und deßwegen diesem einreissenden empfindlichen Uebel mit Nachdruck zu steuren gesucht: Also ist auf hohe Verordnung an vielen Orten, besonders in denen Königlich-Preußischen und Sächsischen Staaten, ernstlich befohlen worden, zu Einfassung der Güter und Höfe kein Holz, sondern Erdwände

wände oder Gehäge von Sträuchen zu gebrauchen; und in Schweden, in diesem ehemals so schattigten und holzreichen Lande, besonders in der Provinz Ostgothland, und daselbst in dem District von Wadstenalehne, hat eben dieses den vornehmen Obersten und Ritter des Königlichen Schwerdtordens, Herrn Jacob Wennersstedt, bewogen, etwas auszufinden, wodurch die Güter gleichwohl umzäunt, das Holz aber dabey verschont bleiben möchte. Er ist auf die Erdwälle verfallen, und hat vor zwey Jahren derselben Bereitung zum allgemeinen Nutzen durch den Druck in denen bekannten und berühmten Schwedischen Abhandlungen bekannt gemacht.

Und wie nöthig haben wir in unserm Schwaben, besonders in dem obern Theil desselben, und der Gegend unsers geseegneten Memmingens nicht, auch mit Ernst hieran um so mehr zu gedencken, da bekanntermassen das Holz noch alle Jahr bishero theurer worden, und seit 30. Jahren von 2. fl. schon bis auf 8. fl. gestiegen ist, weil viel verbraucht, und wenig gepflanzt wird.

§. 54.

Die lebendige Zäune und Erdwälle schicken sich also, zu Ersparung der Kosten, noch mehr aber des Holzes, am besten hierzu, und gehören unter die sicherste Mittel, wodurch dem Holzmangel in etwas abgeholfen werden kan. Von beyden

den wollen wir daher eine kurze Anmerkung, wie sie am nützlichsten und daurhaftesten zu bereiten, hier beyfügen. Was die ersten anbetrift, so ist überhaupt davon zu merken, daß sie folgende Eigenschaften haben sollen, und desto nützlicher seyn, je mehr sie von diesen besitzen. Sie müssen dick ineinander stehen; schnell erwachsen; mit Stacheln versehen seyn; immer grünen; und, wann es anders die Lage erlaubt, so, daß man die Hände räuberischer Menschen nicht zu fürchten hat, welche den Zaun selbst um der Früchte willen verderben würden, nutzbare Früchte tragen. Je mehr nun ein Strauch von diesen Eigenschaften hat, desto geschickter ist er hierzu.

Die besten innländischen scheinen demnach zu seyn: der Weiß- und Schwarzdorn, Spina alba und Acacia; der Saurdorn, Berberis; der Hartriegel oder Rheinweide, Liguſtrum; und die Stechpalme, Agriofolium, weil sie zu niedrigen Gehägen am meisten von obig erforderten Eigenschaften haben.

Hingegen taugen zu höhern Umzäunungen die Buchen; die Rüster; die wilde Pflaumen- und Birnbäume; saure Kirschbäume, Holzäpfel; besonders aber auch der in denen Schwedischen Abhandlungen durch Herrn Prof. Kalm erst vor kurzer Zeit beschriebene Erbsentragende Baum, welcher in denen nordlichen Provinzen Asiens wild

wächßt; in morastigen Gegenden aber die Stockweiden; die Pappelbäume; der Hollunder.

§. 55.

Vieles kommt dabey auf die Art des Bodens an, und nachdem dieser beschaffen ist, muß auch ein oder der andere Strauch und Baum ausgewählt werden.

In sandigtem Boden ist die Erziehung lebendiger Hecken schwer, und wollen die wenigsten daselbst recht fortkommen; doch sagt Herr Forstmeister Döbel in denen bekannten Oeconomischen Nachrichten, daß die Patscheryen oder das Hauberenholz im sandigen Boden eben so gut einwurzle als die Weiden im Feuchten; deßgleichen sollen die Stechpalmen im Sand eben so gut anschlagen als in dem stärksten Boden; und von denen Buchen sagt Herr Ellis, daß sie auf kalchichtem Grunde unter allen Sträuchen und Bäumen den allerbesten Zaun geben.

Hingegen nimmt der Weiß- und Schwarzdorn fast mit aller Erde, wann sie nur nicht gar lauter Morast oder Sand ist, vorlieb. Diese beyde Sträuche erhalten noch immer ihr Lob, daß sie sich zu Zäunen vortheilhaft schicken. Sie streiten gleichsam um den Vorzug miteinander, weil beyde leicht zu haben, sehr daurhaft, und mit Stacheln wohl versehen sind; dahero auch so beschnitten werden können, daß sie unter allen

Stauden

Stauden den dickſten und ſtärckſten Zaun geben. Es wollen zwar einige jenen dieſem vorziehen, weil dieſer weiter ausgebreitete Wurzeln treibt, und man ſich auf ſein Wachstum nicht ſo gewiß verlaſſen kan, ſonderlich, wenn man die Pflanzen nicht recht jung einſetzt. Da aber das Geſträuſſe deſſelben daurhafter und ſtachlichter iſt, auch vom Vieh nicht ſo leicht wie jenes abgefreſſen wird, ſo erſetzt ihm dieſes wieder, was jener an andern guten Eigenſchaften mehrers hat.

Der Saurdorn verdient ſeiner ſchönen gelben Blüthen, rother Früchten und ſtarken Stacheln wegen einen Platz allhier; und die Hartriegel oder ſogenannte Rheinweiden, theils in Anſehung der ſchönen wohlriechenden Blumen, beſonders aber des ſchönen, daurhaften, faſt immer grünen und buſchigen Laubs. Bey dieſen Sträuchen, die dergleichen kleines Laub tragen, iſt noch dieſes vorzügliche zu bemerken, daß ſie beym Beſchneiden nicht ſo in Stücken zerſchnitten werden, als wie das groſſe Laub, und der Zaun daher nicht ſo zerriſſen ausſiehet.

Insbeſondere aber haben die Stechpalmen in neuern Zeiten ſich ein groſſes und allgemeines Lob erworben. Herr Evelyn zieht ſie allen andern Pflanzen vor, die den Winter über grün bleiben; und ſie ſind auch gewiß, theils dieſerwegen, theils auch wegen ihrer wohlſchmeckenden

rothen Beere, wohlriechenden Blüthen, des schönen grünen, glänzenden, stachlichten Laubs und nützlichen weissen Holzes, dessen sich die Kunst-Tischler in Engelland zu eingelegten Arbeiten mit Vortheil bedienen, eines vorzüglichen Lobs werth. Die Herren von Rohr, Ellis, Müller, ja fast alle berühmteste Schriftsteller, die zum Nutzen der Gärten und Güter etwas von lebendigen Zäunen geschrieben haben, stimmen hierinnen überein, und obgedachter Herr Evelyn druckt sich darüber mit folgenden aus dem Cowley entlehnten Worten also aus:

Gewiß kein andrer Zaun ist diesem zu vergleichen,
Sein wachsend Pfalwerk zwingt den kühnsten Dieb zum Weichen.
Die Blätterreiche Pracht stellt stets den Frühling dar,
Sie trotzt dem strengsten Frost; nichts bringet ihr Gefahr.

Wollen wir noch mehrere Lobserhebungen davon hören, so dörfen wir nur den Herrn Hougthon auftretten lassen. Er spricht: Ein gewisser Herr hielt einen solchen unersteiglichen Zaun für einen herrlichen Anblick in seinem Garten. Er war fast 300. Schuh lang, 9. Schuh hoch, und 5. Schuh dick. Seine gewafnete und gleichsam lackirte Blätter warfen einen angenehmen Schimmer

mer von sich. Die hohen Stämme, die in beständig gleicher Entfernung voneinander stunden, prangeten mit ihren natürlichen Corallen, und spotteten der stärksten Anfälle des Wetters, des Viehes und der Diebe. Es kan einen solchen Zaun auch Niemand verletzen, wer nicht selbst vorhero verletzt werden will.

§. 56.

Zu hohen Umzäunungen sind die Buchen und Rüstern, wegen ihres schön grünen und breiten Laubs, vielen Zweige, und derselben starken Ausbreitung; die Saurkirschen, wilde Pflaumen, Birn- und Holzäpfel aber deßwegen vielen andern vorzuziehen, weil sie schnell erwachsen, sich gut unter der Scheere halten, daurhaft sind, buschicht oder sehr dichte ineinander stehen, und dabey Früchte tragen, die noch einigen Nutzen haben.

§. 57.

Wir wollen sowohl dieser als jener beste Pflanzungsart noch mit wenigem berühren: Man kan entweder die Beere, woraus man den Heckzaun ziehen will, selbst an denjenigen Ort, wo der Zaun stehen soll, säen, oder die junge Pflänzlein aus einer Baumschule nehmen, und dahin versetzen. In jenem Fall werden sie in wenig Jahren viel stärker wachsen als diejenige, die man versetzt, obgleich der Saame ein ganzes Jahr,

ehe er aufgeht, unter der Erde bleibt, und deßwegen manche, sich dieser Art zu bedienen, abschröckt. Die Beere hierzu sollen im Weinmonat gesammelt, und entweder sogleich ausgesäet, oder bis in Hornung im Sande wohl verwahrt behalten, sodann in ein gut gepflügtes Erdreich gebracht und eingeegget werden. Säet man hierauf so viel klare Erde darüber, daß die Beere einen halben Zoll dick damit bedeckt und über diese Erde etwas Holzasche, oder, welches noch besser seyn soll, eine ganz dünne Lage von Ruß oder Leim, so verspricht Herr Ellis, daß der Saame sowohl vor Würmern, als auch vor dem Frost bewahret bleiben, um so viel eher aufgehen, und geschwinder wachsen werde.

Will man aber den Zaun aus Reisern ziehen, so ist zuvorderst darauf zu sehen, von was Art der Boden seye, aus welchem man die Gewächse nehmen will: Denn, wenn das Land, aus welchem man sie nimmt, besser ist als dasjenige, in welches man sie pflanzen will, so kostet es mehr Mühe, sie wachsen zu machen.

Ist an der Stelle, wo der Zaun zu pflanzen ist, schon ein alter Zaun von Stangen vorhanden, so kan gleichwohl dieser mit angelegt werden, und ist nur um so viel besser, weil sich die junge Reiser hieran halten und befestiget werden können. Die Reiser selbst, die hierzu genommen werden wollen,

müssen

müssen eines Daumens dick, frisch gesammelt, gerad, gleich, wohlbewurzelt, von einerley Art seyn, 4. bis 5. Zoll unter der Erde abgeschnitten werden. Hierauf soll man den Platz wohl umgraben, in der Mitte mit dem Pflug eine Furche ziehen, nnd also eine Art Beete mit Graben und Wall bereiten, wovon die grüne Rosen mit der mit Gras bewachsenen Seite unterwärts an die Seite des Grabens, wo man die Hecke ziehen will, gelegt, und über dieselben etwas gute Misterde gestreut werden solle, um für die einzulegende Reiser ein Beet zu bereiten. Hat man nun vorhero, wie es nöthig ist, den frischen Reisern die Spitzen abgeschnitten, so setze man sie in zwey Reihen anderthalb Schuh voneinander dergestalt ein, daß ein Reislein von dem andern 6. bis 8. Zoll weit entfernet sey, die erste oder unterste Reihe niedriger, die zweyte aber etwas höher stehe, und dabey beobochtet werde, daß jegliche Pflanze von der obern Reihe in die Mitte des Zwischenraums von der ersten oder untern Reihe zu stehen komme. Nach diesem Einlegen sollen sie mit frischer Erde so hoch bedeckt werden, daß die Gipfel nicht höher als ein paar Zoll über den Boden hervorragen. Will man zugleich in einer Weite von 30. Schuh junge Eichen, Ulmen, Buchen, rc. wie Herr Philipp Müller anrathet, mitpflanzen, so wird es nicht übel gethan seyn.

Ist die Arbeit so weit verrichtet, so ist nöthig, sorgfältig darauf bedacht zu seyn, daß die junge Pflänzlein vor dem Vieh wohl verwahret werden, damit es dieselbe nicht abfretze, wann sie ausschlagen. Zu diesem Ende muß Gesträuch darüber gelegt, und überhaupt die neugepflanzte Hecke mit einem Zaun von Pfälen und umflochtenem langem Reissig versorgt werden. Sonsten rathet obgedachter englische Gärtner noch weiter an, bey Einlegung der Reiser wohl Acht zu haben, daß es weder zu tief und zu dick, noch auch zu hoch geschehe: Denn in jenem Fall, sagt er, gehe aller Saft in die Schossen, und die Flechtäste bleiben ohne Nahrung, auch werde wegen der Dicke die Hecke abstehen; in diesem Fall aber werde sich just das Gegentheil äussern, nemlich, aller Saft sich in die Flechtzweige ziehen, und unten nur schlechte Schossen wachsen, dergestalt, daß der Zaun dadurch so dünn werden müsse, daß weder das Durchlauffen des Viehs, noch die von ihm zu befürchtende Abfretzung des frischen Laubs, verhindert werden könnte.

§. 58.

Auf diese Weise können nicht nur die obgenannte, sondern noch vielmehr andere Sträucher, die hierzu nur einige erforderliche Eigenschaften haben, als der Faulbaum, Schlingbaum, die Erlen, der Kreuzdorn, die wilde Dürlitzen, der Spindelbaum,

delbaum, und so weiter, zu Heckzäunen gezogen werden; doch sind jene diesen deßwegen jederzeit vorzuziehen, weil die meiste von diesen allzugrosse Blätter haben, und ganz ohne Stacheln sind; daher aber weder so dick ineinander wachsen, noch das Vieh genugsam abhalten können: dann je kleiner die Blättlein eines Strauchs sind, je dicker wird die Hecken, weil die Aeste aller Sorten von Bäumen in einer nach der Grösse ihrer Blätter proportionirten Weite voneinander wachsen, so, daß es gleichsam ein unveränderliches Gesetz zu seyn scheinet, daß destomehr der Zweige werden, je weniger die Blätter derselben Raum einnehmen; wie solches aus dem Wachholder, Taxbaum, und anderm immer grünen Tangelholz sattsam erhellet: als welche, weil ihr Laub das kleinste, deßwegen die meiste Zweige haben, und die dickste Hecken geben.

§. 59.

Hingegen muß man, bey der Pflanzung eines Zauns aus denen so hochgelobten Stechpalmen anderst verfahren; es sey dann, daß jemand Gedult genug zum warten und keine Schößlinge haben könne, in welchem Fall sie eben sowohl als die vorhergehende aus den Beeren und daraus erwachsenden jungen Pflänzlein, auf oben gezeigte Weise, gezogen werden müssen. Wir erinnern dieses deßwegen, weil die Beere erst

in zwey Jahren nach dem Säen aufgehen, und die daraus endlich hervorkommende junge Pflänzlein in den ersten Jahren nur sehr langsam wachsen, daher aber diese Art der Erziehung sehr langweilig und verdrießlich ist. Es rathen daher einige an, daß man lieber junge, ungefähr drey oder vierjährige Stöcke von Baumhändlern einkauffen, und dieselbe im zweyten Jahr, nachdem sie gepflanzt worden sind, oculieren oder pfropfen solle; oder aber bey Anlegung des Zauns sie unter andere Sträucher dergestalt vermischt setze, daß in die fünfte und sechste Stelle allemal eine junge Stechpalme komme, so werden sie unfehlbar mit den andern Pflanzen aufwachsen, für welche, wann diese sich auszubreiten anfangen, Platz gemacht, und die andere Sträuche nach und nach, bis die Stechpalmen die Oberhand gewonnen haben, ausgerottet werden sollen. Obgedachter Heckzaun, wovon Herr Houghton so schön gesprochen, soll auf diese Art durch eine recht anmuthige Verwandlung und ohne die Verbindung des Zauns im geringsten zu unterbrechen, angelegt, und nach und nach zu dieser Herrlichkeit gelanget seyn.

Ist man aber genöthiget, den Anfang aus dem Saamen zu machen, so rathet Herr von Rohr an, daß man denselben von allem klebrichten Wesen zuvor durch Abwaschen wohl reinige und wie-

der abtrockne. Sind die Körner aufgegangen, und die junge Pflänzlein zum versetzen zeitig, so muß dabey beobachtet werden, daß das Versetzen bey nasser Witterung zu Ende des Merz oder Anfangs Aprill geschehe, und der Boden obenher mit Streu bedeckt bleibe, damit er für allzuschneller Austrocknung beschützt und feucht erhalten werde; auch solle, wan trockenes Wetter einfiele, der Platz wenigstens wöchentlich einmal, bis die Wurzeln geschlagen haben, begossen werden.

Will man sie aus Schößlingen ziehen; so ist zu wissen, daß die dicksten am besten seyn; man die Erde rings herum zum öftern auflockern oder umstechen müsse, und nicht viel oder gar nicht, besonders mit ordinari Mist, als welchen sie nicht ertragen können, dunge, damit sie desto stärcker und schneller treiben.

§. 60.

Ganz anderst verfährt man, wann ein hoher Zaun von obgemeldtem oder auch anderm hochstämmigen Laubholz gezogen werden will: Dann diese hat man nicht nöthig, erst anzusäen, oder aus Setzlingen, Reisern, Abschößlingen, zu pflanzen, und erst viele Jahre, biß sie nur erstarket sind, zu warten; sondern man nimmt nur dicke starke Pfähle hierzu, und kan schon in drey bis vier Jahren sich einen daurhaften Zaun davon versprechen. Es kan dieses diejenige insonderheit

zu derselben Pflanzung aufmuntern, die es nur deßwegen unterlassen, weil sie in den Gedanken stehen, sie müssen viele Jahre darauf warten, bis sie dieselbe zu Stand bringen, und inzwischen dannoch andere Zäune anlegen, wann sie ihre Grundstücke vor Menschen und Vieh verwahrt halten wollen.

Ein geschickter Apothecker in Schweden, Herr Johann Julius Salberg, hat schon An. 1740. in denen daselbstigen berühmten Abhandlungen Nachricht von dieser vortheilhaften Zubereitung gegeben, welche kürzlich diese ist: Man nehme Zaunpfähle, krumme und gerade untereinander, doch je gerader je besser, die ausser den obersten belaubten Spitzen, drey Ellen lang sind; schneide und bereite sie so zurecht, daß die Enden der Zweige an dem grossen Pfahl sitzen bleiben, nach unten zu aber der Pfahl nur an einer Seiten spitzig zugeschnitten werde, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingesetzt werden soll. Diese, die Gruben aber, bereite man mit einer eisernen Schippe, so, daß in dürrem und steinigten Erdreich, deßgleichen auch in morastigem und weichem sie einer Elle tief gearbeitet werden, damit die Pfähle in dem dürrem Erdreich Feuchtigkeit finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde hingegen ist die Tiefe von einer halben Elle genug. Eine jede Grube

mache

mache man 3. bis 4. Quartier von der andern entfernt, und setze einen Pfahl aufrecht darein. Sind sie alle eingesetzt, so verfahre man damit solchergestalt, daß die Rindenseite an den untersten Enden, wo der Pfahl abgeschnitten ist, sich niederwärts, der Schnitt aber, worauf keine Rinden ist, sich aufwärts nach der Erden neige; biege alsdann etliche Pfähle zur Rechten und etliche zur Linken so gegeneinander, daß sie sich kreuzen, zusammen flechten lassen, und gleichsam ein Gegitter vorstellen, oder der eine Pfal ein, der ander aber auswärts komme; Binde hierauf die obersten Enden der Pfähle, je zwey und zwey, wo sie sich zusammen biegen, aneinander, doch nur ganz los, damit das Wachstum in den zarten Zweigen nicht gehindert werde, und lasse an den Enden des Zauns einen Pfahl gerade aufwärts gesetzt, auf daß die nächsten Pfähle daran fest gebunden werden können. Endlich fülle man alle Gruben mit frischer Erde zu, und trette sie, damit die Pfähle fest stehen, dicht zusammen. Will man, sonderheitlich bey steinigtem Erdreich, die Gruben mit vermodertem Dünger ausfüllen, so ist es desto besser, weil sodann das Laub und die Zweige desto geschwinder treiben, und die Hecke dichter machen. Auf diese Art soll man in wenigen Jahren einen schönen dicken Zaun bekommen.

§. 61.

§. 61.

Sollte es sich auch zutragen, daß die Hecken unten nicht genug belaubt oder helle würden, und deßwegen, weil allerley klein Vieh durchkriechen könnte, zur Beschützung des Guts nicht zureichend wären; so ist schon dafür gesorgt worden, wie diesem Uebel abzuhelfen: dann entweder kan man ander klein Gesträuß darunter hinsäen, worzu die vor einigen Jahren zu Zäunen so berühmt gewordene, aber nicht allenthalben gut angeschlagene stachlichte Genista, wie auch das Hauhechelkraut, Anonis, allerley Distel, worunter die von Herrn von Rohr vorgeschlagene, aus der Moldau und Wallachey, am besten zu seyn scheinet, weil sie in kurzer Zeit über 3. biß 4. Ellen hoch wächset, und perennirend ist. Deßgleichen die Brombeer, Stachelbeer und Himbeerstaude rc. am tauglichsten seyn könnten; oder welches noch besser, man muß mit dem Beschneiden behutsam verfahren, und nicht so, wie die Gärtner mit denen Hecken der Lustgärten pflegen, welche sie fleissig mit der Scheer unter dem Schnitt halten: dann hierdurch bekommen sie zwar ein lustig und schönes Ansehen, weil sie sich oben und an den Seiten reichlich belauben, und dagegen unten helle werden. Es taugt aber dieses zu Umzäunungen vor den Landmann nicht. Er muß mehr auf den Nutzen als auf die Pracht sehen, und würde wenig Dienst von einem solchen

Heckzaun

Heckzaun haben, der unten nicht dichte wäre, wann er auch oben noch so schön prangete.

Herr Döbel rathet daher, statt des unzeitigen Beschneidens, an, daß man, wann die Hecken angewachsen, im Frühling die Reiser, sowohl die hoch hinauf, als an den Seiten hinaus schiessen, in die Heckwand ordentlich, die kreuz und die quere, einbeuge, und dieselbe mit kleinen Bindweyden anbinde, damit solchergestalt auch die obern Aeste untersich wachsen müssen, und die Hecke ihre Dichtigkeit unten bekomme.

§. 62.

Mit Pflanzung des Holders und der Weiden verhält man sich fast eben so. Man pflanzt sie nicht gern, besonders die ersten zu Umzäunungen, es sey dann, das Gut liege an einer Wasserseite oder Ufer eines Flusses, als in welchem Fall er sowohl deßwegen, weil sein Wachstum daselbst am hurtigsten und leichtesten ist, als auch, weil er am besten verhindern kan, daß das Wasser das Erdreich nicht wegspühle, mit Nutzen gebraucht wird: denn da er beständig aus den untern Wurzeln Schossen treibt, so ist er am geschicktesten, das Erdreich zusammen zu halten.

Sonsten aber wird er an andern Stellen nicht sonderlich geacht, weil er gar zu schnell aufschießt, nur sehr weiche und markige Schossen treibt, und daher niemals recht dicht, von dem Vieh hingegen

gern

gern abgefressen wird. Der englische Gärtner hält daher für gut, daß, wo ja schon dergleichen gepflanzt seyn, man sie alle drey Jahr nahe am Boden abhaue; und Herr Döbel rathet dieses auch bey anderm Laubholz an, wann mit der Zeit, in zwölf oder fünfzehen Jahren, die Umzäunungen unten zu hell werden sollten. Er versichert dabey, daß in vier oder fünf Jahren die Hecke wieder so dick seyn werde, als sie vorhero gewesen ist.

Uebrigens steckt man bey der Pflanzung dieser Wasserzäune, sowohl aus Holder als Weiden, eben so, wie oben von den höhern Umzäunungen gesagt worden ist, die vier bis fünf Schuh lange Stäbe oder Ruthen auch nur in die Quer in den Boden, daß sie einander kreuzen, und befestiget sie aneinander, so können sie schon in ein paar Jahren einen, zur Beschützung hinlänglich dienlichen Zaun geben.

§. 63.

Nach vier oder sechs Jahren, je nach Unterschied des Strauchs und desselben mehr oder wenigerm Wachsthume, können sie das erstemal beschnitten, und ein paar Jahre hernach gehörig geflochten werden. Dieses geschicht am besten, entweder gleich im Anfange des Frühlings, noch im Hornung, oder spät im Herbst. Man muß dem Schossen, den man flechten will, wann er gebogen

ist,

ist, mit dem Schnittmesser einen Schnitt schreg unterwärts geben; ihn hernach um die Pfähle flechten, und die kleine überflüssige Zweige, die an beyden Seiten der Hecke zuweit herfür ragen, wegnehmen. Die Flechtzweige müssen nicht zu stark eingeschnitten, und keiner überhaupt jemals tiefer als der neue Wuchs ist, beschnitten werden; sondern bey den ersten nur so viel als nöthig ist, daß sie sich wohl biegen lassen, im andern Falle aber nur die Spitzen, sonsten stehen sie ab. Auch muß man sie nicht zu gerad, sondern mehr nach der Fläche legen, so wird der Saft an mehrern Orten durchbrechen, und nicht ganz allein noch so stark den Enden zulaufen, mithin der Zaun belaubter und dicker werden.

Ist ein solcher Heckezaun zwanzig bis dreyssig Jahre gestanden, und also ganz alt worden, dergestalt, daß sich zwischen den frischen Schossen viel alte Storren befunden, so kan man die alte Storren zwey bis drey Zoll tief innerhalb des Bodens abschneiden, und nur hin und wieder, damit sie statt der Pfähle dienen, etliche der stärksten stehen lassen; an den leeren Platz aber neue Reiser setzen, und bis die Schossen von diesen zum Flechten hoch genug sind, mit einem todten Zaun, worzu der Schwarzdorn am besten und daurhaftesten ist, wohl verwahren.

§. 64.

§. 64.

An die Seite eines von Erde aufgeworfenen Damms dergleichen Zäune anzulegen und zu pflanzen hält man nicht vor gut noch sicher genug, macht auch kein schönes Ansehen, und ist doch kostbar: dann dergleichen Dämme werden leichtlich und zum öftern weggespült, so, daß, wenn man sie nicht alle Jahr ausbessern würde, die Wurzel in kurzer Zeit von der Erde ganz entblößt werden, und dadurch die Hecke ihre nöthige Nahrung verlieren müßte. Ferner ist darauf zu sehen, daß der Heckzaun, so viel möglich, aus einerley Strauch, oder, wo dieses nicht seyn kan, doch aus lauter solchen Sträuchen gezogen werde, die einander im Wachsthume gleich sind, und gleiche Höhe erlangen. Der Zaun wird hierdurch wegen seiner Gleichheit in der Höhe nicht nur viel schöner werden, sondern es wird auch dadurch vorgebauet, daß kein Strauch den andern abtreibe, und der Zaun dadurch Lücken bekommen. Dann setzt man zwischen die obgenannte schwächere Sträucher auch grössere oder stärkere, als Pappeln, Weiden, Buchen, Haselstauden, Ahornen, u. s. w. so gewinnen die Wurzeln dieser stärkern Gewächse leicht die Oberhand über jene, und verursachen, daß sie eingehen müssen.

§. 65.

Hat Jemand Lust mit der schon vor dreyssig

Jahren durch die Engelländer bekannt und berühmt gewordenen stachlichten Pfriemen-Staude, oder Genst, Genster, Scorpio-Kraut, Genista spinosa, einen Versuch zu machen, so kann ihm die Nachricht des Hrn. von Rohr zum grossen Vortheil gereichen: Dann dieser vornehme Kenner der Bäume und Sträuche hat, durch eigene Erfahrung belehrt, gefunden, daß dieser neuen Zaun-Staude allzuviel Lob, wie es mit allen neuen Waaren zu geschehen pflegt, beygelegt worden sey: Also ist sich nicht darauf zu verlassen, wann die englische Schriftsteller ihr das Lob beylegen, daß sie in dürrem sandigten Boden, wo sonst keine andere Sträucher fortkommen wollen, eben so gut erwachse, als auf gutem Grund; noch auch, daß sie in kurzer Zeit zu solcher Höhe und Breite gelange, daß kein Reuter mit dem Pferd würde durchbrechen können: Weilen, was das erste anbelangt, der Ausgang gewiesen hat, daß sie in gutem Erdreich viel besser, in sandigtem oder magerm aber ganz schlecht und elend worden sey. Die zweyte davon angerühmte gute Eigenschaft aber hat sich auch nicht bestätiget, sondern es ist vielmehr durch viele Versuche bekannt worden, daß mehrere Jahre zum Wachsen erfordert werden, bis sie zur gehörigen Grösse und Stärke eines Zauns gelange. Wir wollen gleichwohl die Art ihrer Pflanzung kürzlich berühren, weil doch

auch nicht zu leugnen ist, daß sie an manchen Orten sehr gut angeschlagen hat, wie die Breßlauische Sammlungen bezeugen und obgedachter Hr. von Rohr, dem wir diese Nachricht vorzüglich zu danken haben, selbst deswegen zu fernerer Anbauung anmahnet.

Man reinige den Boden, in welchen der Heckzaun kommen soll, wohl von Unkraut und lockere ihn oben etwas auf; ziehe hernach Furchen darauf nach der Schnur etliche hinter einander, und streue den Saamen dünn darein. Nach dem englischen Vorgeben soll es schon genug seyn, wenn drey Querfinger von einander nur ein Korn gelegt werde. Ueberziehe sodann die Furchen mit einem Rechen, auf daß der Saame mit Erde bedecket werde. Es muß dieses aber bey trockenem Wetter geschehen: denn wenn bald nach dem Säen nasses Wetter einfällt, so springen die Saamen auf. Sind die Pflänzlein aufgegangen, so müssen sie vom Unkraut fleißig gereiniget und vor dem Abfressen des Viehes sorgfältig verwahret werden, so können sie, wenn die Saat im Mayen geschehen, im Herbst schon zur Blüthe gelangen. Man muß den Saamen gleich dahin säen, wo der Zaun angelegt werden will, weilen sie sich nicht wohl versetzen lassen, und selten, wo dieses, auch wenn sie noch ganz jung sind, geschicht, wohl fortkommen.

Im dritten Jahr sollen sie das erste mal beschnitten, und so jährlich damit fortgefahren werden, damit sie desto dichter werden; doch muß das Beschneiden nicht bey trockenem Wetter geschehen, auch nicht zu spät im Herbst, noch zu früh im Frühling: Denn hierdurch steht er leicht fleckweiß ab, und hernach ist nicht mehr zu helfen.

Es wächset diese Staude in grosser Menge wild in Engelland und zwar an ganz dürren Orten; gleichwol will sie bey uns den Winter über nicht allenthalben gut thun, besonders wenn er hart ist, sondern gehet gern zu Grund. Doch lässet uns die ziemliche Gleichheit der Witterung unsers teutschen Vaterlandes mit Engelland nicht zweifeln, sie werde endlich, wenn sie erst das fremde Erdreich besser hat gewohnen lernen, noch guten Nutzen schaffen, und die Hofnung des Hrn. von Rohr erfüllen können.

§. 60.

Ein gleiches läßt sich auch von dem obgenannten besondern Erbsenbaum aus Nord-Asien vermuthen. Die Gewächse aus kälteren Gegenden kommen ohnehin besser und leichter fort, wenn sie in wärmere versetzt werden, als wenn man das Gegentheil erzwingen will, und doch ist auch dieses nichts seltenes mehr. Wer sollte jetzo nur vermuthen oder leichtlich glauben können, daß unsere meisten zahmen Früchte aus weit entfern-

ten Ländern ursprünglich abstammen, und doch ist es sehr wahrscheinlich und mit guten Gründen erwiesen worden, daß Lucullus nach dem Kriege mit dem Mithridates die erste Kirschen aus Pontus nach Italien gebracht hat, und die Römer durchgehends ihre Feigen ehemalen aus dem Orient geholet: Wie denn Kayser Julianus, als er noch Landpfleger von Gallien war, die erste nach Paris, wo er seinen Aufenthalt hatte, gebracht, und sie im Winter mit Stroh zu bedecken, erfunden haben soll; ja daß selber unser allgemeinstes Obst, die Aepfel und Pflaumen, diese aus Armenien und jene aus Syrien zu uns gekommen seyn; der Apricosen, Pfersich, Granaten, Citronen nicht zu gedenken.

Es würde aber dieser Erbsen tragende Baum um so viel nützlicher seyn, weilen er, nebst dem daß er vortreflich gute Zäune geben soll, auch ein Laub trägt, welches zu einer schmackhaften Fütterung vor Zug und Hornvieh tauget, und die Erbsenfrüchte über dieses eine nahrhafte Speise vor die Menschen sind.

§. 67.

In der Americanischen Provinz Georgien soll ebenfalls, wie wir aus dem Hamburgischen Magazin ersehen, ein Pflaumen tragender Strauch wachsen, von welchem man anrühmt, daß er sich vortrefflich wohl zu Pflanzung lebendiger

diger Zäune schicke. Seine Früchte sollen zwar unsern gemeinen Spillingen, hier zu Land Schlupfen genannt, ziemlich gleichen, aber viel gesünder seyn, und Cheroky Pflaumen deswegen heissen, weilen sie bey den Cheroky Indianer am meisten zu finden seyn.

Die vornehmste Eigenschaft aber, weswegen er zu Heckzäunen geschickt ist, besteht darinnen, daß er auf dem schlechtesten Erdreich, gleich den Dornen, doch sehr freudig wächset, und wegen der weit umlauffenden Wurzeln sehr viele junge Bäumlein treibt, so daß er nicht leicht wieder ausgerottet werden kan.

§. 68.

Von obengemeldtem stachlichten Pfriemen-Strauch hat auch Teutschland eine Art, die sich vielleicht zu niedrigen Zäunen gar wohl ziehen liesse. Sie ist zwar um viel niedriger als jene englische und französische; indessen wächst sie doch sehr buschigt dick in einander, ist mit dauerhaften Stacheln an den ganzen sowohl Haupt- als Nebenstengeln zahlreich besetzt, und wäre nicht zu zweifeln, sie würde, wann man sie gehörig pflanzen wollte, leichtlich zu mehrerer Höhe gebracht werden können. Man hätte dabey den Vortheil, daß man den Saamen nicht erst von ferne kommen lassen, noch so theur bezahlen dürfte. Sie wird in den Wäldern unserer Nachbarschaft bis-

weilen, besonders an den bebuschten Hügel nechst Kehlmünz, noch häuffiger aber in theils Gegenden des Würtenberger Landes, sonst aber auch in Franken, und vielleicht in den meisten andern Provinzen Teutschlands gefunden. Dürre steinigte Orte sind ihre liebste Geburtsstellen. Sie hat also hierinnen eine Gleichheit mit dem englischen, ist aber unsern Erdboden und Winter schon gewohnt, und mithin mehrere Dauerhastigkeit in diesem, wann er auch hart seyn sollte, davon zu hoffen.

§. 69.

Noch müssen wir auf dem Heimwege von unserm dismaligen Spatziergange ein paar nützliche Anmerkungen von den lebendigen Zäunen beyfügen. Man findet in manchen Provinzen Teutschlands fast gar keine Spur davon; in andern hingegen, als im Voigtlande, im Fürstenthum Altenburg, im Chursächsischen Gebürge, nach dem Bericht des Hrn. von Rohr, sind sie nicht so selten. *)

Unser Memmingen pranget vorzüglich mit einem guten Theil, welche ihr Alterthum aus den Stämmen beweisen. Eine Strecke von mehr als einer

*) In den Fürstlich-Braunschweigischen Landen sind vor einigen Jahren auf Herzoglichen Befehl allenthalben lebendige Zäune oder Hecken wegen des Holzmangels angelegt worden.

einer Stunde lang ist rings um die Stadt gleich vor den Thoren zu sehen. In neuern Jahren sind zwar wenig neue angebaut worden, sondern ihr erster Anfang schreibt sich mehrentheils von unsern Ahnen her: Doch sind die von ihnen angelegte bishero sorgfältig von ihren Nachkömmlingen unterhalten und fortgepflanzet worden. Jetzo rathet man sie größtentheils deswegen an, damit des Holzes geschonet werde. Sie, unsere liebe Vorfahren, dachten daran nicht: Dann sie hatten es bey so grossem Ueberflusse von Holz nicht nöthig, und doch beflieſſen sie sich mehrers auf die Erziehung derselben, als selbst wir, ihre an Holz Mangel leidende Nachfolger. Ist nicht dieses schon ein sattsamer Beweis, daß diese Zäune noch mehrers vorzügliche für denen hölzernen haben, als nur die Ersparung des Holzes? Und ist nicht daraus klar am Tage, daß unsere Voreltern uns gleichwohl, ob man ihnen schon dieses Lob nicht beylegen will, es auch vielleicht, ohne diese Absicht dabey zu haben, geschehen ist, viel Holz ersparet haben. Was würden diese weitläuffige Umzäunungen seit so vielen Jahren nicht vor Holz gefressen haben, wenn sie aus Planken, Pfählen, Stangen bishero würden unterhalten worden seyn? Wie viel würde aber mehrers und könnte noch täglich ersparet werden, wenn in Städten, die zu keinen Vestungen angebaut sind,

und deren Inwohner Glück es nicht wäre, wenn sie mehrers als vor den ersten Anlauf befestiget würden, statt der Pallisaden ebenfalls hohe lebendige Zäune gezogen würden? Die Befestigung litte gewiß hierdurch keinen Schaden, sondern würde eher vermehrt werden, weil es wahrscheinlich ist, daß diese hohe Heckzäune, wann sie sorgfältig und dicht genug gezogen werden, weniger und schwerer zu ersteigen sind, als selbst die sehr hohe Pallisaden.

Aber was vor einen schönen grünen Prospect; was für eine Zierde würde eine Stadt dadurch erhalten, und wie viel Holz würde dabey erspart werden! In einem mittelmäßig grossen Walde kann kaum jährlich so viel Holz erwachsen, als eine Pallisadenwand von einer Stunde Wegs, wo man ihrer Höhe wegen zu jedem Stück einen ganzen Stamm von einem in der besten Blüthe stehenden Baum nöthig hat, zu jährlicher Ergänzung erfordert. Wenn man auch nicht gar zu viel zusammen kommen und die Einfassung fast zu Grunde gehen lassen will, so werden doch alle Jahr etlich hundert dergleichen Stämme hierzu nöthig seyn. Diese kommen Niemanden zu gut. Sie sind ein würklicher Verlust für das gemeine Wesen, weil sie alle zwölf Jahre von Regen und Sonnenschein gefressen werden, und dabey als so viel ausgewachsene Stämme anzusehen sind:

Denn

Denn wenn sie in dem Walde würden stehen geblieben seyn, so wären sie endlich ohne unser Zuthun, Bemühung und Kosten, in grosse Stämme erwachsen, und hätten, wo nicht uns, doch unsern Kindern den Holzmangel verringert.

Man hat zwar schon vielfältig die Einwendung gemacht, daß dergleichen Umzäunungen allzu mühsam und kostbar zu unterhalten seyn. Also pflegte man zu sagen als das Holz noch sehr wohlfeil war, und man mit geringen Kosten eine Holz-Wand auffühlen konnte; jetzo aber sollte wohl niemand mehr daran gedenken, nachdem das Holz um so viel theurer worden ist. Zugeschweigen, daß ein solcher Kosten kein würklicher Verlust vor das gemeine Wesen ist. Der Verdienst bleibt unter den Inwohnern; er verliert sich nicht und geht zu Grunde, als wie das Holz; es giebt ihn eine Hand der andern und zuletzt kommt er zu seinem Ursprunge wiederum zurück.

Wie! wenn ein solcher Zaun von obgedachten Stechpalmen angelegt würde? Wie! wenn er durch Fleiß zu der Schönheit, als Hr. Houghton oben einen beschrieben hat, in 10. oder 12. Jahren gelangen sollte? Was für Vergnügen und Freude würden nicht die Erbauer desselben aus dieser ihrer Geburt noch erleben können, und was vor Dank und Ruhm müßte ihnen nicht die Nachwelt zinsen, vor eine so haushälterische und

doch so schöne Sparsamkeit des Holzes. Und wie leicht könnte dieses nicht allenthalben ins Werk gerichtet werden! Diese Sträuche scheinen ohnehin ziemlich dauerhaft zu seyn, weil sie fast in der ganzen Welt wachsen. Die kalte Europäische Provinzen bringen sie eben sowohl hervor, als die wärmste. In Engelland wachsen sie wild eben so gut, als die Scharlachbeere, welche eine Art davon sind, wovon der Alkermes kommt, wie auch in der Provence, Spanien und Portugall. Teutschland hat ebenfalls seinen Theil: Dann wir haben sie in der Gegend des berühmten Deinacher Sauerbrunnen bey Calw im Würtenberger Land selbst zum öftern, ohne sie zu suchen, von ohngefehr angetroffen. Und daß sie in America auch wachsen, ersehen wir aus der in dem Hamburgischen Magazin befindlichen Liste der Baumgewächse von Georgien. Diese letzte scheinen insonderheit zu Zäunen vortrefflich wohl zu taugen: Denn sie sollen von unten auf voller Aeste werden; der Stamm eines Fuß dick seyn, und nicht gar zu hoch aufschiessen; dabey rothe Beere und ein dickes mit Stacheln ringsum besetztes Laub haben.

Wenn man also jährlich nur halb so viel Pallisaden einsetzte, als sonst gewöhnlich war, den Gehalt der übrigen Hälfte aber an dergleichen Zäune zu ziehen anwendte, so würde man eine

vier-

viermal so lange Strecke damit bestreiten können. Man setze sie hinter die Pallisaden, und mache den Anfang bey denen die noch nicht ganz veraltet, auch nicht ganz neu sind, sondern noch einige Jahr ausdauren können. Man fahre alle Jahr so fort, bis man zu den neuesten kömmt, oder der ganze Bezirk besetzt ist, so wird in Zeit von fünf bis sechs Jahren eine Strecke von einer Stunde gepflanzt seyn können, so daß man nicht weiter mehr nöthig haben wird an Pallisaden, sondern ganz allein an fleißige Ausputzung, Beschneidung und Einbindung des neuen Zauns zu gedenken. Die Pallisaden werden sodann, bis sie alle von selbst eingehen, noch viele Jahre und gewiß eben so lang, als der Zaun derselben Schirm nöthig hat, dauren, in zehen Jahren aber, vom ersten Anfang gerechnet, wird der Zaun vollkommen seyn.

Wird man noch ferner jährlich alsdann den Beytrag, was die Recroutirung der Pallisaden ohngefehr gekostet haben würde, zu Unterhaltung dieses Zauns anwenden; so wird er immer schöner werden und so lange die Welt stehet, dauren können; die Wälder aber um viele tausend Stämme reicher und wir doch nicht ärmer seyn, weil das darzu angewendte Geld dadurch nur mehrere Freyheit erhält, seiner Schuldigkeit, wozu es geprägt worden, besser nachzukommen;

das

das ist: Nach geendigter Gefangenschaft lebhafter zu circuliren.

§. 70.

Es ist also die Ersparung des Holzes nicht der einige Nutzen, den man von diesen Zäunen hat; sondern es erhellet selbst aus denen von unsern Vorfahren hierzu gemachten Anstalten, daß sie eine andere Absicht hierbey müssen gehabt haben, weilen, wie wir schon oben angezeigt haben, das Holz von ihnen sehr wenig geachtet wurde: Denn also sind sie ein bequemes Mittel, der Armuth etwas zu thun zu geben und der Betteley dadurch zu steuren, da man wahrgenommen hat, daß unter denen Einwohnern, wo die größte Armuth ist, auch die meiste Faulheit herrscht. Engelland kan uns zu einem Beweise dienen, daß die Vermehrung der Arbeit auch der Einwohner Nahrung vermehre: Dann ehe in Worcesterhire und einigen andern nicht weit von Londen entlegenen Grafschaften die Umzäunung der Güter eingeführt wurde, hatte das Land lauter Gemeinanger, auf welchen sich die armen Leute Hütten von leimernen Wänden machten, in welchen sie mit einen oder zwey Kühen und etlichen Schweinen vorlieb nahmen. Diejenigen aber, welche emsiger als die andern waren, arbeiteten alle Frühling in der Nachbarschaft von Londen, woselbst man ihnen den Sommer über in denen Gär-

ten

ten und Feldern zu thun gab; im Herbst aber giengen sie wieder in ihre Heimath und lebten im Winter von demjenigen Geld, so sie im Sommer erspart hatten. Seit dem sie aber ihre Wüsteneyen und Gemeinanger eingeschlossen haben, suchen weniger Einwohner dieser Gegend, gegen sonsten, Arbeit zu Londen, und die meisten die nunmehro der Arbeit wegen nach Londen kommen, sind entweder aus Wales oder aus andern entlegenen Grafschaften, wo diese Verbesserung noch nicht eingeführt ist.

Nebst diesem können diese Heckzäune, wenn sie aus Fruchtbäumen bestehen, dem Landmann zur Nahrung und Unterhalt im Sommer und Winter was beytragen. Sie geben dem Viehe auf der Weide vor der brennenden Sonnenhitze Schatten. Man erhält davon etwas Holz zum Brennen, und die Güter werden besser dadurch verwahrt, als durch andere Umzäunungen, weil sie viel undurchdringlicher sind, und man nicht so leicht darüber hinsteigen kann.

Wenn man alle diese und noch mehrere Vortheile, die uns die lebendige Zäune vor den andern leisten, zusammen nimmt; so ist es dem Hrn. von Rohr gewiß nicht zu verargen, daß er angerathen hat, man solle die Landleute, oder überhaupt alle diejenige, die Güter besitzen, bey Strafe darzu anhalten und die Pflanzung derselben

anbe-

anbefehlen; auch denen hierzu ungeschickten und Unwissenden durch andere geschicktere eine Anleitung geben lassen, wie sie dieselbe auf das bequemste und vortheilhafteste anlegen sollen, weil sonst die meisten Landleute vor sich selbst zu faul, nachläßig und unerfahren seyn, dergleichen wachsende Zäune anzugeben und anzulegen, oder mit dem Ausputzen, Beschneiden, Einbinden, welches doch alle Jahr nöthig ist, nicht gerne zu thun haben mögen.

§. 71.

Nun müssen wir noch mit wenigem der Umzäunungen aus Erdwällen gedenken, wovon wir schon oben gesagt haben, daß sie nicht nur in unterschiedlichen Orten Deutschlands, sondern selbst in Schweden, erst seit zwey Jahren, allein in der Absicht, damit das Holz verschont bleiben möge, angepriesen worden seyn. Doch, da die deutsche Bereitungsart schon hinlänglich bekannt, oder wenigstens aus denen seit einigen Jahren der Haushaltungskunst gewidmeten vielen Schriften sattsam zu ersehen ist; so wollen wir hier ganz allein der schwedischen Manier, und zwar mit den eigenen Worten des vornehmen Erfinders, Erwehnung thun.

„Nachdem man eine zulängliche Menge von „Steinen, schreibt er, herzugeführet hat; es „mögen grosse oder kleine seyn, (da man aber

„die

„die allzugrossen zerschlägt, zersprengt oder „brennt) wird eine Linie abgesteckt, so lang als „der Wall erfordert, und ohngefehr sieben Ellen „durchgängig breit. Von dieser Breite der sie„ben Ellen und von der ganzen Länge durchge„hends, nimmt man den Rasen sorgfältig mit „dem Spaden weg; man schneidet jedes Rasen„stück eine halbe Elle lang und neun Zoll breit, „ein Viertheil dick. Den dritten Theil davon „llegt man an die Seite, wo der Stein liegt, „zwey Drittheile auf die andere Seite, wo kein „Stein hinkommt. Nach diesem gräbt man „die Liuie ganz auf, eine Elle tief, mit einer klei„nen Schiefe an den Seiten, wo der Stein an „den Wall lehnen soll, aber viel stärker an der „äussern Seite. Die Erde des Grabens wird „auf der Seite aufgeworfen, wo der Wall wer„den soll. Darnach fängt man an, Steine in „eine Linie mitten in den Graben hin, andert„halb Ellen von dem einem Rand des Grabens „zu legen; die größten Steine zu unterst, und „die kleineren oben darauf, bis sie anderthalb El„len hoch gesetzt worden sind, worüber kein „Schwein kommen und den Wall unterwühlen „oder beschädigen kann. Wo die grossen Stei„ne nicht dichte zusammen passen, müssen kleine „dazwischen gelegt werden, damit die Erde nicht „fortschiessen kann. Andere Arbeiter graben,

„fül-

„füllen und besetzen den Wall mit Rasen ge„gen die andere Seite zu, wobey sie es so ein„richten, daß man ihnen nachkommen kann. „Wenn die Steinlage hoch genug ist, leget man „Rasen darauf, bis der Wall zehen Viertel hoch „wird. Im Boden wird der Wall vierthalb „Ellen, zuoberst aber nur eine Elle breit. Die „Seite, welche mit Rasen belegt ist, wird nicht „so steil gemacht, als die mit Steinen, damit „der Rasen desto besser liegen bleibt, und desto „eher zusammen wächst. Man legt den Rasen „dergestalt, wie man Ziegelsteine zum Mauer„werk zusammen setzt, daß er sich wohl verbin„det. Wer nicht festen Rasen und Erdreich „hat, kann durch jedes Rasenstück einen Pfahl „einer Elle lang schlagen, wie bey Vestungswäl„len zu geschehen pflegt.

„Wenn man den Wall zwischen Getraide„feld macht, oder da Schweine darzu kommen „können, muß er auf beyden Seiten mit Stei„nen besetzt werden. Eine Steinlage von fünf „Viertheln breit, ist vollkommen zulänglich.

„Die zweyte Art weiset einen dergleichen „Wall ohne Steine zu machen, von Rasen und „mit gleicher Böschung auf beyden Seiten; „einen nicht so breiten Graben an der einen Sei„te und weniger Breite am Fuß. Wenn man „mit diesem Wall zwey Ellen weit gekommen ist,

„wird

„wird Wachholderreisig darauf gelegt, so, daß die
„großen Enden zu beyden Seiten eine Viertheil-
„elle zum Wall herausragen. Das Wachhol-
„derreisig bedeckt man nachhero mit ein paar
„Schichten Rasen, daß der Wall neun oder ze-
„hen Viertheil hoch wird, so kann kein Vieh dar-
„über. Dieser Wall dienet, Wiesen und Vieh-
„weiden von einander zu sondern.

„Man sollte glauben, solche Wälle würden
„viel Graswuchs wegnehmen, aber darauf ist die
„Antwort, daß auf denen drey hundert Klaff-
„tern Wall, welche ich im May und Junius je-
„tzigen Jahrs habe machen lassen, diesen Som-
„mer so häufig Gras gewachsen ist, daß meine
„Leute Heu davon erndten wollten, welches ich
„ihnen aber verbot, damit die Graswurzeln den
„Rasen desto stärker verbinden sollten. Aber
„nach Verlauf einiger Jahre, und wenn sich der
„Graben befestiget hat, wird man von dem Wall
„und dem Graben wohl so viel Gras wieder be-
„kommen, als vor dem auf diesem Platze
„gewachsen ist.

Der siebenzehende Spaziergang, im Brachmonat, zu denen auf Wiesen, Wasserbrühlen und an Wassern blühenden Pflanzen.

§. 72.

Wir gelangen abermals an unsern Lieblingsort, auf eine Wiese, den Sammelplatz natürlicher Schönheiten, wovon in den vorigen Monaten bey gleicher Gelegenheit so viel Merkwürdiges schon gesagt worden ist, daß man meynen sollte, es sey uns vor dieses mal nichts übrig geblieben: Allein! hätte unser vor Freude, bey Betrachtung der Ordnung und Schönheit der Natur, übergehendes Herz sich länger zurücke halten können, unsern Nebenmenschen je eher je lieber einzuladen, an diesem wohlfeilen und höchstgesunden Vergnügen Antheil zu nehmen; hätte die Grösse der Dankbegierde, welche wir nach zurück gelegtem Winter und dem damit verknüpften verdrüßlichen Stubensitzen empfunden, als wir das erstemal aus dem frischen Grün die alles so sorgfältig erhaltende liebreiche Hand Gottes so deutlich wieder wahrnehmen und fühlen konnten, uns nicht gezwungen, daß der Mund schon damals davon übergehen müssen, dessen das Herz voll war; so wür-

würden wir jetzo zeigen können, daß um diese Zeit, in diesem Monat, alles vorgesagte erst zur rechten Vollkommenheit gelange: Denn sind nicht die meisten und schönsten Futterpflanzen erst in diesem Monat, da sie der Sichel am nächsten, in ihrem schönsten Schmucke? Pranget nicht der wilde Scharlach, die Scabiose, die wilde Ochsenzung mit ihren himmelblauen Blumen; die purpurfarbe Flockenblume und der Guckgucksspeichel mit ihren erhabenen Häuptern, unter den goldfarbenen Habichkräutern, gefüllten Ranunkeln, den Wassersenf mit dem schnee weisen hochwachsenden Wasserkreßig und den silberfarben Kronen des Kümmels vermischt, zwischen dem grünen Laub und Gras, jetzo am herrlichsten? Und ist Lasur, Gold, Purpur, Perlen, auf einem Grunde von grünem Smaragd, nicht vermögend, durch ihre wol geordnete Schattirung den Augen ein Vergnügen zu erwecken? Hat es aber hiebey schon sein Bewenden? Bestehet die Lust, der Nutzen, das Angenehme nur im Anschauen, und wird sonst kein Sinn als dieser dadurch ergötzt? Mit nichten: Eben dieses ist die Zeit, in welcher, da die Augen nach aller Lust sich satt sehen können, auch der Geruch und vermittelst desselben der ganze Mensch erquicket wird. Eben dieses ist allein der Monat, in welchem die reif gewordene Pflanzen ihren Balsam am häufigsten von

sich hauchen, und den Menschen um so mehr gleichsam neu beleben, da auch zugleich die an andern Stellen zu dieser Zeit brennende Luft durch ihn und das feuchte Erdreich etwas gedämpft und eine angenehme Kühlung erzeugt wird. Es ist kaum auszusprechen, wie sehr unterschieden dieser Geruch sey von dem kostbaren Geruch der ausländischen Balsame der Apothecker, so wohl nach seiner Empfindungals Wirkung. Er belebet, er ermuntert, er stärket alle Theile des Leibes dermassen, daß ein Wandersmann, der sich den ganzen Tag müde gegangen, augenscheinliche Vermehrung der Kräfte empfindet, wenn ihn zum Glück der Weg über eine Wiese führet. Niemals ist diese Würkung und derselben Empfindung grösser als Morgens früh und Abends. Man spürt sie, ohne daß man sagen oder bestimmen kan, was sie sey, und wie sie entstehe. Wenn andere Balsam das Geblüt erhitzen, den Kopf betäuben oder berauschen und die Werkzeuge des Geruchs stark reitzen, so erzeiget sich just hier das Gegentheil: Denn dieser ungekünstelte und doch so herrliche Duft schärft zwar alle Sinne, aber er mäßiget, er mildert, er ermuntert auch dabey. O! möchten doch alle träge, schwache, niedergeschlagene Menschen sich öfters dieses jedermann umsonst von dem gütigen Schöpfer angebotenen angenehmen Hülfsmittels bedienen, und alle, die wegen ver-

lohrnen Appetit das ganze Jahr so viele bittere Apothecker Essenzen, Lattwergen, Pillen, oft mit größtem Widerwillen einnehmen, uns auf unsern Spatziergängen morgens früh begleiten! so würden sie erfahren, wie kräftig dieses die Natur stärke, ermuntere, und den Appetit erwecke. Sie würden sich, wenn wir ein paar Stunden um diese Elisäische Felder, unter dem Gesange der Vögel herum spatzieret, gar gern bey uns auf ein frisch Stück von Käse und Brod oder frischen Butter, kalten Braten von selbst zu Gaste laden, und dabey bekennen müssen, daß ihnen diese Frühmahlzeit unter freyem Himmel auf einem Stein, Holzklotz, oder wohl gar blosser Erden, besser geschmeckt, als vorhin zu Haus die best gedeckte Tafel.

§. 73.

Scabiosa, Scabieuse, Apostem und Grindkraut, heisset die erste von denen oben angeführten Pflanzen, die wir jetzo ein jede ins besondere genauer betrachten wollen. Sie streckt ihr röthlich blaue Blumen über die andern hinaus und giebt sich dadurch selbst den Vorzug. Sie gehört zu neunten Classe, das ist, unter diejenige, wo viele Blümleim beysammen an einem runden Kopfe stehen, die in einem gemeinschaftlichen Kelch enthalten und von ungleicher Bildung oder Gestalt sind. Denn also verhält es sich mit dieser; die Blümlein, welche in der Mitte oder im

Centro eines ieden Kopfs sich befinden, sind kleiner, Trichterförmig, oben viergetheilt und regelmäßiger gebildet, als diejenige, die um den Rand herumstehen, weil diese grösser, und in den meisten Gattungen, eben so wie in dieser gemeinsten der Wiesen, lippenförmig sind, bilabiati. Ein jedes ist vor sich eine ganze Blume, weil ein jedes einen eigenen Griffel, vier Staubfäden und einen Kelch hat, ohngeachtet alle zusammen von einem gemeinschaftlichen blätterhaften Kelch eingefaßt werden. Ihre Gestalt ist wie kleine Röhrlein, auf deren jedes nach dem Abfallen ein geflügeltes raues Saamenkorn folgt, welches in eben dem Fach, worauf vorhin das Blümlein gestanden, enthalten. Der Stengel ist, gleichwie auch die Blätter und der Kelch, rau, zwey bis drey Schuh hoch, hat mehrentheils zwey gegeneinander überstehende Seitenstengel, welche an dem Ort ihres Ursprungs mit ein paar Blätter begleitet werden. Ausser diesen ist an der ganzen Länge desselben mehrentheils kein Blatt zu sehen. Die Blätter selbst sind Daumenlang, bey dieser auf den Wiesen wachsenden Gattung manchmal fast ganz und gar ohne Einschnitte, meistentheils aber, oder bey den mehresten Gattungen, sehr tief und fast bis auf die mitteiste Rippe zerkerbt; enden sich vornen spitzig und stehen gern zu unterst am Boden an einen Büschlein beysammen. Die

weni-

wenige, welche bey dem Anfang der Seitenstengel stehen, sind viel tiefer und subtiler ausgeschnitten, als die untere. Die Natur hat allhier die allgemeine Ordnung umgekehrt: Dann die Blätter am Boden sind bekannter maassen bey den meisten Pflanzen sonst tiefer, und die am Stengel weniger gekerbt.

§. 74.

Es hat diese Pflanze perennirende Wurzeln, doch giebt es auch einige ausländische Arten, die alle Jahr angesäet, und also nur durch den Saamen allein müssen fortgepflanzet werden. Vielleicht ist aber nur das ungewohnte Erdreich daran Schuld, weil unter den inländischen vielen Arten keine einzige zu finden, von der man dieses sagen könnte.

Sie kan zwar gedüngten Boden gar wohl ertragen, kommt aber gleichwohl auf trockenem und etwas magern besser fort; am allerwenigsten kan sie gar zu feucht leiden; man trift daher auch keine grosse Anzahl davon auf Wasserwiesen an.

§. 75.

Der Gattungen sind sehr viele sowohl von in- als ausländischen. Unter den letztern verdienen der schönen Blumen und des lieblichen Geruchs wegen, die indianischen Bisam-Scabiosen, besonders die mit der hochroth- und purpurfarbenen Blume, vorzüglich angemerkt zu werden.

Sie gereichen den Lustgärten zu einer schönen Zierde; sind leicht fortzubringen und zu vermehren. Es geschieht dieses durch den Saamen, welchen die Gärtnerkunsterfahrene erst zu Ende des Mayen oder Anfang des Junii, und nicht alsobald bey angehenden Frühling, in eine schattigte Rabatte von frischer Erde zu säen anrathen, damit die Pflanzen noch vor dem Winter erstarken und an dem Aufgehen durch allzustarken Sonnenschein und daraus folgender Dürre, nicht verhindert werde. Sie sollen sodenn, wenn sie nicht früher als um diese Zeit gesäet worden sind, erst auf den künftigen Frühling ihren Blumenstengel treiben, der aber viel stärker werde, mehr Zweige und Blumen bringe, welche vom Junio bis in September beständig auf einander folgen und viel reifen Saamen nach sich lassen; statt daß wenn man sie mit Eingang des Frühlings säet, die Blumen zwar noch im selbigem Jahr im Herst erscheinen, derselben aber viel weniger werden, und ihr Saame, wegen bald einbrechenden Winter, nicht zur Reife gelange.

§. 76.

So unbekannt dieses Gewächs denen Alten gewesen, so bekannt und berühmt ist es hingegen seit etlichen Seculis worden. Einen Beweis davon können nachstehende Verse, welche der heilige Urbanus verfertiget haben soll, abgeben:

Urba-

Urbanus pro se nescit pretium Scabiosæ:
Nam purgat pectus, quod comprimit ægra senectus.
Lenit pulmonem, purgat laterum regionem.
Abscessus frangit, si locum bibita tangit.
Tribus uncta foris anthracem liberat horis.

Selbsten Boerhave, und mit, vor und nach ihm, sehr viele berühmte Aerzte haben es für die Krankheit der Brust, besonders für Lungengeschwüre und derselben zum öftern allererste Ursache, dem Seitenstechen, sehr hoch erhoben. Der deutsche Nahme, Apostemkraut, rühret auch ganz allein von dieser ihm zugeschriebenen Würkung her, so wie der andere Grindkraut und der lateinische, Scabiosa von der reinigenden, heilenden und die Raude vertilgenden Kraft entsprungen: Denn es wird diese Pflanze mit unter die Mittel gezählet, die das Geblüt vorzüglich reinigen, besonders aber die äusserliche Unreinigkeiten der Haut äusserlich gebraucht vertreiben solle. In dieser Absicht recommendirt Tournefort ein davon bereitetes warmes decoctum, womit man die Geflechten, oder die kleine beissende, weitherumkriechende Raude öfters einen Monat lang abwaschen solle. Andere aber halten ein davon bereitetes Bad für dienlicher, oder nehmen wohl gar den frisch ausgepreßten Saft und bestreichen die unreine Geschwüre und Flecken der Haut damit.

Für die Pestseuche und zu Zertheilung und Heilung der Beulen, Carbunculi, womit diejenige, welche von der Pest angesteckt worden, behaftet sind, soll sie ebenfalls vortreflich dienen: Denn nicht nur sollen die Pestbeulen, wenn Salpeter und Schweinenschmalz damit vermischt und darüber gelegt wird, dadurch zertheilt, sondern das Gift selbst alles, wenn gesalzerner Eyerdotter darzu gethan worden, ausgezogen werden; ja der innerlich eingenommene Saft soll nicht nur für der Pest präserviren, sondern auch die schon damit angesteckte, innerhalb zwölf Stunden völlig davon befreyen. Gott bewahre unser Vaterland noch ferner vor diesem grausamen Uebel, und gebe, daß wir niemals Gelegenheit haben müssen, selbsten zu prüfen und zu erfahren, in wie weit diese vortrefliche Eigenschaft gegründet seye! Doch halten wir dafür, daß uns in diesem Falle übel gerathen wäre, wenn wir keine andere als diese Hülfe zu hoffen hätten. Fast ein gleiches werden wir zu sagen bemüßiget, von der Kraft, die Geschwäre der Lungen reif zu machen und das gestockte im Seitenstechen zu zertheilen; wenigstens ist gewiß, daß ein Decoct von Gundelreben, Körbelkraut und Huflattich mit Honig fleißig warm genommen, besonders wenn kein starkes Fieber damit verknüpft, hierzu viel kräftiger und dienlicher sey. Hingegen geben wir gerne

ne zu und haben selbst erfahren, daß nach schon reif gewordenem und ausgeführtem Eyter diese Pflanze zu Reinigung und Ausheilung der Stelle, welche den Eyter enthalten hat; deßgleichen in Unreinigkeiten der Haut, alten Geschwären, oder wo etwas zu trocknen, zu heilen, oder gelind zusammen zu ziehen ist, äusserlich und innerlich vorzüglich würksam sey: denn sie ist ein gutes Wundkraut. Schon aus dem äusserlichen Ansehen und denen dadurch erkänntlichen Eigenschaften, lässet sich dieses wahrscheinlich muthmassen, noch mehr aber und gewiß, theils aus der mit einem Salmiakartigen Salz verbundenen Bitterkeit, theils aus den gemachten Proben, bestimmen.

§. 77.

Die Art, dasselbe zu gebrauchen, ist am gewöhnlichsten als ein starker Thee. Man hat zu diesem Ende die gedörrte Blumen, vorzüglich aber das Kraut, welches wie ein anderer Thee zubereitet wird, das ganze Jahr in denen Apothecken im Vorrath und in Bereitschaft; doch halten wir den aus dem frischen Kraut ausgepreßten Saft für kräftiger sowohl zum äusserlichen als innerlichen Gebrauch, wenn er mit warmer Fleischbrühe eingenommen, oder äusserlich als eine Bähung mit warmen Tüchern überschlagen wird; da im Gegentheil das in denen Apo-

thecken

thecken davon eingeführte destillirte Wasser, welches von Zorn vor so vielerley Gebrechen und unter diesen besonders auch zu Heraustreibung der Pocken und Masern angepriesen, vom Zacutus Lusitanus aber vor herzstärkend gehalten wird, nach unserm Urtheile nicht viel besser als gemein Regenwasser ist. Wir haben schon im vorhergegangenen fünften Theile die Ursache, warum dergleichen destillirte Wasser, welche aus Kräutern, die ohne Geruch sind, bereitet werden, ohne Würkung seyn, erörtert; wollen also den geneigten Leser dorthin verweisen.

§. 78.

Horminum, oder Sclarea pratense, Scharlachkraut, Wiesensalbey, Französisch Ormin, ist eine Pflanze mit einem viereckigten rauhen Stengel, langen, rauhen, am Rand ungleich gezähnten, vornen spitzig zugehenden Blättern, vielen schön himmelblauen Blumen, welche die obere Hälfte des Stengels ganz allein, ohne daß ein Blat darzwischen wäre, besetzen, und aus einem Stück bestehen. Sie haben die Gestalt eines aufgesperrten Rachen: denn sie sind Lippenblumen, flores labiati, und zwar von derjenigen Gattung, welche Wirtelformig ganz nahe am Stengel stehen, und wovon die obere Lippe lang, schmal, und wie ein Helm krumm gebogen und ausgehöhlt, der untere Theil aber viel kleiner

und

und in drey gespalten ist, doch also, daß der mittlere Theil viel grösser, tiefer und wie ein Löffel ausgehöhlt, die zwey Seitentheile aber ganz klein sind.

§. 79.

Es bekommt also diese Pflanze der vielen Blumen wegen ein sehr schönes Ansehen, um so mehr wenn, wie gewöhnlich geschiehet, zugleich etliche Nebenstengel sich zeigen. Es hinterlässet ein iedes Blümlein vier Saamenkörner, welche im Viereck ohne weitere Beschirmung bloß in dem zurückgebliebenen Kelche sitzen und daselbst reifen. Die Blätter stehen unten, eben so wie bey der vorhergehenden Scabiosa, fast alle beysammen. Sie sind zwey starke quer Finger breit, und zwey bis dreymal so lang. Am Stiel sind sie sehr sparsam und viel kleiner, doch ist bey jeder Reihe von Blümlein ein paar ganz kleine, scharf zugespitzte, bleiche Blättlein von ganz anderer Art befindlich, worauf die Blümlein sitzen und dadurch gleichsam beschützet werden.

§. 80.

Der Geruch aller Theile desselben ist so wie ihre Vermehrung sehr stark. Sie kan durch die Wurzeln fortgepflanzt werden, weil sie perennierend ist, und enthält ein flüchtig aromatisches Oel, welches das Vermögen hat, Kopfweh zu erregen und denselben, auch nur vermittelst des Ge-

Geruchs, wenn man ihn zu lang und zu stark an sich gezogen hat, so zu betäuben, als wäre man berauscht. Doch ist diese wildwachsende Art hierzu nicht so kräftig, als der in den Gärten gepflanzte oder sogenannte Gartenscharlach, Sclarea sive Horminum sativum, mit den Aschfarbenen breiten Blättern und blaßblaulichen oder vielmehr fast ganz weissen Blumen: Denn desselben Geruch ist nicht nur viel stärker, sondern auch anderer Art. Er theilt denen Getranken, als Wein, Bier, Meth, Wasser, in welche etwas davon gelegt worden, einen Muscatellergeschmack mit, weßwegen die Pflanze selbst an vielen Orten Muscatellerkraut genannt wird. Auch hat der Sammler und Herausgeber der Collectaneor. Chymicor. Leydens. Hr. Dr. Chorley noch in dem vorigen Seculo uns aus dem Munde und der Erfahrung seines gewesenen Præceptoris und ehemaligen Professors der Chemie auf der hohen Schule zu Leyden, le Mort gelehret, durch die Destillation einen so kräftig würkenden besondern Geist aus den Blumen zu bereiten, dessen nur etliche Tropfen ein ganz Maaß Wein mit dem Muscateller-Geschmack erfüllen, ein Quintlein aber unter Wein oder Bier gemischt, dem Trinker augenblicklich berauschet. Die Bereitung selbst ist folgende: Man nehme etliche Pfund von diesen Blumen; mische sie unter eine genugsame Quan-

tität

citát Weinhefen; lasse es vier Tage lang an einander stehen und beitzen, und destillire es nach der Kunst; giesse den abgezogenen Geist noch zwey oder drey mal wieder über frische Blumen und destillire ihn wie das erste mal, so ist er fertig.

Unsern Herren Nachbarn, den Würtembergischen Weinhändlern ist diese Eigenschaft nicht weniger bekannt, als sie sich derselben mit gutem Vortheil zu bedienen wissen. Fast die Helfte der Neccarweine, die sie so zahlreich zu uns führen, ist mit diesem Geschmack angefüllt: Denn viele Leute sind der Meynung, er rühre von denen sogenannten Muscatellertrauben her. Sie lieben ihn daher; und warum sollte der Verkäufer, dem dieses gar wohl bewußt ist, so unhöflich seyn, und seine Käufer nicht nach Verlangen zu bedienen? Es wäre ihnen auch, da zumahl die schlechteste Weine hierdurch, dem äusserlichen Schein nach, merklich verbessert werden, gar nicht zuverargen, sondern vielmehr als ein gutes Haushaltungsstück anzupreisen, wenn der Schaden, den dergleichen Weine der Gesundheit zufügen, nicht so groß wäre. So aber müssen wir billig jedermann dafür warnen, weil sie nicht nur viel bälder, als andere Weine, den Kopf einnehmen, sondern auch meistens, oft erst nach ausgeschlafenem Rausche, empfindliches Kopfweh nach sich lassen, wodurch nach und nach der Kopf, das

Gedächtniß und alle innerliche Sinnen merklich geschwächt werden.

Sie mischen zwar gewöhnlich etwas von denen weniger schädlichen Holderblüthen darunter; wollen es auch nicht leiden, noch zugeben, daß sie auf diese Art ihre schlechte Weine zu verbessern und angenehmer zu machen suchen, sondern geben vor, es sey der natürliche Geschmack von den Trauben. Sie finden auch bey unerfahrnen um so viel leichter Glauben, da der Geschmack der Muscatellertrauben diesem vollkommen gleich und jedermann bekannt ist: Allein, wer die Menge der mit diesem Geschmack begabten Weine in Vergleichung setzt mit dem in der Gegend des Neccars gebauten Gewächse selbst, der wird finden, daß jene dieses weit übertreffen: Denn ohngeachtet diese Art Trauben einen geistreichen lieblichen Trunk geben, wenn sie zur rechten Reife gelangen, so pflanzet man sie doch nicht gar zu gern, selten aber und nur in den wärmsten Gegenden allein, weil sie, wenn der Sommer nicht rechtschaffen heiß ist, niemals zur völligen Reife kommen, sondern eine dicke harte Haut behalten und mithin wenig, auch nicht den besten Wein geben. Man liebt vielmehr die sogenannte Gutedel, als welche süß und frühzeitig sind, eine dünne Haut haben und also desto mehr Wein geben. Des allerwichtigsten Bewegungsgrundes wollen wir

hier, diese Sache zu entscheiden uns nicht einmal bedienen, weilen wir, da uns die eigene Erfahrung davon mangelt, die Gewähr dafür nicht leisten können. Es ist dieser, daß wir uns nicht überreden mögen zu glauben, daß dieser Geschmack der Trauben in der Fermentation nicht sollte gänzlich verlohren gehen, oder doch wenigstens verändert werden, da doch sonsten alle übrige des Mosts vorige Eigenschaften völlig dadurch aufhören, und so zu sagen in dem Wein ein ganz neuer Körper erzeuget wird. Der Most zum Exempel, wenn er gleich von dem allerbesten Gewächse ist, berauscht nicht und giebt in der Destillation keinen Tropfen Geist; Hingegen hat der Wein, wenn er ganz ausgegohren hat, nicht die geringste Süßigkeit mehr, obschon der Most vorhero Honigsüß gewesen ist. Er vertreibt die Blähungen im Leib und stärkt die Eingeweide, statt daß der Most Durchfall und Blähungen erregt u. s. w.

§. 81.

Daß übrigens diese Pflanze würksam sey und mithin in der Arzney an seinem Ort gut genutzt werden könnte, erhellet schon aus obigem. Gleichwohl ist ihr Gebrauch, weil in den Apothecken nichts davon zu finden ist, ganz ausser der Mode. Indessen wird sie doch sowohl von alten als neuen Schriftstellern vor mancherley Ge-

brechen dergestalt gerühmt, daß sie auch ihrer herrlichen Kräfte wegen von den Franzosen toute bonne genannt wird.

Am wahrscheinlichsten und gewissesten hiervon scheinet zu seyn, daß sie für Mutterbeschwerung, Colic und dergleichen sehr wohl tauge: Denn nicht nur Hoffmann, und mit ihm viele berühmte Aerzte halten es hierzu vor das beste Mittel, sondern die oben angeführte betäubende Kraft, welche den Getränken dadurch mitgetheilt wird, bekräftiget es selbst hinlänglich, weil daraus die schmerzstillende Eigenschaft, welche hierzu hauptsächlich erfordert wird, genugsam erhellet.

Man wird uns nicht als einen Mangel oder Fehler ausdeuten, wenn wir die vielerley Krankheiten, für welche dieses Scharlachkraut, von denen, die davon geschrieben haben, heilsam befunden ist, hier zu erzehlen unterlassen. Wir finden gar zu viel dem obigen, widersprechendes oder doch solches darunter, das deßwegen nicht glaubwürdig scheint, weil man zweyerley sich selbst entgegengesetzte Würkungen annehmen müßte. Hierunter rechnen wir vorzüglich auch die allgemeine Meinung der Alten, welche es ad venerem stimulandam angerathen, wir aber um deßwillen vor unfähig hierzu halten, weil, wie aus vorgesagtem zu ersehen, die Nerven und Sinnen durch dessen Gebrauch geschwächt und betäubt, statt daß sie,

wie

wie es hierzu nöthig wäre, gestärket und gereitzet werden sollten.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß, da diese Pflanze zugleich erhitzend ist, weil sie, wie alle starkriechende Pflanzen pflegen, viel ätherisches Oel bey sich führet, sie um deßwegen hierzu, aber nur bey langsamen phlegmatischen Naturen, ganz tauglich zu seyn scheine, und wohl etwas ausrichten könnte, wenn der narcotische Effect diesem nicht entgegen stünde. Hingegen wird sie dadurch zum äusserlichen Gebrauch, besonders vor Mundfäulung und wackelnde Zähne, Heilung frischer Wunden ꝛc. desto tüchtiger. Von jenem gedenken die Breßlauische Sammlungen, Versuch XXV. mit sehr gutem Succeß; dieses aber bezeuget nebst vielen andern auch Riedlin, und hat davon ein merkwürdiges Exempel dem Tagebuch der Kayserlich Deutschen Gesellschaft der Naturforscher einverleibt. Es lautet also: „Als ich vor etlichen Monaten mit einem vor„nehmen von Adel in dem Garten eines guten „Freundes herumspatzierte, und derselbe unter „den übrigen Gewächsen auch die Gartenschar„lach besonders gail und freudig daher wachsen „sahe, fieng er an zu erzählen, daß dieses Ge„wächs die Kraft besitze, alle Wunden zu heilen; „daß ihm dieses von einer Standesperson, wel„che es von einem Fischer erfahren, sey eröfnet,

„und seit der Zeit vielen Personen bey frischen
„Wunden von ihm angerathen, auch von densel-
„ben mit so gutem Erfolg gebraucht worden,
„daß es unter den Wundkräutern fast die aller-
„erste Stelle zu haben verdiene. Dem Vorge-
„ben eines so vornehmen Mannes, fährt der er-
„zehlende Bekanntmacher fort, nicht zu glauben,
„hielt ich für höchst unbillig, und beschlosse daher
„bey mir, die Probe davon zu machen, sobald
„sich eine Gelegenheit darzu zeigen würde; und
„siehe! als wir nachhero von dem Herrn des
„Garten mit einer guten Mahlzeit beehrt wur-
„den, so fügte es sich, daß eine Dame bey Tren-
„chirung eines welschen Hahns sich in den Finger
„mit dem Messer ziemlich tief verletzte, weßwe-
„gen der Hausherr, welcher die Erzählung des
„von Adel mit angehört hatte, bey mir anfragte,
„ob er dieses Kraut auflegen dürfe? welches ich
„nicht nur erlaubte, sondern sie selbst noch darzu
„antrieb. Es wurde daher ein Blatt davon
„aus dem Garten geholt und über den verletzten
„Finger gelegt, worauf sich die Verwundte we-
„nig mehr, und zwar mit grossem Recht, über
„ihre Wunde bekümmerte: Denn als sie nach
„Hause kam, und das Blatt wegthat, zeigte es
„sich, daß die Wunde dermassen geschlossen war,
„daß kaum ein kleines Merkmal davon noch
„übrig blieb.„

§. 82.

Ueber obige Garten-Species giebt es noch sehr vielerley sowohl einheimische als fremde Arten. Unter den letztern verdienet die mit den ganz weissen Blumen, breiten und mit weisser Wolle ganz überzogenen Blättern, welche æthiopis genannt wird, sehr hoch, manchmal fast wie ein Strauch mit vielen Seitenstengeln erwächst; deßgleichen die in Engelland wildwachsende sogenannte englische mit einer Lavendelblume und ganz schmalen Blättern, vor andern angemerkt zu werden; von dem erstern in Deutschland wildwachsenden aber erhält die in den Tyrolischen und andern Gebürgen und Waldungen hin und wieder wachsende gelbe Gattung, welche Colus Jovis genannt wird, den Vorzug, sowohl ihrer schönen gelben Blumen und lieblichen Gestalt wegen, als auch in Ansehung der in denen Breßlauer Sammlungen davon gerühmten Kraft in Brust- und Grießkrankheiten.

§. 83.

Jetzo gelangen wir zu unserm zwar gering geachteten, aber gewiß allerbesten einheimischen Gewürz, dem Wiesenkümmel, Carvi, Carum. Fast sollten wir hoffen können, daß wir nicht nöthig hätten, uns mit Beschreibung der Kennzeichen dieses zu bemühen, weil er allenthalben, auch den kleinsten Kindern bekannt ist, wenn wir nicht

aus der Erfahrung gelernet hätten, daß sehr vielen kaum bewußt ist, daß es ein innländisches Gewächs, welches überall gleich vor den Thoren zu finden; den meisten aber die Pflanze selbst ganz unbekannt sey. Wer in der Kräuterwissenschaft nur ein wenig bewandert ist, der erkennet schon aus dem Saamen, daß es ein Doldengewächs seyn müsse: Dann nur dieses Geschlecht und sonst kein anders trägt dergleichen Saamen, die auf einer Seite etwas erhaben und gestreift, auf der andern aber ganz flach sind. Es erwächset aus einer süßlechten Wurzel mit einem zwey Schuh langen, starken, nach Art der Doldenblumen inwendig hohlen und mit vielen Seitenzweigen versehenen Stengel von vielen Glaichen. Ihre Blätter haben dergestalt zarte und tiefe Einschnitte, daß sie fast federförmig dadurch werden; besonders diejenige, welche an dem Stengel, bey dem Ausbruche eines jeden Nebenstengels stehen, sind in fast haar-zarte Theile zerspalten. Sie sehen übrigens den Blättern der wilden und Gärtenmöhren oder sogenannten gelben Rüben ziemlich gleich, ausgenommen, daß diese keine so gar tiefe noch zarte Einschnitte haben.

Die Blümlein krönen die Gipfel der Stengel. Es stehen ihrer viele, wie schon gesagt, an einem runden Dolden beysammen, sie sind weiß, bisweilen fast fleischfarben, sehr klein, aus fünf

Blätt-

Blättlein, die an Größe etwas doch nicht sehr ungleich scheinen, einem Kelch und etlichen Staubfäden zusammen gesetzt, und hinterlassen zwey der Länge nach zusammen gefügte Saamenkörner, die ganz bloß auf dem Kelch stehen.

§. 84.

Diese Saamenkörner sind dasjenige, was unter dem Nahmen Kümmel, oder Kümmich überberall bekannt ist; in Franken, Thüringen, zu Halle in Sachsen vielfältig, aber am letzten Orte, nach dem Zeugnisse des Hrn. Bergrath von Justi, am vorzüglichsten und besten gebauet wird, sonsten aber fast in ganz Deutschland auf allen Wiesen, auch sogar nach dem Berichte des vortrefflichen Hrn. von Haller, auf denen der höchsten Schweitzergebürge wild wächset.

Für so nothwendig hat der Schöpfer aller Dinge den Gebrauch der Gewürze zur Erhaltung der von ihm erschaffenen Creaturen gehalten, daß Er auch sogar dem Viehe seinem ihm nöthigen Antheil von den tiefsten Thälern bis zu den höchsten Bergen unter der Weide reichen wollen; und damit der Genuß davon recht lange daure, so hat er dieser Pflanze die Eigenschaft gegeben, daß sie nicht, wie die meisten Gewächse pflegen, nur einen Monat lang grüne, sondern den ganzen Sommer durch blühen und Saamen tragen könne. Auch so hat Er eben in dieser

Absicht, aus gütiger Sorgfalt, dieselbe in denen Ländern am häufigsten wachsen lassen, die wegen der ergiebigen und vielen Weiden zur Viehzucht vorzüglich von der Natur bestimmt worden sind: Denn also findet man in Ungarn, in der Schweitz, in Schwaben, Schlesien, wo bekanntermassen das beste und meiste Vieh gezogen wird, auch dieses Gewürz am häufigsten; besonders soll nach Schwenkfelds Zeugnisse in der letzten Landschaft dasselbe in so grossem Ueberflusse wachsen, daß ganze Felder und grosse Wiesen davon gleichsam überzogen seyn.

§. 85.

Wir lernen hieraus, daß der rechte Gebrauch der Gewürze zur Gesundheit eben so nöthig sey, als schädlich der Mißbrauch ist. Er ist auch besonders was diesen Saamen anbetrift, sowohl in der Küche oder Haushaltung, als in der Arzney sehr alt. Plinius hat schon zu seiner Zeit gesagt, daß es das vornehmste Gewürz in der Küche sey, und Tragus hat es allen andern ausländischen vorgezogen.

Es ist aber der Saame nicht ganz allein dasjenige, was davon genutzt werden kan. Die ganze Pflanze vielmehr, von der Wurzel bis zum Gipfel kan uns Dienste leisten. Die Wurzeln sind süßlecht, aber doch dabey aromatisch und haben die Art der Pastinaten. Lonicerus sagt daher,

daher, daß sie unter Speisen sehr nützlich seyn, wenn sie wie diese zugerichtet werden, und Bruyer erhebt sie, ihres angenehmen Geschmacks, guten und nützlichen, den Magen stärkenden Fleisches wegen, selbst noch über diese.

Von den Blättern versichert Mathiolus, daß sie an einigen Orten wie ander Grünkraut gekocht und gespeiset werden; deßgleichen sollen die ersten Geschosse, wie Salat zugericht, sehr lieblich schmecken.

§. 86.

Indessen ist doch gewiß, daß der Saame das vornehmste Stück davon sey. Wie vieles könnten wir auch hier nicht von seinem Nutzen melden, wenn wir gern unsere Blätter mit solchen Sachen anfüllen wollten, die schon längstens jedermann bekannt sind: Denn wer weiß nicht, daß fast keine Art von Speisen zu finden, worunter vor Liebhaber dieses Confect nicht taugte. Das Brod, Fleisch, Fische, süsser Kohl, Ziegen-Käse, Suppen, Krebs und allerley Arten gebackenes, welches damit bestreuet und gewürzet wird, bestätiget dieses genugsam. Deßgleichen ist seine erwärmende, den Magen stärkende, Blähung, Wind, und Colik vertreibende Arzneykraft auch denen unerfahrensten nicht unbewußt.

Es können uns diese von ihm bekannte Würkungen zum hinlänglichen Beweise dienen, daß

er unter die Zahl der Gewürze mit besten Recht gehöre; gleichwie sich aus der ihm beygelegten Eigenschaft, alle Arten der uns von Gott in unserm Vaterlande zur Nahrung bestimmten Speisen, angenehm zu machen, mit Gründlichkeit schliessen läßt, daß ein jedes Land schon selbst von der Natur mit dem ihm allernöthigsten und besten Gewürz versehen worden sey, und man also der fremden ganz wohl entbehren könnte.

§. 87.

Wenn wir also von dem schon genugsam bekannten vielen Gebrauch dieser Pflanze hier ausführlicher zu handeln zwar unterlassen; so können wir doch den weniger bekannten, insonderheit den so schädlichen Mißbrauch desselben nicht ganz unberührt lassen. Wegen des erstern haben wir noch zu melden, daß an theils Orten die Wurzeln, entweder mit Zucker, Honig oder Most eingemacht, und auf diese Art zum Gebrauch aufbewahret werden. Tabernemontanus giebt folgende Anweisung hierzu. Er sagt, man solle im Frühling, ehe die Pflanze in den Stengel getrieben, die zarte junge Würzlein nehmen, dieselbe rein waschen, in Stücklein schneiden, mit Wasser aufgelösten Zucker darüber giessen, und also unter fleißigem Abschäumen und Zugiessung etwas weniges Rosenwassers, bis zur Dicke eines Syrups einkochen, nachhero aber alles zusammen

in einem steinernen Gefäß verwahren. Der Nutzen hiervon soll hauptsächlich den Magen betreffen, als welcher dadurch, wann Morgens nüchtern etliche davon genossen werden, gestärket wird.

Was aber den Mißbrauch anbelangt, welcher mit denen Wind treibenden Arzneyen überhaupt, insbesondere aber mit diesem Saamen oft mit Lebensgefahr getrieben wird, so haben schon die Alten, ehe die Circulation des Geblüts bekannt war, denselben eingesehen und bestraft: Denn so gewiß es ist, daß eine von Säure, zähem Schleim und Verkältung entstandene Colic durch dieses und andere erwärmende Mittel, leichtlich könne gehoben werden; so schädlich ist hingegen derselben Gebrauch, wann die Leibesschmerzen von einer scharfen Galle, Verstopfung der Port- und Gekrösadern, Hypochondrie, oder oder wohl gar von einer Entzündung herrühren. Boerhave hat, was dieses letzte betrift, dawider ernstlich geklagt und Hochstetter schreibt von dem zu nächst vorhergehenden also: Die Windbeförderende und aromatische Arzneyen sind denen Patienten, sonderlich so an der Hypochondrie, oder Winden unter denen kurzen Rippen leiden, der größte Schaden: Denn da ihnen dadurch der Magen ausgetrocknet wird, damit er keine Winde generiren solle, so wird er eben dadurch

durch aufgebläht, und wie Papier so dünne gemacht.

Wie kan es auch anders seyn, als daß in allen diesen Fällen eine merkliche Verschlimmerung des Uebels, ja bey angehender Entzündung der Gedärme, wohl gar ein schneller Tod daraus entstehen müsse: Denn, statt daß gelind kühlende, erweichende und zertheilende Arzneyen die angehende Entzündung hätten hemmen können, so muß nothwendig das Gegentheil davon, das hitzige, sie bis zum Brand vermehren, daß die Verstopfung vom zähen Geblüte in den Adern des Gekröses und der Därme, und die daher rührende Schlapp- oder Schwachheit derselben, hätte können durch gehörige Bewegung des Leibes, Aderlassen und Geblüt verdünnende Mittel gehoben, mithin dem Geblüt die freye Circulation und den Därmen ihre gehörige Stärke dadurch verschaft; den Winden aber die Gelegenheit, sich zu sammeln und aufzuhäufen, genommen werden, so muß nothwendig das erhitzende, weil es das flüßige im Leib noch mehr verzehrt, und dahero das dicke Geblüte, die erste Ursache des ganzen Uebels, noch dicker macht, die Krankheit verschlimmern; statt, daß bey einem Ueberflusse von hitzig scharfer Gall oder andern dergleichen ätzenden Unreinigkeiten, gelind temperirende, diluirende, die Schärfe brechende und ausführende

de Sachen, die ganze Krankheit in einem Tage hätten heben können, so muß das erhitzende sie noch mehr schärfen, und dadurch die Schmerzen verlängern und gefährlicher machen.

So gewiß aber dieses ist, so gewiß ist es auch, daß die wenigsten auf diesen Unterschied der Ursachen gehörig Achtung geben, Niemand aber, der nicht die Medicin aus dem Grund und lang genug erlernet hat, vermögend sey, hievon richtig zu urtheilen: Denn die Unterscheidungszeichen sind so unbeständig und dahero so ungewiß und dunkel, daß man sie viel öfter erst aus der Zusammen- uud Gegeneinanderhaltung aller Umstände selbst erfinden muß, als man sie zum voraus bestimmen kan. Gleichwohl wird fast täglich von jedermann, wo nur ein Schmerzen im Leibe sich zeigt, ohne Unterschied sogleich dieses Universalmittel gebraucht: Kümmichsuppen, Kümmichbrandtewein, Kümmichsäcklein sind der erste Tritt, den man fast durchgehends zu Abwendun dieser Krankheiten thut, ohne nur davon zu gedenken, daß sie der erste Schritt zum Grab werden können. Was Wunder ist es demnach, daß bey vielen oft unvermuthet eine tödtliche Krankheit aus einem kleinem Uebel wird, welches, wo man nur das schädliche unterlassen, und lieber gar nichts gebraucht hätte, von selbst leichtlich durch Hülfe der Natur gewichen wäre, oder

sich

sich wenigstens nicht bis zum Tod so schnell verschlimmert hätte. Es muß einem redlichen Mann, der sein Vaterland und seine Mitbürger über alles liebt, gewiß recht in der Seele schmerzen, wann er so viele wackere Personen, oft in der besten Blüthe ihrer Jahre, bloß wegen unterlassener oder unrecht verstandener allerersten Hülfe, entweder zu Grabe tragen, oder viele Jahre an Schwind und Wassersuchten schmachtend herumgehen sehen muß.

Dabey haben gleichwohl diejenige, die dieses Unglück betroffen hat, selbst die allerwenigste Schuld: Dann obgleich manche vor die Erhaltung ihrer Gesundheit so gar sorgfältig nicht sind, so will doch Niemand bey angehender Unpäßlichkeit sich dieselbe selbst aus Vorsatz vergrössern. Sie sind also vielmehr als Opfer der allgemeinen Mode anzusehen, bey denen das bekannte Sprüchwort: ohne Wissen ohne Sünd, statt findet, aber eben deßwegen uns Anlaß geben, jedermann getreulich zu warnen, daß doch mit dergleichen zur Mode gewordenen, worunter wir auch das Aderlassen, Laxieren, Clystieren ꝛc. billig zählen, insbesondere bey verspürter Unpäßlichkeit behutsam verfahren, und nicht nach eigenem Gutdünken, so lieb einem jeden seine Gesundheit und Leben ist, unternommen werde.

§. 88.

In denen Apothecken findet man ausser dem Saamen von der ganzen Pflanze sonsten nichts. Aus diesem aber werden unterschiedene Mittel verfertiget. Man destillirt daraus ein Wasser, einen Geist und ein Oel. Das letzte ist allein dasjenige, was diesem Saamen seinen Werth giebt, und wovon alle oben gesagte Würkungen herrühren. Es wird zugleich bey Destillirung des Wassers erhalten, woselbst es oben schwimmt, nachdem das Wasser so viel davon an sich gezogen, als es füglich fassen können. Das Wasser und der Geist wird auf einerley Art bereitet, nur mit dem Unterschied, daß bey jenem nur klares Wasser, bey diesem aber Weingeist oder sogenannter Brandtewein auf den Saamen gegossen und gehörig, vermittelst der Destillation davon abgezogen werde. Wir erinnern dieses deßwegen, weilen viele hierinnen Unerfahrne der Meynung sind, es entstehe der insgemein sogenannte Kümmichbrandtewein ursprünglich aus dem Saamen selbst, und sey daher nicht so schädlich als der erste Brandtewein.

§. 89.

Wie glücklich können sich demnach die Einwohner Deutschlandes, besonders der obgenannten Provinzen, wo dieses so gemeinnützige Gewächs von der Natur selbst so häufig hervorgebracht

bracht und gepflanzt wird, vor vielen andern nicht schätzen, die es entweder entbehren, oder mit vieler Mühe erst anbauen und theuer erkaufen müssen! Denn also ersehen wir aus den Schwedischen Abhandlungen, daß zu Lund in Schonen, welches der einige Ort seyn soll, wo Kümmel zum Verkaufe gepflanzt wird, der ordentliche Preis davon allezeit 18 Thaler Silbermünz für die Tonne sey. Er soll daselbst in magerm Erdreich besser fortkommen, als in fettem oder gailem, und das zarte Gras desselben Hauptfeind seyn, so daß er davon erstickt werde. Bey uns ist es umgekehrt, denn er wächst ungepflanzt auf den fettesten Boden, mitten unter anderm Gras auf denen Wasserwiesen am häufigsten. Da in unterschiedlichen Orten Deutschlands das Anbauen desselben üblich, auch in denen Berlinischen Intelligenz-Blättern eine Beschreibung davon mitgetheilt worden ist; so wollen wir die Schwedische Manier, damit der Unterschied ersehen werden möge, hier so mittheilen, wie ihn der Schwedische Major Rosenstens den obgedachten Abhandlungen seines Vaterlands einverleibet hat. „Man nimmt darzu, schreibt er, einen Platz von beliebiger Grösse, nachdem man solchen darzu anwenden kan; das Erdreich soll aus Sand mit etwas fruchtbarer Erde und Thon vermengt bestehen. Dieser Platz muß so gut verwahret wer-

werden als der beste Garten, weil die Schweine nach den Kümmelwurzeln sehr begierig seyn, und schwerlich davon abgehalten werden, wenn sie einmal an sie gewöhnet worden sind, sondern wo es möglich ist, sich eingraben und dieserwegen sich unter den Schwellen der Planken, oder dem Grunde der besten Gartenwand durchwühlen.

Wenn der Platz solchergestalt eingeschlossen ist, muß man ihn, wofern es neue und nie zuvor aufgearbeitete Erde ist, sehr wohl aufackern, pflügen, und durchgängig gleich mit Anfang des Frühlings aufackern. Alle Heide und Graswurzeln müssen ausgerissen und verbrannt werden, und nachgehends muß das Erdreich weiter fleißig gewartet werden. Ist es aber altes Erdreich oder Acker, den man zum Kümmelbau umzäunen will, so muß man solchen ebenfalls gleich im Frühjahr sehr wohl aufpflügen und von allen Wurzeln des Grases und Unkrauts reinigen, wie von mir besonders und genauer bey jeder Art Erdreich gemeldet werden soll.

Ein Platz neues Erdreich wird, wie gesagt, mit Aufpflügen und Reinigen gleich im Frühjahr bestellt, so, daß alles solchergestalt gegen das Ende des April-Monats fertig ist. Sobald der May anfängt, führet man guten Mist, oder andern wohlverbrannten Dünger auf den ganzen Platz, der nachgehends recht wohl und tief von

neuem zweymal durchgepflüget wird, nemlich sowohl die Länge als die Quere, und darein säet man den Kümmel, welcher wohl und gleich niedergeeget wird, dabey man alle Unkrautwurzeln genau ausjätet, die sich etwa unversehens sowohl beym letzten Aufpflügen als beym Egen finden lassen. Solchergestalt ist man fertig, und der Kümmel wurzelt bald und stark, wächst den ersten Sommer freudig in Blättern, giebt aber noch keine Frucht. Den zweyten Sommer hat man unfehlbar mit Vergnügen die vollkommene und reiche Belohnung von dieser seiner Arbeit zu erwarten, so, daß man von einem Scheffel oder $\frac{1}{6}$ einer Tonne Landes Kornerdreich, welches ungefehr 50. Ellen ins gevierte hält, oder auf jeder Seite $\frac{1}{5}$ Tonne im Viereck beträgt, oft 30. aber gemeiniglich 20. Scheffel Kümmel bekommen kan. Diese Saat muß etwan den 10. oder 12. May ausgesäet werden, da die Obstbäume blühen, auf ein paar Tage früher oder später kommt nichts an, eben so wenig darf man auf den neuen oder abnehmenden Mond sehen, welches hier nichts zu sagen hat. Unverbrannter Dünger taugt nicht auf Kümmelfelder, sondern ist wegen des vielen Grassaamens, der sich allezeit darinnen befindet, höchst schädlich. Das Kümmelstroh ist auch gut und wächset stark; es wird zu Dächern an Vorhäusern und zur Streu

unter das Vieh gebraucht, nachgehends wirft man es zusammen und vermengt es mit klein gehackten Erlen- Tannen- Fichten- und Birkenreis und etwas Kühmist, so brennt es alles zusammen und wird die beste Düngung für die Muttererde, die alsdenn allezeit an ihrer eigenen Fettigkeit genug hat, wenn sie das erste mal recht ist bestellet worden. Dieses ist genug von neuer Erde.

Nun folget, wie sich alte Aecker ebenfalls zu dergleichen Gebrauch anlegen lassen, welches auf zweyerley Art geschieht: Zum ersten, wenn ein solches Ackerstück wohl umzäunt ist, muß man dasselbe im Frühjahr im April zweymal, nemlich die Länge und die Quere wohl aufpflügen, alle Unkrautwurzeln rein ausziehen, und alles wohl reinigen. Einige Tage eget man das Feld wohl und gleich zu; eben so verfähret man noch einmal mit der Erde im May, und auch so im Brachmonat. Nach der Mitte des Sommers, gleich im Anfang des Heumonats, wenn das Unkraut wieder ausgegätet ist, oder auch dessen Wurzeln zu ohnmächtig sind, wieder was neues hervorzutreiben, muß auf diesen Acker wohl verbrannter Dünger geführt werden, den man gleich die Quere und die Länge niederpflüget, und Kümmel darein säet, der auch gleich wohl und eben eingeeget wird, so wurzelt er stark und wächst stark in Blätter, bis zu nächstfolgen-

den Michaelis. Den folgenden Sommer trägt er gute Frucht, wird aber nicht vollkommen, als bis den dritten Sommer. Man nimmt auch in acht, daß man zu besserer Ausrottung des Unkrauts jedesmal, wenn dieses Erdreich gepflüget wird, mit dem Egen einige Tage warten muß, damit alle Unkrautwurzeln desto besser verwelken, welche nicht ausgezogen werden, aber bey dem letzten Pflügen, wenn der Kümmel gesäet ist, muß das Feld gleich zugeeget werden. Die andere Art erfordert folgendes Verfahren: Man bereitet die Erde auf eben die Art und Weise, wie gesagt ist, bis zu Ende des Brachmonats. Weiter wird das Erdreich mitten im August aufgepflüget und zuletzt geschiehet solches gleich nach Michaelis. Bey jedesmaligem Aufpflügen wird das Feld wohl und gleich zugeeget. Da ist offenbar, daß alles Unkraut verschwinden muß, und nachgehends läßt man das Feld zugeeget den ganzen Winter über liegen. Sobald der Frühling und die Jahrszeit darnach eintritt, nemlich den 20. oder 22. May, führet man die gehörige Düngung auf dem Acker, die sogleich die Quere und die Länge niedergepflüget wird. Man säet den Kümmel und eget ihn sogleich ein, da man sich denn das folgende Jahr im Sommer eben so gutes und vollkommenes Wachsthum als im neuen Erdreich zu versprechen hat. Einige stellen es

sich

sich allzuschwer vor, daß sie in so langer Zeit, nemlich in zwey Jahren kein Wachsthum von einem so wohl bestellten Acker nutzen sollen; daher säen sie daselbst Hanfsaamen zur rechten Zeit mit dem Kümmel und egen alles auf einmal ein. Der Hanfsaamen wird zuerst gesäet, alsdenn vermenget man den Kümmel mit Sand und streuet ihn so oben auf. Nachgehends eget man alles ein, und der Hanf wächst da unvergleichlich wohl den ersten Sommer, und der Kümmel wurzelt ebenfalls darunter gut ein. Wenn endlich die Zeit zum Einbringen des Hanfs kommt, muß er abgeschnitten und nicht ausgerissen werden. Einige Tage darauf wird man mit Vergnügen sehen, wie der Kümmel über die Hanfstoppeln gewachsen ist, daß alles so grün aussieht, wie die schönste Wiese, und die Hanfstoppeln vom Kümmel gänzlich verdeckt werden. Diese Stoppeln verfaulen alsdenn in der Erde, als eine gute Düngung, und das nachfolgende Jahr kommt der Kümmel zu seinem vollkommenen geseegneten Wachsthum.„

Diese Art, dem Kümmel abzuwarten, ist die einträglichste und unfehlbarste.

Einige sind noch künstlicher die Zeit zu gewinnen; aber sie wenden auch mehr Kosten auf, den Kümmel zu baldigem und mittelmäßig gutem Wachsthum auf folgende Art zu bringen: Wann

der Acker zum Kümmelfelde im April und Brachmonat vorerwehntermassen bereitet wird, säen sie den Kümmel in den Garten in Beeten wie Selleriesaamen, und sobald es nach der Mitte des Sommers zugehet, lassen sie die Erde recht wohl eine halbe Elle tief aufgraben, jäten solche von neuem rein aus, und machen alsdenn Vertiefungen mit dem Spaten nach der Schnur hinein, in welche sie die Kümmelwurzeln wie Selleriepflanzen versetzen, so daß gleich ein Viertheil Entfernung allemahl zwischen zwey Pflanzen bleibt, nachgehends thun sie die fruchtbare Erde darzu und das bepflanzte Stück Erdreich wird nur einmal gleich nach dem Pflanzen wohl gewässert, so wurzelt dieser Kümmel stark ein. Uebrigens wird der Platz, den Zuwachs des nächstfolgenden Jahrs zu verstärken, mit Kümmel locker überstreuet, den man mit Sande vermengt hat, der von sich selbst in die Erde dringt und Wurzeln bekommt, so ist die Arbeit fertig und die Frucht davon kommt gut im nächstfolgenden Jahr.„

Auch findet man welche, die am Ende des Heumonats oder im Anfange des Augusts, Lorenzrocken und Kümmel zusammen säen, und das Erdreich darzu wohl zubereitet haben. Der Rocken wird alsdenn ohnfehlbar das nächstfolgende Jahr herrlich, aber wie der Kümmel wird, kan

ich

ich nicht gewiß sagen, weil ich dieses erst am Ende des letzt verstrichenen Heumonats in neugebautem Erdreich versucht habe. Sowohl der Rocken als der Kümmel lassen sich zu einem ansehnlichen Wachsthum sehr wohl an, daß man von jedem zu seiner Zeit gute Hofnung haben kan. Bey dieser Art hat man auf folgendes Acht zu geben: Wenn der Lorenzrocken so gut wächst, weil er bey Zeiten ist gesäet worden, daß es scheinet, als wollte er gleich nach Michaelis Aehren gewinnen, so muß man sogleich alle Gipfel von allen Rockenstengeln abschneiden, dieses hält solches Wachsthum auf und der Rocken wird desto stärker im Boden, zum Vortheil des Wachsthums nächstfolgenden Sommer.

Damit jedermann weiß, wie viel Aussaat von Kümmel auf ein gewisses Stück Land oder Erdreich gehöre, so ist offenbar, daß ein Stück Land zu einem Scheffel Korn wohl und richtig mit drey schwedischen Stop Kümmel besäet werden kan. Man vermengt denselben unter einen Scheffel fein und trockenen Sand, und besäet das Erdreich damit wohl und gleich. Wenn sich nun der Kümmel zeiget, kan man sogleich sehen, ob ein leerer oder unbesäeter Fleck irgendwo ist; sollte man dergleichen bemerken, so muß man Kümmel oben darauf streuen, der von sich selber Wurzeln fassen wird. Aus dieser Ursache ist es

fast am besten, den Kümmel allein mit anderer Saat untermengt zu säen.

Zur Aussaat muß neuer Kümmel genommen werden, oder wenn ein Kümmelfeld am Ende des Heumonats besäet werden will, so muß man darzu den Kümmel nehmen, der im nächstvorhergehenden Brachmonat reif geworden ist; will man aber ein Stück Erdreich im Frühling besäen, so soll man den Saamen darzu nehmen, der den nächsten Sommer zuvor gewachsen ist. Aelterer Kümmel tauget nicht.

Nachdem der Kümmel solchergestalt zu gehörigem Wachsthum gekommen ist, so reiffet er um die Mitte des Sommers, und da muß man sehr genau auf ihn Acht haben. Wenn ein Drittheil von den Kronen reif und braun ist, das zweyte Drittheil gelbbraun, und das übrige grünlicht, so muß man ihn alsobald abschneiden, und sogleich in eines oder mehrere Gefässe abschlagen; nachgehends aber täglich auf Tüchern an die Sonne legen, so reifet und trocknet er schnell genug, so daß er sich nicht zusammen erhitzt, sondern in Tonnen kan eingepackt werden.

Sollte etwas von dem grünen Kümmel an den Halmen bey dem ersten Abschlagen fest sitzen bleiben, so muß man die Halmen an die Sonne legen, da denn der Saamen in einigen Tagen reiffet und abgeschlagen werden kan. Der letzte

wird

wird alsdenn so gut als der erste. Man nimmt auch in Acht, daß er Morgens und Abends abgeschnitten werde, wenn der Thau auf ihn liegt, sonst fällt er allzusehr aus.

Nachdem der Kümmel solchergestalt eingeerndtet ist, muß man auch neuen Kümmel ganz locker und dünne über den ganzen Platz streuen, nemlich, halb so viel als im Anfang ausgesäet war, wobey man besonders Acht hat, ob irgendwo was fehlet: Denn wenn gleich Kümmel genug beym Abschlagen ausfällt, man mag auch so bedachtsam verfahren als möglich, so ist doch diese Vermehrung gut und stärket den Wachsthum des folgenden Jahrs: Denn je leichter diese Saat wächst, desto fruchtbarer wird sie und desto besser verdringt sie alles Unkraut, das sonsten mit wachsen will.

Ein Kümmelfeld will auch jährlich einige Beyhülfe mit Düngen durch klein gehackte Reiserchen haben, wie schon oben ist gesagt worden, welches bald verfaulet, wenn es im Winter im blossen Frost auf das Feld geführet wird.

Wenn ein solch Stück Kümmelfeld solchergestalt abgewartet wird, trägt es in denen ersten vier Jahren vollkommene Frucht, im fünften und sechsten nimmt es ab, weil das Erdreich ausgezehret wird, und muß ein Jahr ruhen, da es aber doch während dieser Zeit umgearbeitet, ge-

reiniget, gedünget und besäet werden kan, wie oben erzählet worden ist; so bekommt auch das Erdreich seine vorige Kraft wieder, und ein gesegnetes Wachsthum bleibt nicht aussen. Damit man aber ein so nützliches Gewächse beständig zu seinem Vortheil möge anwenden können, ist für jemanden, der zuerst solche Einrichtung bey sich machen will, am besten, entweder zween Kümmelgärten anzulegen, oder auch einen einzigen so groß zu machen, daß die Hälfte oder ein Drittheil davon ruhen könne, wenn solches nöthig ist, da der übrige Theil doch allezeit so viel trägt, als die Mühe, nemlich das Umzäunen und diese neue Arbeit belohnet. Es ist wohl wahr, daß der Kümmel sich nie ganz ausrotten und vom Unkraut verdringen läßt, so lange er umzäunet ist, aber doch, wenn er die sechs ersten Jahre Frucht getragen hat, belohnet er kaum die Mühe, noch weniger hat der Eigener einigen Nutzen, Vortheil oder Vergnügen davon.

Unter dem Nahmen Unkraut versteht man hier hauptsächlich das zarte Gras, als welches des Kümmels schlimmster Widersacher ist. Disteln, Dornen und Nesseln vermögen nicht halb so viel Schaden zu thun, als dieses zarte Gras. Solche Ungelegenheiten abzuwenden, muß man den Kümmel beym Anfang des Frühjahrs jedesmal reinigen, da sich denn das Unkraut sogleich

zeiget,

zeiget, ehe der Kümmel stark zu wachsen anfängt. Zu dieser Reinigung braucht man zackige Hacken von Eisen, wie Finger, mit welchen man alles Unkraut nebst den Wurzeln ausreissen, oder wenigstens so hart beschädigen kan, daß es alle Kraft verliehret, sich auszubreiten und Saamen dieses Jahr von sich zu geben, der Kümmel aber wächst durch eine solche Reinigung desto stärker.

Sobald der Kümmel abgeschnitten oder eingebracht ist, will das Unkraut mit Macht wieder zu Kräften gelangen. Dieserwegen muß man stracks das Feld wieder überfahren und reinigen, und nach dieser Reinigung wird der neue Kümmelsaamen ausgestreuet, wovon schon oben geredet worden ist. Auf diese Art bleibt die Erde allezeit rein, um stark Wachsthum zu geben, bis sie ruhen muß, und solches sowol der Erde als der Saat Natur erfodern.

Viele glauben, im Herbste könne man die Kümmelblätter zu seinem Nutzen abschneiden und den Kühen geben, welche davon sich sehr wohl nähren, und der Kümmel behielte gleichwohl seinen vollkommenen Trieb zur Frucht des nächstfolgenden Jahres. Aber dieses ist gänzlich zu mißbilligen, weil der Kümmel oft ungleich wächst, manche Wurzeln tief in der Erde, andere aber etwas über die Erde erhaben stehen, welche letztere bald abgeschnitten und solchergestalt verderbt

wä-

wären; ausserdem muß der Kümmel seine kleine Blätter über Winter behalten, daß sie bey ihm verfaulen, welches offenbar seine beste Düngung ist.„

§. 90.

Lathyrus dumetorum, wilde Wicken, ist ein Schottengewächs mit kleinen schwarzen glatten Schotten, worinnen glänzende blaßgelbe runde Saamen sind. Wir verstehen aber hierunter nicht die vielblumigte, insgemein also genannte Vogelwicke, welche vom Rivino Cracca major, und von denen Gebrüdern Bouhin, Vicia multiflora genannt worden ist; noch viel weniger die Buschwicke, Vicia maxima dumetorum, ob sie gleich beyde auch nirgends anders als an Hecken wachsen; sondern vielmehr eine Art wild wachsender Blatterbsen mit gelben Blumen, die nicht so gar hoch und schlank, sondern buschiger, auch nicht so gern im Schatten und an trockenen Stellen der Waldränder, Hecken und Zäune, wie jene, sondern am liebsten neben und zwischen den Hecken oder Zäunen der gewässerten Wiesen erwächset, und einem schwachen, mit vielen kurzen, blätterreichen Nebenzweigen, versehenen, viereckigten Stengel hat.

§. 91.

Sie trägt ihre hellgelbe Papilions-Blumen zu oberst an ganz blossen ziemlich langen Stielen, wel-

welche aus den Nebenzweigen sowohl als aus dem Hauptstengel zwischen den gepaarten kleinen Blättlein entspringen. Sie stehen, eben so wie die Blättlein, paarweise gegen einander über in gleicher Weite, mehrentheils 8. an der Zahl, bisweilen auch nur 4. und heben ihre Häupter empor. Dieses Büschlein wird oben nicht mit einem ungeraden beschlossen, wie bey denen Aehrenformigen Blumen geschieht, flores spicati, und von den schmalen, langovalen, vornen scharf zugespitzten kleinen Blättlein macht ein einiges Paar schon ein ganzes Blatt aus, wenn anders nicht ein neues Zweiglein, welches hier vielfältig geschieht, darzwischen seinen Anfang nimmt. Es endiget sich, nach Art aller Blatterbsen, mit einem Gäbelein, welches aber bey dieser Gattung, zum Unterschied von den andern, nur ganz zart, kurz und einfach ist. Es unterscheidet sich hierdurch diese Pflanze von allen übrigen ihres Geschlechts, als welche zwar auch mit diesen Gäbelein von der Natur versehen worden, sie sind aber nicht einfach, sondern bestehen aus etlichen in einander geschlungenen Geiseln, Capreoli. Eben so kann die obengenannte Vogel- und Buschwicke hievon theils an den Blättern, theils auch aus der Stellung der Blätter leichtlich unterschieden werden: Denn diese beede Pflanzen haben Federblätter, das ist, es stehen viele, mehren-

rentheils acht bis zehen Paar an einer gemeinschaftlichen Rippe beysammen; die Blumen aber sind bey jener, der Vogelwicke himmelblau an Farbe, kleiner, schmäler und zahlreicher, stehen mehrentheils einseitig und hangen unter sich an einer fast Daumenslangen Reihe hinter einander am Stiel, der sich mit einem einzeln endiget. Diese hingegen, die grosse Buschwicke, hat ihre rothe Blumen an einem einseitigen kurzen Büschlein, welches, fast ohne allen Stiel, aus dem Winkel eines der obern Blätter entspringt, beysammen.

§. 92.

Weder in der Arzney noch Haushaltung ist diese Pflanze bekannt. Sie scheinet aber gleichwohl ein gutes und nützliches Futterkraut zu seyn; wenigstens hat sie die meiste Eigenschaften, die zu einem süssen dauerhaften und wohl ergiebigen Heu erfordert werden: Denn sie hat, wie die meiste Schottengewächse, mit dem Klee viel gemeinschaftliches, ist perennirend, erwächset schnell, und bringt unter allen dieser Art die zärteste Stiele und die meiste Blätter hervor.

§. 93.

Ganz anders verhält es sich mit dem jetzo folgenden sogenannten Burgundischen Heu. Dieses ist in neuern Zeiten durch erfahrne Hauswirthe eben so berühmt, und zur Fütterung für

Zug-

Zug- und Hornvieh nützlich erfunden worden, als es schon ehemalen zu Zeiten des Virgils und Columelle war, ob es gleich dem äusserlichen Ansehen nach nichts vorzügliches vor jenem, dem vorhergehenden wilden Blatterbsengeschlecht zu haben scheinet. Also ergehet es in vielen Dingen. Nicht nur viele hundert Pflanzen treten wir tausendmal mit Füssen, ohne uns um ihre Eigenschaften zu bekümmern, sondern auch viele andere uns täglich aufstossende erschaffene Wesen werden nicht eher mit Aufmerksamkeit betrachtet, bis wir durch den Fleiß und die Bemühung etlich weniger aufmerksamer Landwirthe gelernet, daß unsere Trägheit uns schon viele hundert Jahre eines grossen Vortheils und Nutzens beraubet habe. Die meisten schneiden lieber, wo sie nicht gesäet, und erndten, wo sie nicht gepflüget.

§. 94.

Mit diesem Futterkraut, welches lateinisch, Medica und Cochleata, auf französisch aber Luserne, Sain foin, foin de Bourgogne genannt, und in den meisten, seit einigen Jahren zahlreich ans Licht getretenen öconomischen Schriften vor sehr herrlich und ergiebig gepriesen wird, ist es eben so ergangen. Die Alten haben dessen Vorzüglichkeit, Werth, Eigenschaften und Art es zu pflanzen, schon vor mehr als

tau-

tausend Jahren umständlich beschrieben, Frankreich und Spanien, woselbst es wild wächset, hat es schon lange Zeit genutzt, wir Deutschen aber fangen erst jetzo an, die Bemühungen der Fremdem zu unserm Nutzen anzuwenden.

Es erwächset mit vielen starken, zwey bis drey Schuh langen runden Stengeln, hat nach Art der Hülsen-Früchten, purpur- oder violetfarbe Papilions-Blumen, deren oberstes Blättlein oder die sogenannte Hahne, Vexillum, gewöhnlich etwas dunkler an Farbe ist, als die übrigen unten und an den Seiten sind, und welche aus den Winkeln der Blätter mit fingerslangen Stielen hervorbrechen, in einem vornen zugespitzten Kopf an der Zahl sechs bis acht beysammen stehen, aber nicht gar angenehm riechen.

Die Blättlein, womit sowohl die Haupt- als Seitenstengel, von der Wurzel an bis zum Gipfel, reichlich versehen sind, haben eine vollkommene Kleegestalt, gleichwie überhaupt dieses Gewächs unter das weitläuftige Geschlecht der Klee-Pflanzen gehört. Diejenige, welche zuerst hervorkommen, ehe der Stengel sich zeigt, sehen dem Wiesenklee fast vollkommen gleich, hingegen sind die nachfolgende an den Stengeln etwas schmähler, alle aber am Rande, doch nur sehr subtil gezähnt.

Die

Die Wurzeln sind weiß, zähe, perennirender Art und dauerhaft, so daß sie über zwanzig und mehr Jahre sich halten und frische Stengel treiben können. Sie haben dabey eine ungemeine Länge und sind gewöhnlich ganz schmal, doch ist in Engelland die Krone einer Wurzel von einem alten zehenjährigen Stocke, der vierhundert Stengel getrieben, im Durchschnitte 18. Zoll dick befunden worden.

Aus denen nach Abfallung der Blümlein zurückbleibenden Griffeln erwachsen geschlängelte oder Schneckenförmige kleine Schotten, in zwey bis drey nicht völlig aneinander geschlossenen Ringen bestehend, worinnen ein kleiner gelblichter, Nierenförmiger Saamen enthalten ist.

Es gehöret diese Pflanze also zu der zweyten Abtheilung der 21. Classe, oder unter diejenige Gewächse, welche eine Papilions-Blume haben, Schotten und zugleich Klee-Blätter tragen.

§. 95.

Der Ursprung des Nahmens *Medica* soll der allgemeinen Uebereinstimmung zufolge derer, die davon geschrieben haben, von seinem ersten Vaterland, der asiatischen Landschaft Meden, herrühren. Plinius sagt davon, daß es durch die Kriege des persischen Königs Darii aus Meden nach Griechenland gebracht worden sey, und

daselbst den Nahmen seines Geburtsortes behalten habe. Nach dem Zeugnisse Olearii ist es auch noch zu seiner Zeit von den Persern zum Futter vor Pferde häufig gebraucht, in Frankreich aber, wie auch in der Schweitz schon lange Zeit in dieser Absicht gepflanzt worden. Es soll aber in dieser letzten Landschaft, nach dem Bericht du Hamel du Monceau, der kalten Regen wegen, nicht wohl fortkommen. In Engelland hat es ebenfalls bisher nicht recht gedeyen wollen; hingegen sind in Deutschland hin und wieder, besonders in Schlesien, Sachsen und der Lausitz, sehr wohl ausgefallene ergiebige Proben erst in neuern Zeiten damit gemacht worden.

Der beste Saamen hierzu soll aus den nördlichen Provinzen Frankreichs zu erhalten seyn, und in dem ganzen Königreich selbst aus Languedoc vielfältig gehohlet werden, weil man gern, in Hofnung, er gerathe besser, damit umwechselt.

In der Art des Bodens sind diejenige, die uns Nachricht von desselben Pflanzung gegeben haben, nicht einig. Vielleicht ist die Verschiedenheit der Witterung Schuld hieran. In Engelland hat sie auf einem feuchten schweren Boden nicht wohl fortkommen wollen, und sich viel besser in einem leichten, trockenen sandigen Erdreich gezeigt; deßgleichen soll die in Deutschland übliche Art, den Saamen Anfangs mit Haber,

Ger-

Gersten oder Wicken zu vermengen und so auszusäen, daselbst nicht wohl ausgefallen seyn. Man thut dieses um den jungen Pflänzlein Anfangs einen Schirm vor der starken Sonnenhitze zu verschaffen, aber Herr Philipp Müller klagt sehr darüber, und sagt, daß er auf diese Weise selten wohl aufgehe, und so es ja geschehe, doch, weil er unter dem Korn wächset, so schwach sey, daß er sich in einem ganzen Jahr nicht erhole, wenn man ihn auch so weit bringe, daß er zu seiner gewöhnlichen Stärke komme.

Hingegen geben die Schlesisch-Deutsche Versuche, daß es in einem festen, starken, thonigten und feuchten Boden besser ausgefallen, als in einem sandigten, trockenen, und daß das viele Gewässer, womit das Feld, zufolge seiner Lage, nach aufgethautem Wetter überschwemmet war, den Winter über den Wurzeln gar nicht die geringste Fäulung oder Schaden zugefüget habe. Beydes läßt sich gar wohl vergleichen, wenn man den Unterschied der Landschaften mit in Betracht ziehet und zu Hülfe nimmt. Es erhellet aus allen Umständen, daß diese Pflanze, wenn sie wohl gerathen und zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangen soll, ein warmes Land erfordere: Denn es sind nur die viel wärmere Morgen- oder Asiatische Länder und die allerwärmste Gegenden Europä ihr eigenthümlicher Geburtsort, woselbst sie,

je nach Unterschied des Grads der Hitze, dermassen hoch und schnell erwächset, daß sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs den Sommer über fünf bis sechsmal, in Spanischwestindien alle Monat, ja wohl gar, nach dem Berichte des Pater Feuilleu, besonders um Lima herum, alle Wochen kan abgemähet werden. Sie erfordert aber auch zugleich, theils ihres schnellen Wuchses wegen, theils auch, weil es eine Kleeart und Wiesengewächs, eine beständig hinlängliche Anfeuchtung, mithin einen festen Boden, der die Feuchtigkeit lange hält, wenn sie von der Hitze nicht verwelken oder mager werden soll: Wenn daher in den kalten brittischen Reichen ein trockener, sandiger Boden vor besser befunden worden, so ist sich darüber nicht zu wundern: Denn es ist aus der Erfahrung bekannt, daß Kieß oder Sand leichter erhitzet werde. Das sandige Erdreich kan also allhier wegen mehrerm Trieb, den es auf die Gewächse hat, in etwas ersetzen, was die nicht allzuheisse Sonnenstrahlen zu wenig würken, statt daß ein feuchter starker Grund die ohnehin schwache Sonnenhitze noch mehr schwächen und kaum empfinden würde. Aus diesem Grunde lässet sich mit Wahrscheinlichkeit schliessen, daß zwar in kalten Gegenden ein sandig hitziger Boden nützlicher, in warmen Gegenden aber ein feuchter starker Grund vortheilhafter sey.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Vermischen des Saamens unter Haber, Wicken oder Gersten. Wo die Sonnenhitze nicht stark ist, da bedarfen die jungen Pflänzlein keinen Schirm dafür, wo sich aber das Gegentheil befindet, da wird es nicht ohne Nutzen seyn; doch muß es mit dieser Vorsicht geschehen, daß das grüne Wickfutter, sobald es in etwas erwachsen, und die unter seinem Schutz gestandene Lusempflänzlein etwas erstarket sind, abgeschnitten, und nicht, wie in dem englischen Versuch geschehen zu seyn scheinet, bis zur Reife gelassen werde.

§. 96.

Das Ansåen selbst und nachfolgendes Pflanzen wird auf folgende Art verrichtet: Wenn der Boden, worein es soll gesäet werden, wohl gedunget, gepflüget und von den Wurzeln des Unkrauts, besonders der Quecken oder des sogenannten Hundsgrases gereiniget worden ist, so wird er mit eisernen Eggen wohl geebnet, der Saame darauf gestreuet und untergeackert. Einige lassen Furchen ziehen, legen den Saamen darein und überstreuen ihn mit genugsamer Erde, daß er hinlänglich bedeckt sey, und leben dabey der Hofnung, das übrige der Furchen werde nach und nach von selbst mit frischer Erde vollkommen wieder ausgefüllt werden: Wie denn

der englische Gärtner ausdrücklich anrathet, daß man quer über das Feld eine halb Zoll tiefe Furche machen, den Saamen sehr dünne darein streuen, und mit Erde bedecken, hierauf aber zwey Schuh weit von der ersten eine andere Furche ziehen, und so durch das ganze Feld fortfahren solle, daß allezeit zwischen denen Reihen zwey Schuh Raum gelassen werde. Einige ziehen das dicke Säen dem dünnen vor, damit dem Unkraut, besonders denen Quecken, welche den Acker gern überlaufen, nicht so viel Platz übrig bleibe, und dadurch die junge verdrungen oder am Wachsthum gehindert werden. Diejenige aber, welche das dicke Säen abrathen, geben zur Ursache an, daß, wenn der Saame alsdenn gut aufgehe, die Pflanzen in ein paar Jahren so dicke stehen werden, daß sie einander verdringen und die Nahrung nehmen. Diesem zufolge, soll man auf einen Morgen Lands nicht mehr als sechs Pfund Saamen brauchen, und jene, welche lieber etwas dicker säen, rathen gleichwohl auch an, daß man nur den sechsten Theil so viel Saamen auf ein Feld nehmen solle, als man sonst Korn zu dessen Besäung benöthiget wäre, dergestalt, daß wenn man auf einen gewissen Fleck sechs Scheffel Korn zu Saamen haben müßte, ein Scheffel von diesem Gewächse genug sey. Die Zeit des Säens ist gewöhnlich zu Ende

de des Merz und zu Anfang des April, oder auch wohl noch gegen das Ende desselben. Hierinnen kommen alle, die davon geschrieben haben, überein; wie ingleichen, daß es bey hellem trockenem Wetter geschehen solle. Doch liebt man es, wie insgemein nach allem Säen, wenn bald darauf ein Regen erfolget. Im Herbst hingegen die Aussaat zu verrichten, will Niemand anrathen: Denn obwohlen diese Pflanze die allergrößte Hitze und strengste Kälte, wie es die Erfahrung aus der grossen Ungleichheit der Witterung derjenigen Länder, worinnen sie gepflanzt wird, bezeuget, gleich gut vertragen kan, so ist doch, was die Kälte und kalten Gegenden anbetrift, dieses nur von denen, den Sommer über schon etwas verstarketen Pflanzen, mit nichten aber von den zarten erst angesäeten zu verstehen. In Engelland sind zwar auch diese, nachdem etwas weniges Saamen von ohngefehr im Herbste ausgefallen, sich selbst besäet und aufgegangen, glücklich durch einen strengen Winter gekommen. Aber, wer will auf einen ungefähren Zufall bauen? Man nimmt lieber das gewisse vor das ungewisse.

Währender Minderjährigkeit muß das Feld fleißig, aber nicht bey nasser, sondern besser bey trockener Witterung, vom Unkraut gereiniget, und der Boden nicht gar zu übermäßig gedüngt, noch zur Unzeit oder überflüßig gewässert

werden. Die Alten pflegten, nach dem Bericht, den uns Pallidius und Columella ertheilet und hinterlassen haben, dasselbe folgender Gestalt zu bauen: Sie pflügten den Boden den Herbst vorher im October einmahl wohl um, liessen ihn also den Winter über ruhen und ineinander vermodern; den darauf folgenden Frühling wiederhohlten sie im Hornuug das Umackern, reinigten ihn wohl von allen Steinen und ebneten ihn mit einer Eggen; im Merzen aber liessen sie ihn, wie man in den Gärten zu thun pflegt, umstechen und in funfzig Schuh lange und zehen Schuh breite Beete abtheilen, damit vermittelst des zwischen den Beeten leer gelassenen Raums oder Wegs, das Feld leichter könne mit nöthiger Wässerung versorgt, und das Unkraut zn beyden Seiten bequemer ausgejätet werden. Diese Beete wurden alsdann mit einem guten Dung nach gewöhnlicher Art besorgt, und bis in den Aprilmonat also zugericht zum Ansäen bereit gehalten. Bey dem Säen selbst beobachteten sie diese Ordnung, daß auf einen Platz von hundert Schuh in die Länge und funfzig in die Breite, jedesmal zehen Becher oder gewöhnliche Trinkgeschirr voll, cyathus, unserm Vermuthen nach, ungefähr acht Loth haltend, des Saamens gestreuet und mit einem hölzernen Karste sogleich unter die Erde gescharret wurde, weil die Sonne

den

den bloß liegenden Saamen leichtlich zu verbrennen oder zu sehr auszuziehen pflegt.

Nach vollbrachtem Säen nahmen sie folgende Regeln wohl in Acht: 1) Daß der Ort mit keinem Eisen berührt werde. 2.) Der erste Schnitt, damit etwas vom Saamen ausfallen könne, spät geschehe. 3.) Nach dem Schnitt der Platz fleißig begossen, und 4.) darauf vom Unkraut, wenn die Pflanze wieder zu schossen anfängt, fleißig gereiniget werde. Aus diesem Grunde nahmen sie, zu Gunsten der ersten Regel, sowohl zum Unterackern des Saamens, als Ausreutung des Unkrauts, niemals eiserne, sondern iederzeit nur hölzerne Werkzeuge, und erhielten unter sorgfältiger Anwendung und Beobachtung aller dieser Vortheile, jährlich fünf bis sechsmal eine reichliche Heuerndte.

§. 97.

Bey dem Einerndten selbst richtet man sich nach dem Alter der Pflanze. Im ersten und andern Jahr kan sie nicht so oft abgemähet werden als in den folgenden darauf, weil sie in diesen ersten Jahren ihr vollkommenes Wachsthum noch nicht erreicht hat. Es ist daher wohl gethan, wenn man sie nach dem Aussäen bis in August stehen, und nicht eher weder abgrasen noch abmähen läßt, so werden sie bis dahin gegen zwey Schuh hoch gewachsen und mit Blüthen

versehen seyn. Nach dieser ersten Erndte kan sie bis in September schon wieder vier bis fünf Zoll hoch wachsen, und daher durch Schaafe bis in November abgehütet werden. Grosses Vieh darauf zu treiben, ist um diese Zeit nicht rathsam, aus Furcht, es möchten die alsdann noch junge Wurzeln entweder gar zu sehr dadurch zertreten, die Kronen derselben allzugenau abgefressen, oder wohl gar aus der Erde gerissen werden, welches alles von den Schaafen hingegen nicht zu befürchten ist, als welche vielmehr zugleich das Feld düngen können. Das folgende Jahr hernach wird es schon im Martio einen halben Schuh hoch stehen: Denn dieses Futter ist eins von den früheſten, und deßwegen, wenn den Winter über das Futter rar worden, um diese Zeit bis in den Monat April, als eine Frühweide sehr nützlich zu gebrauchen. Lässet man es alsdenn fortwachsen, so kommt es bis Anfangs Junii in die Blüthe, und kan alsdann zum erstenmal geschnitten werden; wie es dann überhaupt gut ist, wenn man es niemal vor der Blühezeit abschneidt, weil das Vieh die Blüthen am liebsten frißt, so daß es auch im Winter, nach dem Berichte des in der Naturkunde sehr wohl erfahrnen schwedischen Hrn. Prof. Kalm, nur die Spitzen von dem Futter abreißt, das übrige aber vertritt und verderbt. Bis zu Ende des folgenden Monats ist

es

es schon wieder reif zur Sense; man kan es also zum andermal auf gleiche Art nützen, und sodenn entweder sowohl durch groß als klein Vieh abweiden lassen, oder zu Ende des Septembers noch zu Winterfutter machen. Auf diese Art verstärkt es sich von Jahr zu Jahr, so daß es in den folgenden vier bis fünf mal kan eingeerndtet und zuletzt doch noch als eine Weide genützt werden. Will man etwas zum Saamen stehen lassen, welches zwar im ersten Jahre selten angeht, im andern hingegen schon gar wohl seyn kan, so muß man ein Stück entweder gleich vom Anfange des Frühlings völlig unberührt lassen und sodann erst nach reif gewordenem Saamen abmähen, oder man kan auch, wo das Wachsthum schnell und stark ist, daß man vier bis fünf mal erndten kann, die zwey erste mal das Futter vorhero nutzen, und sodann erst bis zum Saamen aufwachsen lassen; doch muß man dieses nicht gar zu lang hinaus verschieben: Denn weil der Saame ziemlich langsam reifet, so könnte es leichtlich geschehen, daß er nicht mehr reif würde, und man also in der gemachten Rechnung zu kurz käme.

Die mit dem Saamen abgeschnittene Stöcke rathen einige an in eine offene Scheur, da die Luft durchstreichen kan, zu legen, und also zu trocknen; nachhero aber wenn er ganz trocken worden, auszudreschen, von denen Hülsen zu reinigen,

nigen, und an einem trockenen Orte, damit er durch die Feuchte nicht auswachse, aufzubewahren. Andere hingegen halten vor besser, die Schöttlein vorhero, ehe der Saamen vollkommen reif und das Futter abgemähet worden, Morgens früh im Thau mit einer Scheere sachte abzuschneiden, auf ein grosses Tuch an die Sonne zu legen, und also den Saamen, bis er zum Ausdreschen geschickt werde, vollends reifen zu lassen.

Bey dem Einsammeln muß man dahin sehen, daß die Blüthen nicht abfallen: Denn man würde dadurch, wie schon oben gesagt worden, dem Vieh sein Gewürz nehmen. Sollte aber allenfalls währender Blüthezeit Regenwetter einfallen, so geben einige den Rath, daß man lieber warten solle, bis es vorbey und die Blüthen in Saamen gegangen seyn; man habe hiebey keinen Schaden; das Vieh fresse es zwar nicht so gar gerne, es gebe aber reichlicher aus.

Das Mähen selbst soll jederzeit, wie bey allem Heumachen, an einem schönen hellen Tage vorgenommen, das Heu oft gewendet, und über zwey Tage nicht auf seinem Grunde gelassen, auch sobald es trocken heimgebracht werden, damit es vom Regen nicht benetzet, und zur Fäulung dadurch, welcher es ohnehin gern ausgesetzt ist, noch mehrers zubereitet werde. Sollte aber ja das Unglück es fügen, daß es auf der Stelle bereg-

beregnet würde, so rathen einige an, es gleichwohl auf einen andern Platz zu bringen, damit das Wiederaustreiben der neuen Stengel dadurch nicht verhindert werde. Niemals soll man es zu lang auf dem Felde zum trocknen liegen lassen, weil es von seiner Kraft leicht etwas verliert.

§. 98.

Der Nutzen, den aus der Anbauung dieses Futters die Haushaltung ziehet, ist doppelt und sehr wichtig: Denn nicht nur giebt es, wie aus obigem erhellet, vielmehr aus als ander Heu, weilen es nicht erst aus den Wurzeln, wie die Esparcette, sondern gleich aus dem abgeschnittenen Strunk, wieder neue Stengel treibt; es frißt es auch alles groß und klein Zug- und Mastvieh sehr gerne und ist ihm gesund. Weil es nahrhaft ist, so wird dasselbe daher auch ziemlich fett davon. Besonders soll es ein allgemeines Mittel für kranke Pferde seyn, sie von allem Unrath reinigen und fett machen, wenn ihnen im Frühling acht oder zehen Tage lang, so viel sie wollen, zu fressen gegeben wird, und die Kühe sollen davon vielmehr Milch geben, die Schaafe aber eine zärtere Wolle bekommen, als von dem gewöhnlichen Heu; dem Rindvieh hingegen soll es Aufschwellen und Reissen im Leib verursachen, wenn man es ihm zu häufig giebt, grüne aber gefüttert, soll es Gefahr laufen, davon zu ersticken: Denn da

es

es solches ausserordentlich begierig frißt, so muß man es davon treiben, damit es sich nicht überfresse. Der Viehzucht verständige Landwirthe rathen daher an, daß man es nicht anders als gedörrt, und auch dieses nicht allein, sondern mit anderm Heu vermischt verfüttern soll.

§. 99.

In der Arzney ist diese Pflanze so wenig bekannt, als sie genutzt wird, gleichwohl eignen ihr die Alten eine kühlende und die Schärfe des Geblüts verbesserende Eigenschaft bey. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie hierzu tauglich sey; Denn aus dem, was die Erfahrung bey dem damit gemästeten Vieh zeigt, da sie dasselbe fett machet, lässet sich schon genugsam schliessen, daß sie vermögend sey, die scharfe Säfte zu mildern, weil dem Fettwerden nichts mehrers entgegen steht, als scharfe unreine Feuchtigkeiten.

§. 100.

Im übrigen ist sie aus dem Geschlecht der überall bekannten sogenannten Vexico, oder Schneckenklee. Sie kommt nach ihrem botanischen Character ihnen in allen Stücken gleich, nur, daß diese kleinere und gelbe Blumen, auch nicht so viel beysammen an einem Kopf haben, dabey viel schwächere und zärtere, auch mehr auf dem Boden kriechende als aufrechtstehende Stengel bekommen, hauptsächlich aber mit anders gebilde-

bildeten Saamencapseln von allerley Gestalt gezieret sind: Denn da sehen einige bald einem Schild, dem halben Mond, einer Tobacksrolle oder einem Schneckenhause u. s. w. gleich, so daß mehr als zwanzigley Arten bekannt sind, wovon die Saamencapseln einer jeden eine andere Bildung hat. Sie werden deßwegen in denen Kunstgärten vielfältig zur Lust angesäet. Es sind aber diese nur jährliche Pflanzen und dauren also nicht, wie jenes Futterkraut, auch nur über einen Winter. Der Saame davon muß daher alle Jahre im Herbst gesammelt und im April bey trockener Witterung aufs neue, aber nicht gar nahe zusammen gesäet werden: Denn weil sie das Versetzen nicht wohl leiden können, und deßwegen an dem Orte, wo sie hingesäet worden sind, stehen bleiben müssen, so würden sie, wenn sie zu enge stünden, einander am Wachsthum hindern und keine oder wenig reife Saamen bringen. Sonst bedörfen sie den ganzen Sommer über keiner Pflege, als daß sie vom Umkraut rein gehalten und bey gar zu trockener Witterung nur ein wenig bisweilen begossen werden.

§. 101.

Haben wir jetzo etliche sehr brauchbare Pflanzen gesehen; so dörfen wir es uns um so weniger verdriessen lassen, wenn wir einige antreffen,

deren

deren Eigenschaften entweder noch nicht hinläng-lich entdeckt, oder an sich selbst nicht gar wichtig sind. Die Einrichtung des Weltcörpers und der darinnen haushaltenden Natur bringet es, nach dem bekannten sunt bona mixta malis, beständig also mit sich, daß das böse mit dem guten, das nützliche mit dem unnützlichen rc. vermischt bleibe. Wollte aber jemand dagegen einwenden, daß ja alles gut sey, was Gott erschaffen hat, so ist dieses an sich zwar gewiß, aber nur nach seiner Art und in gewisser Absicht zu verstehen, kan und soll uns aber gleichwohl desto mehr anreitzen, diejenige Pflanzen, welche bisher für unnützlich gehalten worden sind, mit besonderer Aufmerksamkeit öfters auf die Probe zu stellen, und ihren Gehalt zu erforschen, damit wir nicht unschuldige oder solche übereilig verdammen, die entweder gar nicht oder doch nicht genugsam angehört worden sind.

§. 102.

In dieser Absicht nehmen wir sogleich die wilde Ochsenzung vor die Hand, und bemerken zuvorderst an ihr, daß sie mit haarzarten Stacheln über und über, an dem Stengel und denen Blättern reichlich besetzt, und daher ganz rau anzufühlen seye, wegen der Schönheit ihrer vielen hoch- oder himmelblauen Blumen aber ein so lieblich und prächtiges Ansehen habe, daß sie

in

in denen der Lust gewidmeten Gärten, gewiß nicht den hintersten Platz verdiente. Echium ist ihr aus dem griechischen abstammender lateinischer Nahme, und der eben das bedeutende französische lautet Viperine. Sie erwächset mit einem geraden, schwarzgefleckten, starken, zwey Fuß langen runden Stengel, woran fast gleich von unten an bis zu oberst am Gipfel, die Blumen ganz nahe wechselsweise auf allen Seiten stehen. Ein kleines Büschlein derselben mit einem eigenen jedemahl beysammen; der Stiel ist aber nur sehr kurz, so daß es gleichwohl das Ansehen gewinnt, als wachsen sie unmittelbar aus dem Stengel selbst. Durch diese Stellung, da sie so nahe dem Stengel anliegen, bilden sie eine kleine Blumenpyramide. Diese ist nicht allemal aber doch sehr oft mit Nebenzweigen versehen, welche nicht selten fast die Höhe des Hauptstengels haben, an Blättern aber, so wie dieser selbst, sehr arm, und nur bey dem Ausbruch eines jeden Blumen-Büschlein mit einem sehr schmalen und kleinen versehen sind. Die Blumen haben anfänglich eine röthliche Farbe und werden erst bey mehrerer Reifung himmelblau; bestehen aus einem Stück, welches trichterförmig, unten eng, oben aber weit ausgedehnet ist, und dem aufgesperrten Rachen eines Wolfes etwas gleichen soll, woran die obere in zwey gespaltene Lefze um ein

merkliches Stück über die untere in drey getheilte hervor raget. Es ist diese wilde Art hauptsächlich darinnen von der wahren oder zahmen Ochsenzunge, Buglossum vulgare, unterschieden, als deren Blumen oben in fünf gleiche Theile getheilt, und mithin nicht Lippenförmig, sondern vollkommen regelmäßig gebildet sind. Einige der Alten haben, wie Cordus bezeuget, nur allein aus Anlaß dieser einem Wolfsrachen ähnlichen Bildung der Blumen, diese Pflanze Lycopsis genannt. Eine jegliche stehet auf einem fünfgetheilten schmalen und rauhen Kelch, welcher sich nach Abfallung der Blume merklich vergrössert, und vier ins gevierte stehende ganz blosse, vornen zugespitzte Saamenkörner bis zu ihrer Reifung beherberget. Diese zugespitzte und mithin einem Wipernkopfe etwas ähnliche Gestalt der Saamenkörner ist, nach der Meynung der meisten, die Ursache des Nahmens Echium, so, wie die raue oder mit kleinen Haarstacheln besetzte Blätter der erste Beweggrund sind, daß diese Pflanze ihre Stelle in der dreyzehenden Classe, inter herb. asperifol. gefunden hat.

Ihr Geburtsort sind nur trockene, schlechte oder sonst übel besorgte Wiesen; auf gut gedungten oder Wasserbrühlen trift man sie selten an. Sie hat eine perennirende, lange, Daumensdicke, zähe oder hölzerne Wurzel von fast keinem Geschma-

schmacke, doch dauret sie selten über zwey Jahre, auch gelanget sie im ersten Jahre, wann die Fortpflanzung vermittelst des Saamens geschieht, nicht, sondern erst im andern Jahre zur Blüthe.

§. 103.

Der Arten von diesem Gewächse giebt es in Deutschland nicht viele; denn das kleine Echium Scorpioides des Caspar Bauhini, welches bey uns der lieblichen Blümlein wegen, Vergiß mein nicht, genannt und häufig an Wassern und Wiesen, auch eine andere Art auf denen Fruchtfeldern gefunden wird, gehört nicht hieher, sondern nach Tourneforts Gutachten eher zu dem Geschlechte des Meerhirs. Hingegen hat die Natur, um diesen Mangel zu ersetzen, so viel mehr andere Pflanzenfamilien erschaffen, welche diesem in den meistem Stücken gleichen, so, daß man oft zweifelhaft wird, ob es besser gethan, sie lieber alle hierunter zu rechnen, oder in so viel besondere Geschlechter abzutheilen. Die diesem auch den innerlichen Eigenschaften nach nächstens verwandte wahre Ochsenzunge gehört mit ihren verschiedenen Gattungen vorzüglich hieher; und die bekannte rothe Alkannawurzel, welche von den Franzosen Orcanette genannt, von dem Wachspossierern aber Mahlern und Färbern zum Rothfärben gebraucht wird, ist eine der berühmtesten davon. Ihr ge-

wöhnliches Vaterland sind die warme Provinzen Frankreichs und Italiens, doch wächset sie auch in Deutschland, besonders an dem Rhein bey Maynz an dürren Orten häufig. Sie soll aber zum Rothfärben nicht tauglich seyn. Hingegen wird doch, nach Zorns Bericht, aus Schlesien, woselbst sie auch wächset, viel verschickt; aber in Engelland wollen ebenfalls die Wurzeln keine rechte Röthe bekommen. Vielleicht ist die Muthmassung des englischen Gärtners, Philipp Müller, daß die fremde vorhero gefärbt werden, nicht ungegründet.

Sie unterscheidet sich von diesem unserm Echio und dem Buglosso, oder von der wilden und wahren Ochsenzung, hauptsächlich darinnen, daß sie nebst denen bekannten rothen Wurzelrinden, auch Blätter bekommt, welche sowohl als die Stengel viel rauher und gleichsam mit Stacheln besetzt sind. Sie kommt also in diesem Stück jener, der wilden Gattung näher; die Bildung hingegen der Blumen ist an Farbe und Gestalt dieser, der zahmen, gleich.

Da sie so vielfältig in Europa wächst, so muß man sich fast wundern, daß gleichwohl auch bis aus Indien vieles davon in unsern Welttheil gebracht wird. Wie viele Vortheile und Bequemlichkeiten verschaft uns nicht die Wissenschaft der Handlung, vermittelst der dadurch erfunde-

nen

nen Schifffahrt? Sie macht daß wir die meisten natürliche Gaben und Geschenke der entlegensten Länder wohlfeiler, und mithin leichter erhalten können, als diejenige, die selbst, wo nicht vor unsern Thoren, doch in unserm Lande wachsen. Man hat auch bey diesem den Vorwurf nicht zu befürchten, daß die dortigen Landseinwohner eines nöthigen Stücks zu ihrem Unterhalt dadurch beraubet werden: weil die Zähne, Nägel der Finger und Haare der Pferde, welche sie gewöhnlich mit einer vermittelst lebendigen Kalch hieraus bereiteten Tinctur färben sollen, nicht viel erfordern, oder auch wohl ungefärbt bleiben können. Aber könnten wir, da uns gleichfalls kein mehrerer Nutzen, als zum Färben davon bekannt ist, nicht eben sowohl dieselbe entbehren? Hier lassen wir das Modefrauenzimmer antworten. Wie! wird es mit erzürnter Stirn sagen; weißt du unerfahrner und wenig galanter denn nicht, daß Tücher, Baumwolle, Marmor, Wachs, rother Butter und allerley Liqueur das geringste ist, so von dessen Farbe seine Zierde hat, sondern daß schon, nach dem Zeugnüsse Galeni, die Alten ihre Schönheitstincturen, deren sich die Spanierinnen, wie Clusius behauptet, noch damals und vielleicht auch noch jetzo bedienen sollen, hievon verfertiget haben, ja, wie Simon Pauli muthmasset, selbst die bekannte Portugiesische

Schminke, Charta hiſpanica, daraus gemacht werde, und erkenneſt du aus allem dieſem nicht, daß deine Frage eben ſo verwegen ſey, als unſer Verluſt groß ſeyn würde?

§. 104.

Bey ſo wichtigen Gründen ſchweigen wir gern, und kehren je eher je lieber nochmals zu unſerer einheimiſchen wilden Ochſenzung zurücke, um mit wenigem zu ſehen, was wir von dieſer nützliches zu hoffen haben. In den Apothecken findet man davon nichts. Dieſes beweiſet aber noch nicht, daß ſie ganz unkräftig oder von ihren Eigenſchaften gar nichts bekannt ſey: denn nicht nur ſoll ſie alle die Dienſte leiſten können, welche der zahmen Gattung, dem Buglosſo, zugeſchrieben werden, und wir an ſeinem Ort mit mehrerm erzählen wollen, ſondern iſt auch von den Alten wider den Biß der giftigen Schlangen und Thiere dergeſtalt gelobt worden, daß viele der Meynung ſind, der Urſprung des griechiſchen Nahmens rühre daher, und nicht, wie oben geſagt worden iſt, von der Geſtalt des Saamens. Dieſem zufolge ſollen Wurzeln, wenn etwas davon mit Wein genommen wird, ſowohl die bereits verletzte heilen, als auch diejenige, die davon vorhero etwas eingenommen haben, bewahren, daß ihnen kein giftiger Stich Schaden zufügen kan. Der berühmte Athenienſiſche Feldherr,

herr, Alcibiades soll diese vortrefliche Eigenschaft zuerst entdeckt haben, als er von ungefehr durch eine Natter verletzt wurde, und den Saft von der im Mund gekäuten Wurzel dieser Pflanze verschluckt, den zerquetschten Saamen aber samt Kraut und Stengel auf die Wunde gelegt hatte. Es ist ihr auch würklich dieserwegen von von einigen Alten der Nahme Alcibiadion beygelegt worden, und Nicander giebt davon in folgenden Reimen Nachricht:

Extremum Alcibii mordens percusserat inguen
Vipera, quando cavo dormiret forte sub antro
Egestæ areæ; ab hoc medica vi peste revixit;
Atque hoc contigit hoc pacto: pungente dolore
Jam vigil ille statim visam prope promit herbam;
Mandit & exsuxit radicem, semina vero
Et siliquos caulemque dolens oblevit in ulcus.

Man wird leicht erachten, daß wir uns hier eben so wenig beschäftigen werden zu untersuchen, was für eine Gattung es gewesen, von der eises gesagt wird, ob es eben die unsrigre oder die ne fremde? Als wir die Gewähr von der Gewiß-

wißheit dieser Geschichte und unserer Pflanze beygemessenen Kraft leisten wollen; in Betracht wir vielmehr mit Lemery dafür halten, daß hierauf nicht viel zu bauen sey, gleichwie überhaupt nur dieser der gewisseste Nutzen von dem ganzen Gewächse ist, daß die Zuckerbecker bisweilen die schöne blaue Blumen zu Confituren gebrauchen.

§. 105.

Wir gelangen jetzo zu dem weitläuftigen Geschlechte des Habichkrauts, Hieracium, wovon wir zuförderst anzeigen müssen, daß wir hierunter nicht die von einigen Kräuterkundigern und auch im Leipziger öconomischen Lexico, theils unter diesem, theils auch unter dem Nahmen des gelben Wegwart, beschriebene Pflanze mit den tief eingeschnittenen und am Rand mit kleinen Dornen besetzten Blättern, ganz hohlen Stengel und reichlichen Milchsaft, verstehen: Denn dieses ist eine Art Gänsdistel oder Hasenkohl, Sonchus, und wächset lieber auf den Ackerfeldern als auf den Wiesen; sondern wir meynen die an allen Orten, insonderheit aber auf denen Wiesen am häufigsten anzutreffende Pflanze mit gelben Blumen, deren Blätter bey den meisten Gattungen größtentheils zu unterst am Boden stehen, statt daß jene am Boden fast gar keine, aber desto mehr am Stengel hat, und welche bey vielen Gattungen zwar auch rau, aber niemals

am

am Rand so scharf und stachelartig gezähnet sind, und einen dünnern, aber dabey daurhaftern, wenig hohlen, noch milchreichen Stengel haben; deßgleichen deren Blumenkelch, zärter zertheilt sind, und den Saamen nach ausgefallener Blume nicht so genau einschliessen, noch, wie Tournefort von jenem dem Gänsdistelgeschlecht angemerkt hat, mit demselben die Gestalt eines stumpfen Kegels annehmen.

§. 106.

Sie erwachsen nach Unterschied der Art mit einem bald schwachen, bald stärkern, höhern oder niedrigen, mehrentheils aber zwey Fuß langen Stengel mit vielen Zweigen, woran die Blätter sparsam und kleiner, als die am Boden stehen, sind. Ihre gelbe Blumen stehen am Gipfel eines jeden sowohl Haupt- und Nebenstengels einzeln und sind von Natur gefüllt: Denn eine jede derselben enthält in einem gemeinschaftlichen vielgetheilten Kelche eine gute Anzahl lange, schmahle, blatte, oben mehrentheils scharf gezackte Blättlein, welche, wann sie ausgefallen sind, eben so viel lange schmale und mit einem Ansatz von Woll versehene Saamen zurück lassen.

Die Gestalt der Blätter ist sehr verschieden; diejenige Gattung, welche am gewöhnlichsten und häufigsten auf denen Wiesen wächset, hat Blätter wie die Pfaffenröhrlein, nur daß sie kleiner,

und bey einigen rauher anzufühlen, auch etwas stumpfer, oder nicht so tief eingeschnitten sind. Hingegen haben manche Blätter die am Rand vollkommen ganz sind, wann andere, als wie bey dem Hieracio foliis Coronopii, in lauter kleine Zasern fast bis auf die mittelste Lippe zertheilt werden. Einige bekommen ganz schmale, andere sehr breite. Bald sind sie einfärbig; bald mit Flecken gezeichnet; manche über und über, als wären sie mit Stacheln besetzt, wie das Hieracium echioides capitulis Cardui benedicti; Wenn die meisten dagegen entweder ganz glatt oder nur mit zarten Wollhaaren belegt sind. Und dergleichen Unterschied bemerket man um so vielmehr auch an den Blumen, Stengel und überhaupt an der ganzen Gestalt, da nicht bald ein Pflanzengeschlecht gefunden wird, welches diesem an Menge der Arten überlegen wäre, so das Tournefort allein an in- und ausländischen 74. derselben genennt hat; doch sind die Blumen bey allen, ein paar rothe ausgenommen, von einerley gelber Farbe: Denn diese verändert sich am allerwenigsten und lang nicht so oft, als die andern, in eine andere Farbe, ist auch selbst beym Auftrocknen am dauerhaftesten, wie solches selbst der Hr. von Haller schon vor vielen Jahren sehr wohl angemerkt hat.

§. 107.

§. 107.

Gleichwohl leistet diese weitläuftige Familie, die ihre Abänderung meistentheils in den Blättern hat, statt das andere die Farbe der Blumen mehrers verändern, uns noch sehr schlechte Dienste, obschon von dem Preußischen Medico Boretio, im Jahr Christi 1720. eine eigene Streitschrift davon aufgesetzt und zu Leyden vertheidiget, aus der Erfahrung aber bekannt worden ist, daß alten hustenden, hartschnaufenden Pferdten, oder solchen die mit viel Schleim beladen sind, nichts besser gedienet hat, als wenn sie auf eine Weide getrieben worden, wo dieses Kraut häufig wächset. Boerhave fast ganz allein hat sie mit Nutzen anzuwenden gewußt: Denn er soll einige Kranke, die an lang eingewurzelter Geschwulst darnieder lagen und schon von jedermann verlassen waren, bloß durch den Saft dieser Pflanze, der Pfaffenröhrlein und Graswurzeln geholfen haben. Es erhellet also, auch nur aus diesen wenigen Erfahrungen, daß sie eine dem Wegwart ähnliche, stark eröfnende, zertheilende und die Schärfe der Galle milderende Kraft besitze. Da sie aber unter die Zahl der Arzneypflanzen nicht aufgenommen, mithin auch in denen Apothecken nicht zu finden ist, so bleibt ihr Gebrauch nur denjenigen wenigen Aerzten, worunter auch Boerhave vorzüglich war,

eigen

eigen, deren Fleiß, nach Erkennung der kleinen Anzahl Arzneypflanzen, noch lange keine Grenzen findt.

§. 108.

Eine eben so magere, ja fast noch schlechtere Erndte, haben wir von dem jetzo folgenden Flockenblumengeschlecht zu erwarten. Es hat mit dem vorhergehenden in der Bildung viel ähnliches, und gehört zur neunten Classe oder unter die Distelartige Gewächse, deren Blumen aus vielen kleinen Blümlein, welche engen Röhrlein gleichen, zusammengesetzt, und in einen runden Kopf gesammelt sind. Diese röhrichte Blümlein sind von zweyerley Art; die äussere rings um den Rand sind noch so hoch als die im Mittelpunkt, und oben in fünf schmale Flügel zerspalten oder aufgeschlitzt, auch hinterlassen sie keinen Saamen, sondern bleiben unfruchtbar, statt daß von denen in der Mitte stehenden, ein jegliches, ein mit Wolle, gleich dem vorhergehenden Habichkraut, versehenes Saamenkorn zurücke läßt.

An dem Kelche unterscheiden sie sich am deutlichsten von dem vorhergehenden: Denn dieser besteht aus sehr vielen über einander liegenden Schuppenähnlichen, glänzenden kleinen Blättlein, welche niemals, wie bey jenem, von grüner Farbe, sondern entweder schwärzlichgelb oder braun, auch niemals, wie bey denen Disteln,

läng-

länglicht, rau und mit Stacheln versehen, sondern glatt und ovalrund oder bey einigen Arten mit vielen kurzen, harten, gekräuselten Haaren besetzt sind.

Die Blätter sind zwar von verschiedener Art; aber alle rau, und bekleiden den Stengel wechselsweise. Diejenige allgemeinste Gattung der Wiesen hat vollkommen ganze, oder am Rande nicht im geringsten weder gesägte noch sonst auf einige Weise eingeschnittene; hingegen sind die Blätter derjenigen Art, die meistens an Wegen und Strassen wächset, dermassen tief gekerbt, daß sie fast federförmig scheinen.

§. 109.

Auch dieses Pflanzengeschlecht ist sehr zahlreich. Der englische Gärtner hat 42. Sorten desselben angemerkt. Es wird im lateinischen Jacea nigra genannt, um es von einem andern Gewächse dieses Nahmens, welches eine Violenart ist und zwey- bis dreyfarbige Blumen hat, Viola bi- tricolor, in hiesiger Gegend aber, auch sonsten noch an manchen Orten, Dreyfaltigkeitsblume heißt, desto bequemer zu unterscheiden. Dodonäus hat ihm den Nahmen Aphyllantes, welches so viel als ein Gewächs ohne Blumenblättlein bedeutet, beygelegt, weil die zarte schmale Röhrlein, woraus die Blumen bestehen, fast eher die Gestalt der Staubfäden als wah-

wahre Blumenblättlein seiner Meynung nach, haben sollen.

§. 110.

Wenn die Blätter gekaut werden, so ist der Geschmack davon etwas süßlecht und anziehend, aber doch dabey nicht sonderlich unangenehm. Sie sollen nach ihrem innern Gehalt viel scharfes Salz besitzen, und fast eben wie die Scabiosa, als ein Heil- und Wundkraut, besonders äusserlich zu Gurgelwassern, wo etwas zusammenziehendes und stärkendes erfordert wird, können gebraucht werden. Gleichwohl haben sie einerley Schicksal mit denen zwey vorhergehenden. Die Modearzneykunst kennet sie nicht, und in der Haushaltung ist keine andere als schädliche Würkung von ihnen bekannt: Denn sowohl das Horn- als Zugvieh verabscheuet sie dermassen, daß auch selbst das Heu, worunter sie häufig gemischt sind, von ihnen fast gänzlich unangerührt bleibt. Gute Hauswirthe suchen sie deßwegen auf denen Wiesen so viel möglich auszurotten, ob es gleich weil sie perennirende Wurzeln und einen mit Wollflügel versehenen Saamen haben, etwas schwer hergehet.

§. 111.

Lychnis plumaria, flos Cuculi, Gugucksspeichel. Ein schönes, aber leyder! abermahl ganz unnützes, doch nein! vielmehr unbekanntes Blüm-

Blümlein, aus einem ebenfalls weitläuftigen Geschlechte. Es stehet unter der zwey und zwanzigsten Classe, weilen es fünf Blumenblättlein hat, und seinen Saamen in einem besondern Gehäuse eingeschlossen trägt, Herba Pentapetalæ Enangiospermæ seu Vasculiseræ. Die schöne Nelkenblume ist nach ihrem botanischen Charakter ihm am allernächsten verwandt, nur daß es ganz keinen Geruch, einen viel kürzern, gestreiften, oder bey manchen Arten aufgeblasenen Kelch und runden kleinen Saamen hat, statt daß diese, wie bekannt, sehr lieblich riechen, einen zweymal so langen und gleichsam gedoppelten, glatten Kelch und blatten Saamen bekommt. Diese Kennzeichen sollten also schon genug seyn können, das ganze Geschlecht hinlänglich von allen andern Pflanzen zu unterscheiden und zu erkennen, weil ja die übrige Bildung der einfachen Nelken Niemand unbekannt ist. Gleichwohl halten wir vor nöthig, dasjenige noch beyzufügen, worinnen diese Gattung der Guckgucksspeichel, von den andern ihres Geschlechts abweicht.

Die fünf Blumenblättlein sind purpurfarb und oben bis zur Helfte in etliche Theile gespalten; sie gleichen daher den Federflocken in etwas. der Zunahme, Plumaria, soll dieses anzeigen und rühret davon her.

§. 112.

§. 112.

Sie erwächset an den Ufern der Bächlein oder auf sehr feuchten Wiesen am liebsten und häufigsten, alljährlich aus dem Saamen; bekommt einen Schuhlangen einigen Stengel, welcher zu oberst bisweilen in zwey, mehrentheils aber in drey Blumenstiehle sich spaltet.

Die Blättlein stehen daran gepaart, nur sehr sparsam, selten stehen mehr als drey paar, in gleicher Weite von einander. Sie sind eines Finger gleichs lang, sehr schmal oder Graßartig, ausgenommen die unterste, als welche vornen etwas breiter werden.

Der Kelch besteht aus einem Stück, hat keine gewöhnliche Kräuterfarbe, sondern vielmehr eben dieselbe der Blumen, und ist mit vielen der Länge nach stehenden etwas erhöheten Streifen oder Lienen gezieret.

§. 113.

So vielerley Gattungen auch dieses Marien-Rösleingeschlecht in sich begreift; so schön und lieblich gebildet die Blumen der meisten sind, so ist doch kein einziges unter den einheimischen, welches weder in der Arzney noch Hauswirthschaft auf irgend eine Art könnte genutzt werden, oder wovon nur etwas wahrscheinliches, daß es jemals nützlich befunden worden, aufgezeichnet zu finden wäre. Das einige sogenannte Been albunis

buno, welches herunter gehört, und in unsern Zeiten an den Platz, der unter diesem Nahmen, auch in denen Apothecken bekannten aromatischen Wurzel der arabischen alten Aerzte gestellt wird, ist hievon ausgenommen, als von welchem, ob schon seine Eigenschaften gar nicht mit dem, was die alten arabischen Aerzte davon angerühmt, übereintreffen, auch bishero die von ihm gerühmte Kraft sich mit keinen gründlichen Erfahrungen bestätiget hat, gleichwohl aufgezeichnet worden ist, daß die Blätter die verrenkte Glieder und fühllosen Nerven erweichen, der Saft davon die Schmerzen und Entzündungen der Augen mildere, der Saamen den Schleim abführe und denen mit der Epilepsie behafteten dienlich sey, von dem gemeinem Volk aber als ein Mittel gebraucht werde, den Ausgang der Krankheit zu befördern, wenn es heimlich ohne des Kranken Wissen in das Bett gelegt werde.

Da wir von allen diesem selbst keine Erfahrung haben und die Wahrscheinlichkeit von dem meisten nicht groß ist, so lassen wir es bey dem Anzeigen bewenden, und einem jedem freygestellt, ob er leichtgläubig oder im Glauben fürsichtig seyn wolle.

Hingegen ersehen wir doch aus der vortreflichen Beschreibung der Pflanzen der Insel Zeylon, womit Burmann die Pflanzenhistorie vor 20.

Jahren ansehnlich bereichert und wovon ein Auszug in dem Commercio litterario norico gleich damals durch die gelehrte Feder des Hrn. Directoris Dr. Trew, veranstaltet worden ist, daß daselbst eine wildwachsende Gattung von diesem Marienrösleingeschlecht, mit zarten weisen Blumen gefunden, und von den Einwohnern, Wisaduli, soll nach ihrer Sprach so viel als ein schmerzlinderend Pulver bedeuten, deßwegen genannt werde, weil das Pulver hievon wider den Schmerzen und Entzündung des Stichs der allergiftigsten Schlangen helfe, wenn man etwas davon auf den beschädigten Theil streue.

§. 114.

Dieses ist alles hievon und zugleich von dem ganzen Geschlecht aufgezeichnet worden, wir aber um so mehr auf seinem Werth und Unwerth beruhen lassen, da das Been der Alten, welches, wie Serapion bezeuget, allein in Armenien wachsen solle, mit ganz andern Eigenschaften, als unser hieländisches, nemlich herzstärkenden, Schweiß- und Giftabtreibenden, uns von ihnen beschrieben worden ist, und mithin jenem Zeylonischen näher zu kommen scheint.

§. 115.

Hätte man also nicht Ursache sich zu verwundern, daß ein so weitläuftiges Geschlecht, wovon an allen Stellen und Landen einige Arten zu finden

den sind, dem Menschen nicht mehr Nutzen schaft? Nein. Wenigstens bey diesem weniger als bey denen zwey vorhergehenden der Flockenblumen und Habichkräuter: Denn dieses ersetzt durch die Lieblichkeit ihrer Blumen, schönen Gestalt und Ansehen, was ihr an andern Eigenschaften abgeht. Unser lieber Vater im Himmel hat denen nach seinem Ebenbild erschaffenen Menschen auf vielerley Art ihr Leben angenehm und erfreulich machen wollen. Hat es Ihm gefallen viele hundert, ja tausend Pflanzen zu unserer Nahrung, und eben so viel zu Verhütung und Abwendung der Krankheiten zu erschaffen; so hat Er auch andere zu einem ganz andern Gebrauch, und unter diesen viele allein uns zum Vergnügen geben können. Man überschreitet die Mäßigung und Billigkeit, wenn man deßwegen, weil von manchen ganzen Pflanzenfamilien uns weder Arzney noch Haushaltungsnutzen bekannt ist, sogleich die Ursach einer Nachläßigkeit im Forschen zuschreiben und den Schluß machen will, daß sie doch zu diesem Ende ihr Daseyn müssen erhalten haben. Wüßten wir die wahre Absichten unsers Schöpfers bey jedem erschaffenen Wesen, so würden wir auch leicht begreifen können, daß dieser grosse Meister nicht nöthig gehabt habe, so viele tausend Creaturen nur allein um unserer Nahrung und Erhaltung der Gesundheit wegen zu erschaf-

schaffen. Wir würden alsdann mit den grossen Diensten so vieler fleißigen und bis in ihren Tod unermüdeten Gelehrten, dieses und des vorigen Seculi, besser zufrieden seyn, und ihnen viel mehr Dank dafür wissen, daß sie uns, um nur den leeren Platz zu füllen, oder etwas sagen zu können, mit Unwahrheiten und Muthmassungen verschonen wollen, wo sie nichts gewiß nützliches haben wahrnehmen können. Wir haben ja ohnehin aus dem zum Theil sehr leichtgläubigen Alterthum Fabeln genug auf uns geerbt, deren Entsagung noch heut zu Tage bey einigen eben so viel Mühe kostet, als andern die Erfindung neuer Wahrheiten leicht fällt.

§. 116.

Und was ist endlich unwahrscheinliches dabey, daß eben bey diesen schönen Marienröslein-geschlechte die größte Eigenschaft und der Hauptentzweck sey, daß es mit seinen schönen Blumen prange und die Herrlichkeit seines Schöpfers unter den Menschen verkündige, sonst aber keine mehrere Kraft habe? Es lehret ja die Erfahrung genugsam, daß die allerschönste prächtigste Gewächse, meistentheils also beschaffen sind, statt daß diejenige, die an äusserlichen Schmuck am ärmsten scheinen, desto reicher an innerlichen Heil oder Nahrungskräften werden: Denn was ist über die Zierde, welche sie den Gärten mittheilen,

theilen, sonst noch nützliches an denen Tulipanen, Ranunculen, Narcissen, Auriculn, Hyacinthen ꝛc. zu finden? Wer weiß im Gegentheil nicht die grosse innerliche Kraft der schlecht geschmückten Kornähre, der Hülsenfrüchte, der meisten Obsttragenden Bäume, des Kohls, der Rüben und ander Kraut-oder Gartenwerk, womit wir dem Hunger begegnen; des Weinstocks, der Gewürze, womit wir theils den Durst stillen, theils die Kräfte vermehren und unsere Speisen angenehm machen; des Leins, des Hanfs, des Baumwollenbaums, wovon wir einen guten Theil unserer Kleidungen haben; allerley Gras und Klee, des Burgundischen Heu, der Esparcette, des Mariengras oder Spark, des Habers, der Wicken, der Eicheln ꝛc. womit wir unser Vieh nähren und fett machen; des Körbelkrauts, des Erdrauch, des Ehrenpreis, des Brunnenkreß, des Wegerich, des Sinau, der Grindwurz, des Sauerampfers, der Rhabarber, Wachholderbeer, womit wir die vornehmste Krankheiten heilen?

Wir haben also um so vielmehr Beweggründe vor uns, dieses Geschlecht unter diejenige zu zählen, die der Welt zur Zierde gegeben worden, da etliche Gattungen desselben vorzüglich prächtig sind: Denn, kan auch etwas lieblichers gefunden werden, als die sogenannte gefüllte Jerusalemsblume ist? die Franzosen haben ihr gewiß

mit allem Recht den Nahmen Non pareil beygelegt. Wie hochmüthig hebt sie nicht ihr scharlachrothes Haupt empor! Wie geschickt weiß sie nicht alle ihre Blümlein an einen Kopf zu sammeln, und wie herrlich ist nicht die Farbe und der Glanz derselben, wir glaubten einen Theil unserer Pflicht zu unterlassen, wenn wir nicht eine kurze Nachricht von ihrer Fortpflanzung mittheilen würden.

§. 117.

Sie ist theils gefüllt, theils einfach. Die gefüllte bekommt viel ein schöners Ansehen, kan aber, da sie, nach Art aller gefüllten Blumen, keinen Saamen bekommt, auch dadurch nicht vermehrt werden. Man muß sie daher entweder durch Theilung der Wurzeln, oder noch besser aus abgeschnittenen Sprößlein des Blumenstengels fortpflanzen. In diesem Fall erwählet man den Heumonat, und nimmt nur die unterste am Stengel, weil sie insgemein die besten sind, darzu; stecket sie ziemlich tief in einen frischen leichten Boden; begiesset und hält sie wohl im Schatten, so wurzeln sie nachhero gern, und geben bessere Pflanzen, als wenn sie durch die Vertheilung der Wurzeln erzeuget worden sind; treiben starke bis drey Schuhlange Stengel und blühen in eben diesem Monat des künftigen Jahrs, 4. bis 5. Wochen lang. In jenem Fall aber,

wenn

wenn nemlich die Vermehrung vermittelst der Wurzeln geschehen soll, muß solches zu Anfang des Septembers geschehen, damit sie noch vor eindringender Kälte mögen eingewurzelt seyn.

Hingegen können die einfachen sehr füglich auch aus dem Saamen gezogen werden. Zu diesem Ende säet man ihn zu Anfang des Merzen in ein Beet von leichter Erde, und versetzt sie im Mayen, wenn die Pflanzen stark aufgegangen, in ein Pflanzenbeet sechs Schuh von einander ins gevierdte; begiesset sie fleißig und hält sie im Schatten bis sie Wurzeln geschlagen, so bedörfen sie nachhero keiner weitern Besorgung, als daß sie vom Unkraut gereiniget und im Herbst in die Rabatten des Blumengarten versetzt werden, woselbst sie den künftigen Sommer ebenfalls sehr starke Blumenstengel treiben können.

§. 118.

Dulcamara oder Amara dulcis, je länger je lieber, Bittersüß, Hintschkraut, französisch, Amer doux, ist eine Pflanze aus dem Geschlecht der Nachtschatten, mit steigendem und, auf Art der Reben, sich um die Hecken und Sträucher schlingendem, hölzernen Stengel. Sie wird daher auch solanum scandens und lignosum genannt.

Ihr Geburtsort sind nur die Ufer der Wasser oder sehr feuchte Wiesen, selten wird sie anderswo gefunden, auch allhier kan sie gleichwohl

nicht allenthalben ihren Aufenthalt haben, weil sie ohne Stütze sich nicht erhalten mag. Man trift sie also niemals allein, sondern nur um die jungen Weiden, Holder- und andere Sträucher der Wasserufer, gewunden an. Sie dienet diesen zur Zierde, und empfängt dafür die ihr nöthige Hülfe. So weislich ist es eingericht in der Natur, daß immer eine Creatur der andern Handreichung thun muß, und keine alles nöthige für sich allein hat. Es zeiget dieses an, daß die größten die Hülfe der geringsten eben so oft und sehr benöthiget sind, als diese den Beystand von jenen, und daher niemals sollen verachtet oder für ganz entbehrlich gehalten werden.

§. 119.

Unser Bittersüß schlingt sich also mit langen holzigen Ranken um die Zweige der Hecken; ist perennirend und treibt jährlich, gleich andern Sträuchern, aus dem alten Stamme viele frische schöne grüne Zweige, womit ohne gewisse Ordnung, bald Wechselsweise, bald hier und da, mehrentheils die ganze Länge desselben besetzt ist. Sie machen mit dem Hauptstengel einen fast ganz geraden Winkel, und breiten sich also mehr in die Quere als in die Höhe aus; haben immergrünende, glatte, häufige, wechselsweise gesetzte Blätter, welche ziemlich lange Stiele haben, etwas schmäler und vornen spitziger, als die Blätter des

gemeinen Nachtschatten, Solanum vulgare, sonst aber am Rand vollkommen ganz sind, ausser daß nicht selten, besonders bey den obern jungen, an dem untern breiten Ende, zwey kleine, bisweilen auch nur eins, gegeneinander über stehende Blättlein sitzen, wodurch sie das Ansehen als dreygetheilt, folio trifida, erhalten. Die alte Zweige oder Ranken haben keine Blätter, noch grüne Rinde, wie die neue Schößlinge, sondern sehen von aussen grau, doch ist das Mark grün, saftig und schwammigt.

Am Gipfel der neuen Zweige, aus den Winkeln der Blätter schiessen die schöne violetfarbene Blümlein hervor. Es stehen jederzeit auf einem gemeinschaftlichen ziemlich langen Stiel ein Büschlein derselben beysammen, wovon sich aber gemeiniglich nur zwey, höchstens drey auf einmal mit einander öfnen. Diese Ordnung schiene allhier nöthig zu seyn, damit die Blühzeit, weilen ein jedes Büschlein kaum sechs oder acht, selten zehen Blümlein hat, nicht gar zu kurz daure. Sie bestehen nur aus einem, aber scharf fünfgetheilten Blättlein, und eben so viel Staubfäden als der Abtheilungen sind, wovon die goldgelbe sehr lange Spitzen in der Mitte der Blume so genau aneinander passen, daß sie als zusammen gewachsen scheinen, und daher gemeinschaftlich einen stumpfen Spitz von Gold bilden, welcher in

dem schönen Violetgrund gewiß das Blümlein recht herrlich ziert. Ueber diesen Zierrath hat auch ein jedes Blättlein, inwendig am Grund und Anfang der vereinigten Staubfädenspitzen, noch ein paar sehr schöne hellgrüne Punkte von der schmückenden Natur erhalten, welche, da alle fünf Paar ganz nahe um den goldenen Spitz herum laufen, dieses violetene Kleid um so viel prächtiger machen, da sie zumalen deutlich ins Gesicht fallen können, weil die Blumenblättlein die Gewohnheit haben, sich die meiste Zeit rückwärts zu biegen und ihren Schmuck jedermann zur Schau auszustellen.

Kaum wird dieses liebliche Sommerkleid abgelegt, so erscheinet dafür, in denen darauf folgenden Corallrothen Beeren, ein neues zum Winterputz. Diese bleiben bis zur Reife in dem sehr kurzen, aus einem Stück bestehenden, dunkelbauen Kelch der Blumen sitzen; sind anfänglich grün und voller Saft, werden endlich sehr schön roth, bleiben aber unlieblich am Geschmack.

§. 120.

Diese Pflanze wird demnach hierdurch geschickt, bis in Winter zum Schmuck zu dienen. Es mag daher nicht übel gethan seyn, wenn, wie in Engelland, besonders in London, von einigen geschehen soll, man sie in die Gärten pflanzt, um Sommerlauben und schattigte Mauren in einge-

schlos-

schlossenen grossen Orten, oder mit hohen Häusern umgebenen Gärten, wo wenig andere Pflanzen wachsen, damit zu überziehen: Denn sie lässet sich sehr leicht, theils durch den Saamen, theils durch eingelegte Schößlinge vermehren, ja, ein jedes kleines Zweiglein zieht in kurzer Zeit Wurzeln, gleich den Weiden, wenn es nur in Wasser gesetzt wird.

An einigen Orten, aber nicht in unserm Schwabenland, trift man sie auch mit weissen Blumen an; Doch da der gröste Zierath in der Violetfarbe besteht, so taugen diese nicht sowohl zur Auszierung. Hingegen würde diejenige Gattung mit gestreiften oder geflekten Blättern desto dienlicher hierzu seyn; man muß sie aber nicht aus dem Saamen, sondern allein durch Schößlinge vermehren, weil sonst die neu aufgehende Pflänzlein ihre Streifen verliehren, und nur einfärbig, auf Art der gemeinen Gattung, ausfallen würde.

§. 121.

So giftig und schädlich einige Arten aus diesem Geschlechte, besonders der sogenannte Wolfsbeerstrauch, Bella donna, welchen wir in dem künftigen Waldspatziergange anzutreffen hoffen, sind; so unschädlich, vielvermögend und nützlich ist gleichwohl diese. Boerhave und viele andere erfahrne Aerzte, vor und nach ihm, haben

sie

sie dafür angepriesen, und für kräftiger als die theure ausländische Sarsaparill, China, und alle dergleichen Wurzeln und Hölzer gehalten. Der anfänglich etwas bittere, nachhero aber im kauen sich allgemach in süßlecht verwandelnde Geschmack der Rinden, Stengel und Wurzeln, scheinet es auch schon selbst eben sowohl zu bestätigen, als der Nahme, je länger je lieber, daher entsprungen seyn soll. Indessen ist doch ihr Gebrauch in der Arzney sehr selten, und nur für diejenige aufbehalten, die Gelegenheit und Freyheit haben, sich ihre Waffen, womit sie die Krankheiten bestreiten wollen, selbst nach eigenem Willkühr anzuschaffen: Denn man findet in denen Apotheken eben so wenig etwas hievon, als von vielen der vorhergehenden.

§. 122.

Es beruhet aber ihre Würkung hauptsächlich in einer eröfnenden und gelind schmerzstillenden Kraft. Sie kan daher, vermittelst dieser Eigenschaften, sowohl das gestockte Geblüt und den zähen Schleim auf der Brust zertheilen, als auch die verstopfte Nieren- und Gallengänge eröfnen, und deswegen in Engbrüstigkeit mit Honig, nach des Joh. Wittichii Erfahrung; in Seitenstechen, wie Boerhave und Blais anrathen; bey Verhaltung des Urins, nach Welschii Angeben; bey geronnenem Geblüt vom

Fallen,

Fallen, ausgebliebener Monatrose, Verstopfung der Leber oder des Milz nach Boecklers Bericht; besonders aber auch in Gelb- und Wassersuchten, wie Tragus und Lobelius sagen; deßgleichen in der Gliederkrankheit, nach dem Beyspiele Buchwalds, mit gutem Nutzen gebraucht werden.

Die Art des Gebrauchs kan unterschieden seyn. Die beste aber ist, nach der Meynung der meisten, daß man die zarte junge Zweige mit Wasser zu einem Trank siede, und genugsam oder in ziemlicher Menge täglich davon trinke. In Westphalen sollen sie mit einem auf diese Weise aus Kraut und Wurzeln zugerichteten Trank, nach des Henric. Smetius Zeugnisse, die laufende Varen curiren; auch wird vorgegeben, daß vor das Keuchen oder vor den schweren Athem des Viehes, eine Krankheit, welche an theils Orten Hinsch genannt wird, die Landleute dem Vieh nur allein dieses Kraut um den Hals hängen und es dadurch befreyen. Der Nahme Hinschkraut soll von dieser merkwürdigen Kraft herrühren.

§. 123.

In der Haushaltung hingegen ist der Nutzen von dieser Gattung nicht groß; doch sollen die noch junge zarte Reben als wie Spargen zugericht, gar wohl können genossen werden; und Durantes schreibt, daß das Frauenzimmer den

Saft

Saft der Beerlein, als eine Schminke für die Sommerflecken brauche. Wer sollte auch leicht glauben wollen, daß ein Geschlecht, dessen meiste Arten selbst das Vieh verabscheuet, einige aber, wie schon oben gesagt worden ist, als das ärgste Gift sich verhalten und würken, zur Nahrung der Menschen nur was geringes beytragen könnte? Gleichwohl zeiget sich hier das Gegentheil: Denn wir werden gleich hören, daß es noch andere Arten aus diesem Geschlechte giebt, welche theils der Haushaltung, theils auch der Zierde unserer Gärten, ihren Zoll vorzüglich und reichlich darreichen.

Unter der ersten Classe befindet sich diejenige Pflanze, deren knollichte Wurzeln die so wohl bekannte Erdbirn sind, welche noch delicater schmecken sollen, als die so berühmte Erdäpfel, von deren Nutzen und Anbauung in neuern Zeiten so vieles geschrieben worden ist. Sie wird an vielen Orten so häufig gepflanzt, daß ganze Felder voll davon anzutreffen sind, weil sie vor Menschen und Vieh eine schmack- und nahrhafte Speise abgeben. Sie wird daher im lateinischen Solanum tuberosum esculentum, eßbarer Nachtschatten mit knolligter Wurzel genannt, und stammet ursprünglich aus Virginien her, woselbst sie wild wächset. Sie kan allein oder wenigstens am füglichsten durch Einlegung junger Wurzeln,

wor-

woran aber die Aeuglein ganz seyn müssen, vermehrt werden. Ihr Wachsthum ist auch in den kalten Gegenden unsers Welttheils dennoch so stark und ihre Pflanzung so leicht, als wenn sie eingebohrne Bürger hieselbst jederzeit gewesen wären; da sie gleichwohl aus einem viel wärmern Land gebürtig sind, so lässet sich hoffen, daß die rühmliche Bemühung des schwedischen Hrn. Prof. Kalm nicht vergebens seyn werde, welche er sich noch vor seiner Abreise nach America gemacht, durch die den schwedischen Abhandlungen einverleibte Beschreibungen einiger aus den kältesten Gegenden Asiens zum Nutzen seines Vaterlandes hergebrachten sehr brauchbaren Gewächse; sondern daß sie vielmehr durch glückliche Erfüllung seiner dabey habenden Hofnung, Wunsch und Meynung, daß dergleichen viel eher in unsern kalten Gegenden wohl anschlagen würde, als die aus wärmern Ländern abstammen, sich selbst belohnen werde.

Zur Zierde der Gärten wird das so genannte Amomum Plinii, welches, wie aus der Pflanzenbeschreibung der Insul Jamaica, des sattsam bekannten englischen Ritters, Hans Sloane, zu ersehen ist, auf der Insel Madera wild wächset, vor andern hoch gehalten. Es ist zwar an denen kleinen weißgelben Blümlein nicht viel liebliches zu finden, doch grünen die dem

Wei-

Weidenlaub ähnliche Blättlein beständig. Die ziemlich grosse Früchte, welche den Kirschen nicht unähnlich sehen und eine helle Corallfarbe haben, sind es demnach ganz alleine, was diese Pflanze hierzu tüchtig und schätzbar macht, und da sie erst im Winter reif werden, dem Gewächshaus, wenn sie voller Früchte hanget, und unter Pomeranzen, Myrten, oder andern ausländischen Gewächsen stehet, ein recht schönes Ansehen giebt.

Es lässet sich gar füglich durch den Saamen vermehren, wenn er im Frühling in einen Topf fetter Erde gesäet, dieser aber, damit das Aufgehen desselben befördert werde, in ein Mistbeet gesetzt wird. Er erfordert öfteres Begiesen, sowohl ehe er aufgegangen als auch nachher, wenn die junge Pflänzlein in das Mistbeet versetzt worden. Deßgleichen müssen alsdann über die junge Pflänzlein, weil sie sehr zärtlich und weder allzugrosse Sonnenhitze noch Kälte im Anfang ertragen können, aus Reifen Bögen gemacht und mit Matten bedeckt werden. Im Junio können sie sodann nach und nach an die freye Luft gebracht, in besondere Töpfe versetzt, und fleßig, wie jederzeit bey warmer Witterung, damit sie desto mehr Früchte bringen, begossen werden. Die Winterkälte können sie, wenn sie einmal erstarket sind, ziemlich wohl ertragen; man hat daher nicht nöthig, sie im Glashause an einen warmen

men Ort zu stellen, der kälteste daselbst ist der beste vor sie. Hingegen sollen sie jährlich zu Ende des April versetzt, die Wurzeln ringsherum beschnitten, alle schimmlichte Fasern, so zunächst am Topfe sind, weggenommen, und in frische fette Erde wieder eingesetzt werden, so werden sie, nach dem Zeugnisse des englischen Gärtners, viele Blumen und mithin auch mehr Früchte bekommen.

§. 124.

Eruca palustris minor, Wassersenf, Roquette souvage, ein Schuhlanges, mit vielen Seitenzweigen versehenes Pflänzlein. Es wächset selten schön aufrecht, sondern ist mehrentheils, ob es gleich zu seiner geringen Höhe einen genugsam starken Stengel hat, etwas gebuckt; hat tief eingeschnittene Blättlein, welche den ganzen Stengel bis zu oberst einnehmen, wechselsweise gesetzt, zahlreich und dem Täschelkraut und dem Brunnenkreß ziemlich gleich sind; doch unterscheidet sie sich von den Blättern dieses, daß die Federförmige Abtheilungen länger, eingesägt, vornen spitziger, und weitläuftiger von einander gesetzt sind. Ihr Blümlein und die darauf folgende Saamenschöttlein sind ebenfalls dem Brunnenkreß nach ihrem botanischen Charakter in allem gleich, nur daß die ersten in etwas kleiner und gelb an Farbe sind, statt daß diese, wie bekannt, weiß blühen. Sie stehen auch am Gipfel eines jeden Zweigs

und des Hauptstengels in einem Büschlein beysammen in flachen weit geöfneten Kelchen; haben vier weit geöfnete Blättlein, und hinterlassen aufrechtstehende, schmale, rundlechteckigte, lange Schöttlein, worinnen viele kleine runde Saamenkörnlein in besondern Abtheilungen enthalten sind.

§. 125.

Es hat also diese Pflanze um so mehr mit bestem Grunde zu dem Geschlecht des Brunnenkresses von denen Herren Haller, Linnäo und Royen können gezählet werden, da auch ihre innerliche Bestandtheile oder medicinische Kraft mit dieser aufs genaueste verwandt ist. Hingegen gehet sie eben aus dieser Ursache des botanischen Charakters von dem gemeinen weissen Gartensenf, unter dessen Geschlecht, wie der Nahme anzeigt, die ältern Kräuterkenner und auch Tournefort sie gezählt haben, in etwas ab: denn die Blumenkelche bey diesem sind lang und enger geschlossen oder Röhrleinförmig; die Schöttlein kürzer, dicker und etwas rau; der Stempfel gerad; und die ganze Pflanze hat einen wiederlichen Geruch. Noch mehrern Schwierigkeiten war ehemals die Unterscheidung eben dieses weissen Gartensenfs, Eruca, von dem rothen, Sinapi, unterworfen: Denn die Alten haben sie fleißig mit einander verwechselt. Man kan sie aber

sehr gut daran von einander unterscheiden, daß der erste, Eruca, weiß oder weißgestreifte Blumen; weissere, grössere Saamen; fest angeschlossenen Kelch; und einen stinkenden Geruch hat. Noch besser aber nach Anleitung und Wahrnehmung der Herren von Haller, Linnäi Rajus und Tournefort, daß die Schotten des letzten, Sinapi, mit einer Hornähnlichen, ziemlich grossen Verlängerung sich enden; dieselbe hauptsächlich und mehrers als der übrige Theil der Schöttlein mit einem schwammigten Mark, worinnen die Saamen sitzen, angefüllt; die Blumenkelche aber flach oder zurückgebogen sind; und am Grund der Blümlein bey dem Ursprung der Staubfäden vier kleine Drüßlein sich befinden.

Indessen gehören sie doch alle beyde, nebst dem Brunnenkreß, denen Rüben, Kohlkräutern, Rettich, ja selbst denen jederman bekannten Leucosen, in eine und zwar die zwanzigste Classe, oder unter diejenige Pflanzen, deren Blümlein vier Blättlein haben, und wo die nachfolgende Saamen in länglichten Schotten enthalten sind, Herbæ tetrapetalæ siliquosæ.

§. 126.

Was den Nutzen sowohl in der Haushaltung als Arzney von unserm Wassersenf anbelangt; so so ist davon gar nichts weiter bekannt, als was die Alten davon aufgezeichnet haben. Weil der

zahme Gartensenf leicht fortzupflanzen ist und reichlicher ausgiebt; die Brunnenkreßarten aber, deren Stelle sie fast vertreten könnte, im Ueberfluße zu haben sind, so bekümmert man sich wenig um diese. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß sie in Ermangelung jener, zur Arzney eben so tauglich sey, und alles das ausrichten würde, was wir im vorhergehenden fünften Theil, von dem Nutzen und der Kraft des Senfs schon angezeigt haben. Einen Beweis hievon giebt uns schon der alte Dioscorides, als durch welchen wir erfahren, daß die Spanier, woselbst sie besonders häufig wachsen solle, nur eben diesen unsern Wassersenf statt des zahmen Gartensenfs brauchen, oder wenigstens zu seiner Zeit gebraucht haben, und daß er schärfer sey als dieser, daher auch den Urin stärker treibe, und überhaupt alle Würkungen dieses in grösserm Grade ausübe. Wollen wir noch vollends dem Plinius Glauben geben, so werden wir wunderbare Dinge hören, und uns nicht verdriessen lassen müssen, bisweilen die Vernunft ein wenig gefangen zu nehmen: Denn daß vermittelst desselben, mit Honig oder Esig vermengt, die Sommerflecken nnd andere Geflechte im Gesichte vertrieben werden können, sagt auch Mathiolus, und ist eben so wenig unwahrscheinlich, als daß sie dem Gift der Scorpionen widerstehe; aber daß sie unempfindlich machen soll,

wenn

wenn etwas davon mit Wein eingenommen werde, und man daher einer guten Tracht angedrohter Schläge mit fröhlichem Herzen entgegen gehen könne, möchte ich Niemand die Probe zu machen anrathen.

§. 127.

Der zahme oder Gartensenf dieser Art ist ehemals in England viel zum Gebrauch als Salat gepflanzt worden; es soll aber jetzo ganz aus der Mode gekommen seyn; vermuthlich, weil die Lebensart daselbst, wie allenthalben, niedlicher worden ist. Und daß zu eben diesem Gebrauche die junge Blätter auch denen Alten gedienet haben, können wir aus dem Galeno ersehen, als welcher ausdrücklich befohlen hat, daß man ihn wegen seiner stark erhitzenden Eigenschaft, niemals allein, sondern jederzeit mit Lattichsalat vermischt, geniessen solle, sonst erwecke er leichtlich Kopfschmerzen.

In Husten der Kinder hat Mathiolus sehr viel auf die frische Blätter nur von dem Wassersenf mit Fleischbrühe gekocht, und Zucker darunter gemischt, gehalten, und die frisch gestossene Blätter, über schwache Augen gebunden, sollen nach seinem Rathe, das Gesicht stärken. Auch sagt Camerarius, es versichern einige vor gewiß, daß sie viele Jahre mit einem Pulver aus gleichen Theilen sem. Erucæ und Cymini vor

Schlagflüssen und allen andern Kopfkrankheiten bewahrt geblieben seyn.

Da aber der Wassersenf sehr würksam ist, und man den Gartensenf nicht jederzeit bey der Hand, oder wenigstens jenen näher hat, so ist nützlich zu wissen, daß man ihn sicher und mit eben so guten Succeſs, statt des zahmen in allen Fällen, wo dieser dienlich befunden worden, gebrauchen könne.

§. 128.

Hier würden wir, ehe unser Augenmerk von den Uferpflanzen ganz ab, zu denen mitten im Wasser selbst wachsenden, sich richtet, auch noch des allgemein bekannten Brunnenkresses, Nasturtium erectum gedenken, wenn solches nicht schon hinlänglich im ersten Band dieser Pflanzenhistorie, bey Gelegenheit des Wiesenkreß, Cardamine, geschehen wäre. Alles demnach was diesem noch beyzufügen nützlich seyn könnte, ist zuwissen, daß ehemals unter der Benennung dieser Wasserpflanzen eine grosse Verwirrung herrschete; da sie bald Nasturtium und Sisymbrium, bald Cardamine genannt, und darunter von einigen bald einerley, bald von andern mancherley Pflanzen verstanden wurden; dahero aber die verdienstvolle Bemühungen, welche einige neuere Kräuterbeschreiber sich genommen, diese Verwirrung auseinander zu setzen, und die Kennzei-

chen

chen einer jeden Gattung genau zu bestimmen, gewiß von der gelehrten Welt mit verbindlichstem Danke zu erkennen seyn. Nach Anleitung dieser neuen Eintheilung ist der Wiesen- und Brunnenkreß mit einerley Stammnahmen, Cardamine, gleichwie sie auch Pflanzen aus einem Geschlechte sind, bezeichnet, der Nahme Nasturtium, aber einem ganz andern, jedoch diesem sehr nahe verwandten Geschlechte beygelegt worden.

§. 129.

Nun wollen wir auch einen Blick von der Erde, der muthmaßlichen Mutter aller Pflanzen auf das derselben vollkommen entgegen gesetzte Element, auf das Wasser selbst thun, so werden wir lernen, daß nicht die Erde nur allein allerley Gras und Kraut, kraft des allmächtigen und allerweisesten Schöpfungsbefehl, hervor bringen müsse; sondern, daß auch dieses nasse Element hierzu geschickt sey. Wir dürfen hier, um dieses zu bestärken, uns nicht mit Muthmassungen behelfen, und haben mithin nicht nöthig, das Vorgeben einiger, als sey der Grund der offenbaren Seen und Meere ganz mit Kräutern bewachsen, in unsern Vortheil zu verwenden; noch auch die vielerley Gewächse, womit die kleinste Bächlein, besonders aber stehende Wasser, bisweilen bis oben angefüllet sind, und vor jedermans Augen manchmal mit den schönsten Blumen,

men, wie zum Exempel die weisse und gelbe Nymphea hat, prangen, zum Beweis anzuführen, weil man uns mit Recht entgegen setzen würde, daß diese gleichwohl, da sie aus dem Grund erwachsen, vermittelst ihrer Wurzeln die Nahrung aus der Erde empfangen; sondern die jetzt vorkommende Wasserlinse wird uns überzeugen können, daß es auch Gewächse gebe, die ganz allein aus dem Wasser erzeuget und ernähret werden.

§. 130.

Also hat es dem unbegrenzten und gewaltigen Schödfer gefallen, zu mehrerer Vervielfältigung seiner Wunder, nicht nur den meisten leblosen, sondern selbst vielen belebten Cörpern diese gemeinschaftliche Eigenschaft zu ertheilen: denn also sehen wir aus der Geburtsstelle, der am Strande der Seen und Flüsse wachsenden Kräuter, als zum Exempel bey uns am Jlerstrom, die kleine schöne spanische Linaria, das niedrige schöne Glöcklein mit vollkommen runden und scharf ausgezäckten Blättlein, ist. Ferner aus der des Maurrauthen; des Sternleberkraut; einiger Alpengewächse; des im vorigen Spatziergang beschriebenen Robertkrauts; einiger Schwämme, als des so bekannten Zunders zum Feurschlagen, des Schimmels am Brod, der von den Gerbern also genannten Lohblüten, deren Beschaffenheit

Herr

Herr Marchant, in denen Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften in Paris ausführlich beschrieben hat; jener schönen Chamillenblume zwischen den Geweyhen aus der Hirnschale eines Hirsches, und des Gänserich aus dem Schedel eines Hecht, wovon das Tagebuch der Kayserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher Meldung thut ꝛc. daß nicht nur die fruchtbare Erde und das Wasser mit Pflanzen bedeckt, sondern auch der dürreste See und Fluß, die härteste Felsen, die Mauren, alt Holzwerk, Brod, Looh, Beiner und dergleichen zu Hervorbringung und Ernährung derselben geschickt sey.

Und abermal also lernen wir aus den vielerley Mooß-Arten, Schwämme und Geflechten, womit die Stämme der Bäume besetzt sind, besonders aber aus der Entstehung der Mispeln, daß auch die belebte Körper hiervon nicht ausgeschlossen bleiben, sondern nicht nur das Vermögen, andere Pflanzen zu ernähren, sondern auch selbst zu erzeugen besitzen.

Es äussert sich also allhier noch grössere Kraft, als selbst die Erde nicht hat: Denn diese erzeuget selbsten nichts und bringet nichts hervor, sie brütet gleichsam nur das ihr anvertraute Pflanzenleyn aus, und reicht ihm nachhero die zu seinem Wachsthum nöthige Nahrung. Hingegen werden viele von denen obgenannten Schwämmen

und Geflechten von den Bäumen selbst erzeugt: Denn da viele derselben weder Saamen noch Wurzel haben, und eigene Gewächse einiger Baumarten sind, so dienet dieses zum deutlichen Beweise, daß sie nur von dem Ueberflusse des Safts derselben Bäume entstehen, statt daß andere die Saamen tragen, wie theils Moosarten sind, auch die dem Baum zu seinem eigenen Unterhalt nöthige Nahrung oft dermassen an sich schlucken, daß die Bäume selbst, nach Wahrnehmung der Landleute, bisweilen, wenn diese fremde Gäste in allzugrosser Anzahl den ganzen Stamm besetzen oder überwachsen, darüber zu Grunde gehen müssen.

Der Mispel kan zwar zu der Classe der ersten nicht gerechnet werden: denn das hievon gefällte Urtheil des ehemahlig Tübingischen Lehrers Rudolph Jacob Cammerer, ist so überwiegend und die Erfahrungen des englischen Colbatsch und unsers Rajus so überzeugend, daß von der Entstehung und Fortpflanzung desselben vermittelst des Saamens kein Zweifel mehr übrig bleibt, obschon Scaliger und beyde Bauhini, denen dieses ebenfalls behauptenden Alten, hierinnen scharf widersprochen haben.

Wir haben ihn aber auch zum Beweise in dieser Classe nicht nöthig. Der Lerchen: Linden- Holder- Rosenschwamm, das Eichenlungenkraut,

Aga-

Agaricus, Fungus Tiliæ, Sambuci, Cynosbati, Pulmonaria arborea, und die vielerley Galli, sind Zeugen genug.

§. 131.

Gehen wir zu den Wassern wieder zurücke, so werden wir bey genauer Betrachtung der Wasserlinsen, worzu wir uns anjetzo schicken wollen, finden, daß es sich mit ihnen eben auch also verhält, nur mit diesem Unterscheid, daß, da jene nur aus dem Ueberflusse des Safts der Bäume entspringen, man ein gleiches hingegen von diesen nicht sagen könne: Denn dieses Wassergewächs, welches die Oberfläche der stehenden Wasser bisweilen ganz bedeckt, senkt seine zarte haarähnliche Würzelein, womit ein jedes Blättlein versehen ist, entweder unmittelbar nur in das Wasser und zieht daraus vermittelst derselben seine Nahrung, oder befestiget dieselbe höchstens an dem nahe dabey schwimmenden Mooß. Es giebt derselben vornemlich viererley Arten. Die Blättlein der allgemeinsten jedermann bekannten haben an der untern gegen dem Wasser gerichteten Seite, eben dieselbe grüne Farbe, die sie oben zeigen; statt daß die zweyte Gattung daselbst schwärzlich oder vielmehr röthlich ist, und sich allein hierdurch, und die etwas grössere Blättlein, von dieser unterscheidet. Die dritte Art hingegen, welche im Elsaß wächset, hat dreygetheilte Blättlein,

und die vierdte, die im Sundgau, besonders aber auch in der Gegend um Straßburg zu finden ist, hat viel grössere kreutzformig viergetheilte, oder einem vierblätterigen Kleeblatt ähnliche. Diese letztere gehet von den vorhergehenden, nebst dem, daß die Bildung der Blättlein so verschieden ist, auch noch in wichtigern Stücken ab. Sie hat ordentliche Wurzeln, welche sie in den Grund senket, und nahe dabey unten im Wasser auf kurzen eigenen Stielen ein paar Linsenförmige braune Früchte oder Saamenkörner.

§. 132.

An denen gemeinen Gattungen hat Valisnerius und Micheli auch kleine Saamenkörnlein, oder etwas denselben ähnliches, in dem Mark oder auf dem Rücken der Blättlein; Ersterer auch sogar Blümlein mit zwey Blättlein ohne Kelch entdeckt, und in dem Tagebuch der Kayserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher davon Nachricht gegeben. Es hat aber beydes, ausser ihnen, bisher von so vielen vorsichtigen Kräuterkundigern Niemand wahrnehmen können Worzu sollte auch diesem Gewächs der Saame nutzen? Da, wie wir unten hören werden, es sich eben also, wie die zuerst durch Monſ. Trembley in Engelland, daran wahrgenommene Polypen fortpflanzt, und der fürsichtige Mery in Paris schon zu Anfang dieses Seculi

in

in denen Geschichten und Gedenkschriften der königlich französischen Gesellschaft der Wissenschaften mit scheinbaren Gründen und Erfahrungen erwiesen hat, daß die Natur nicht allein nur an Saamen und Eylein, nach der damaligen fast allgemeinen Meynung, gebunden sey; sondern noch mehr Wege habe, wodurch sie die Erhaltung und Fortpflanzung der vielerley erschaffenen Arten, sowohl im Gewächsreich, als auch selbst im Thierreich bewürke. Von Mons. de Reaumur, diesem vortreflichen Naturforscher und Gönner der Fremden in Paris, besonders, wie wir selbst während unserm Aufenthalt daselbst erfahren haben, der Deutschen, dessen an sich schon höchstschätzbares Animalien- und Insektencabinet, deßwegen noch mehrern Werth hat, weil es allen Liebhabern so mildreich offen steht, ist dieses letztere noch mehrers bestätiget worden dadurch, daß er eben wie obgedachter Trembley in Engelland, ein anderes Wurm oder Polypenförmiges Insekt entdecket hat, woraus, wenn es in etliche Stücke zerschnitten worden, in wenig Stunden Zeit, eben so viel, als der Stücke waren, lebendige, dem vorigen zerschnittenen ganz gleiche Würmlein entstunden.

§. 133.

Unsere Wasserlinse sowohl die gemeinste kleine, als auch die zweyte grössere Gattung, hat

und

und bedarf demnach weder Saamen noch Blumen; weil aus ihren Linsenförmigen Blättlein, welche man füglich, ihrer Gestalt und Dicke wegen, Früchte nennen könnte, an den Seiten immer neue ihres gleichen hervorgetrieben werden; so daß neben jeden grössern zwey bis drey dergleichen junge Nachkömmlinge, bisweilen noch mehrere zu sehen sind, wodurch sie sich hinlänglich fortpflanzen, ja nicht selten dergestalt vermehren können, daß sie, wie schon oben erwähnet worden, manchmal in sehr breite Wasen erwachsen, und ganze Weyher bedecken.

Ein jedes dieser Blättlein, die kleinen jungen sowohl, als die ältern, ruhet auf einem von denen obgenannten weisen zarten, haarähnlichen Fäden, deren eine grosse Anzahl in einander verwirrt und gleichsam verwachsen unter dem Wasser sind. Adrianus Spigelius will, daß auch Würzlein daran befindlich seyn, und wundert sich, daß noch niemand sie bis zu seiner Zeit wahrgenommen habe. Er versteht aber vermuthlich eben diese zarte Fäden darunter: Denn ausser diesen hat noch niemand etwas mehrers Wurzelähnliches daran gefunden. Sie sind auch der Wurzeln, weil sich diese in das Wasser verliehren und den Dienst der Wurzeln versehen, zu ihrer Nahrung eben so wenig, als des Saamens zu ihrer Fortpflanzung benöthiget; oder vielmehr

jene

jene zarte Fäden können ihrer Verrichtung und Nutzens wegen, den sie den Pflänzlein leisten, gar füglich selbst Würzlein genannt werden.

§. 134.

Es gehört also diese Wasserpflanze, nach unsers Roy Eintheilung, und denen Bestandtheilen, die von jedermann wahrgenommen werden können, unter die unvollkommene Gewächs, und zwar zu denen, die, wie noch mehr andere, als das Natterzünglein, Ophioglossum, und die meiste Wasserpflanzen, die beständig unter dem Wasser bleiben, ihrer besondern Bildung wegen, zu keiner der üblichen Classen gerechnet werden können. Wir wollen ihr auch so lange in dieser Classe ihren alten angewiesenen Platz lassen, bis die zwey blatterichte Vallisnerische Blümlein so deutlich werden, daß sie auch von andern und uns gesehen werden mögen.

Sowohl ihr französischer Nahme, Lentille d'eau, als auch der deutsche und lateinische, Lens palustris, rührt von der Linsenförmigen Gestalt der Blättlein her.

Bey angehenden Winter, ehe die Wasser noch zufrieren, verschwinden sie schnell, fast auf einmal, und erscheinen bey instehendem Frühling eben so häufig und schnell wieder; so, daß man meynen sollte, ihr Werden und Verderben geschehe beydes urplötzlich; aber man irret sich hierinnen.

innen. Sie sterben im Herbst nicht ab, sondern senken sich nur auf den Grund; so, wie sie auch im Frühling nicht aufs neue erst entstehen, sondern aus dem Grunde nur wieder empor kommen. Diese Begebenheit verdienet wohl zu fragen: Wer hat dieses Verstandlose Geschöpfe gelehret, daß es zu seiner Erhaltung bey angehender Kälte sich unter das Wasser begiebt? Was ist die wahre, natürliche, oder in dem Laufe der Natur gegründete Ursache hievon, daß es nach Erforderniß seiner Umstände, bald unter das Wasser sinken, bald wieder empor kommen, und also bald schwerer, und auch wenn es nöthig, wieder leichter als das Wasser werden kan? Geschieht es vermittelst einer ihm angebohrnen Eigenschaft, kraft welcher es um die Herbstzeit schwerer, im Frühling aber leichter wird, und mithin nothwendig zu Grunde sinken und wieder aufsteigen muß? Oder besitzt sie etwas solches, daß sich eben zu der Sonnenwärme, wie das Eisen zum Magnet verhält, und kan mithin die warme Luft sie auch aus den tiefsten Abgrund herauf ziehen, die Kälte aber wieder zurück hinunter stossen? Hundert dergleichen Fragen könnte man noch thun, ohne weitern Nutzen davon zu haben, als daß wir mehrers überzeugt werden, daß wir vieles noch nicht wissen, und oft um weit entfernte Dinge uns bemühen, dagegen aber das allernächste übersehen und versäumen.

§. 135.

So merkwürdig aber diese, vielen Wasserpflanzen gemeinschaftliche Begebenheit ist; so ist doch das, was Dalechampius und Mathiolus von unsern Wasserlinsen ferner berichten, noch weit wichtiger. Diesem zufolge sollen sie, wenn durch Ueberschwemmung etwas davon aus den stehenden in fliessende Wasser geführet wird, und an derselben Gestade hangen bleibt, auf dem Land in ganz andere Wasserpflanzen, vornehmlich aber in eine Art Brunnenkreß sich verwandeln. Sie sollen mit ihren zarten Fäden in die Erde einwurzeln, und sodann beym weitern Fortwachsen ihre vorige Gestalt gänzlich verlieren, in die Höhe sich erheben und in ein ander Geschlecht übergehen. Weder Rajus noch einer von seinen Nachfolgern, hat dieses glauben wollen. Es ist auch dieser Unglaube keinem, der es nicht selbst gesehen, zu verargen. Dalechampius, der erste Wahrnehmer dieses Wunders nach dem Mathiolo, hat sich selbst sehr darüber gewundert: Und wie bald hat es geschehen können, daß etliche Saamenkörnlein von einer Wasserpflanze, vor oder nach der Ueberschwemmung und Veränderung seiner Geburtsstelle, auf den an das Ufer geschlemmten Wasserlinsenwasen gefallen, darauf hangen geblieben, und nachhero mitten in demselben aufgegangen sind, so, daß diese aufgegan-

gene Pflanzen dem Ansehen nach haben scheinen können, als seyn es selbst die Linsen, die in ein ander Gewächs ausgewachsen?

Wer mit einem nach Neuigkeiten begierigen Sinn ausgeht, der glaubt leicht, was er wünscht, um nur die Freude und den Ruhm einer neuen Entdeckung zu haben.

Es ist noch nicht lang, daß wir selbst an dem Ufer eines kleinen Bachs ziemlich viele Ackerpflanzen wahrnahmen. Wir verwunderten uns um so mehr darüber, weil dieses Ufer an eine grosse fette Wasserwiese gränzt: Allein unsere Verwunderung hörte bald auf, als wir beobachteten, daß das gegenseitige Ufer an die um ein ziemliches höher liegende Strasse und Ackerfelder stieß; der Schlamm, die Unreinigkeit und der Sand dieses Bachs an dasjenige Ufer, wo diese Pflanzen wuchsen, ausgeschlagen worden, und wir mithin hieraus leicht die Ursache und Weise einsehen konnten, wie der Saame von diesen fremden Pflanzen durch einen Regenguß von denen Feldern hat können in den Bach, und von da vermittelst des ausgeworfenen Sandes und Schlammes an das gegenseitige Ufer und Rand der Wiesen gebracht werden. Hr. Philipp Müller führt in seinem Gärtner-Lexico ein ähnliches Exempel von dem Senf an, welcher auf der Insul Ely in Cambridgeshire an denen

Orten,

Orten, wo ehemalen eine grosse Ueberschwemmung war, wild wächset, und wovon die Einwohner geglaubt, er sey ohne Saamen von sich selbst entstanden, die Gelehrten aber daselbst hinlänglich erwiesen haben, daß der Saame durch die Ueberschwemmung hergebracht worden sey.

§. 136.

Zum Dienste der Menschen ist diese zwar gering scheinende Pflanze nicht ganz ungeschickt: denn sie kan sowohl in der Arzney als Haushaltung genutzt werden.

In der Arzney ist der innerliche Gebrauch davon wichtiger und der Nutzen gewisser, als bey dem äusserlichen. Sie wird zwar auch äusserlich als ein Ueberschlag gebraucht, von theils Alten, und auch von Tournefort, wider Entzündungen, Rothlauf, rothe Augen wegen ihrer kühlenden Eigenschaft angerühmt. Wir halten aber dafür, daß es mit grosser Vorsicht geschehen müsse, und nach der Erfahrung und Meynung Garidelli selten ohne Schaden ablauffe. Bey Entzündungen sind äusserlich kühlende Dinge, wenn sie nicht auch zugleich eine zertheilende Eigenschaft haben, niemals von grossem Nutzen, bringen aber vielfältig sehr wichtiges Nachtheil, besonders wenn die aus ihren Gefäßlein getretene oder darinn gestockte Feuchtigkeit, schon einige Tage so verdicket ist, daß derselben Umlauf gänz-

lich gehemmet, und sie mithin in die grössere Adern nicht wieder zurück getrieben werden kan: Denn in diesem Falle müssen dergleichen Arzneyen, die vermittelst der Schwärung nöthige Absonderung des verstorbenen Theils von dem gesunden nothwendig verhindern, und dagegen den Brand, das ist, die Absterbung der nächst liegenden noch gesunden Theile, durch die Erkältung befördern. Statt also, wo es einmal so weit gekommen ist, mit kühlenden, zurücktreibenden oder auch zertheilenden Mitteln, wie vielfältig durch den sogenannten schwarzen Ueberschlag mit Vitriol, Alaun, Galläpfel, oder auch aufgestreutem Bleyweiß und derselben Salbe, geschieht, wider den Fortgang des Uebels zu kämpfen; ist viel besser, ja höchst nöthig, man nehme erwärmende und erhitzende Dinge, als da sind: warme Fußbäder, wenn der Schaden am Fuß ist; warme Weinumschläg mit erhitzenden Kräutern, als Wermut, Lachenknoblauch, Absynthium, Scordium, und dergleichen, welche just das Gegentheil verrichten; das ist, den Einfluß der Säfte und Lebensgeister in das kranke Glied befördern und vermehren; damit durch diesen vermehrten Einfluß der todte Theil, es sey durch Schwärung oder Fäulung je eher je lieber abgesondert werden möge.

§. 137.

§. 137.

Bey dem innerlichen Gebrauch hingegen ist weniger Vorsicht nöthig, ob er gleich wichtiger ist. Da sie eine eröfnende, besonders aber stark Urintreibende Kraft besitzt, so kan nirgends damit grosser Schade, oder nur in seltenen Fällen geschehen; dagegen aber in den meisten Chronischen oder langwierigen Krankheiten, die ihren Ursprung aus Verstopfungen haben, viel heilsames verrichtet worden. Also ist der Saft derselben von einigen, als dem Deodato, von Cheminois aber die Pflanze selbst in Wein eingeweicht, zu Zertheilung der Geblütsverstopfungen nützlich befunden worden. Insbesondere hat ein erfahrner englischer Arzt, D. Bates, sie für ein Specificum und Secretum wider die Gelbsucht nicht nur gehalten, sondern auch dafür befunden. Unser Rajus hat aus desselben hinterlassenen Handschriften uns davon, und der Art des Gebrauchs Nachricht gegeben; dieser bestehet darinnen, daß man einen guten Theil dieser Pflanze in Wein einweiche, und von diesem Wein alle Morgen zwölf Loth neun Tage lang trinke.

Wie leicht ist nicht diese Zubereitung, und mit wie wenigem Kosten und Mühe könnte sich mancher damit selbst curiren! Schade! daß dergleichen gründliche und gewisse Erfahrungen selten bis zur Wissenschaft des gemeinen Mannes

gelangen. Und wie verdient aber würde nicht ein reicher Capitalist, der keine Leibeserben hat, sich um das menschliche Geschlecht machen; wie gewiß würde er seine Absicht bey abgehender Nachkochmenschaft aus seinen Lenden, sein Andenken gleichwohl zu verlängern, erreichen; wenn er statt anderer milden Stiftungen, eine kurze deutliche Beschreibung, nur von der kleinen Anzahl Pflanzen, deren Würkungen durch öftere Erfahrungen und richtig gemachte Anmerkungen ausser allen Zweifel gesetzt, und wider solche Krankheiten gerichtet sind, die oft vorkommen und jedermann kennt, verfertigen, in Druck geben, und dem gemeinen Stadt und Landmann seines Vaterlandes, Haus für Haus, umsonst austheilen liesse. Ein solches Liebeswerk würde gewiß in kurzer Zeit mehr Nutzen schaffen, als die meiste seithero gemachte nützliche Erfindungen deßwegen nicht geleistet haben, weil die wenigste eine Känntniß davon erlangen.

§. 138.

Der Haushaltung könnte dieses Pflänzlein ebenfalls mehr Nutzen bringen, als es bisher nicht gebracht hat. Es ist zwar bekannt, daß die Endten und die Gänse dieselbe sehr gerne fressen; dieses gefräßige Geflügel auch zu ihrem Unterhalt einen guten Theil Futter erfordere. Aber wir erfahren und sehen doch niemals, daß der

Land-

Landmann theils vor diese, theils auch, nach Anweisung Glorez, zur Speis für die Hüner, einen Vorrath davon mit einem Sieb oder Rechen aus dem Wasser ziehe, und mit Kleyen vermischt sie ordentlich verfüttere. Der größte Theil, wo nicht alles, bedecket vielmehr den ganzen Sommer hindurch, die stehende Wasser vergeblich, und sinket endlich, nachdem es seine Dienste den Menschen lang genug angetragen, und sich selbst feil geboten hat, wieder unter. Rühret diese Nachläßigkeit vielleicht von dem besondern Seegen unsers Vaterlandes her, und ist sie eine Folge davon? So können wir gewiß den Schöpfer für einen solchen Ueberfluß nicht genug preisen, der uns in Stand setzt, daß wir nicht nöthig haben, zur Fütterung für unser Vieh die Flußpflanzen, die ohnehin zu einem andern Gebrauch erschaffen zu seyn scheinen, anzuwenden, oder auf deren Zubereitung und Erhaltung viel zu denken, wie wir aus denen Schwedischen Abhandlungen ersehen, daß andere Nationen zu thun für gut befunden: denn daselbst ist erst kürzlich der Wurzeln des Katzenschwanz, einer besondern Seepflanze, wovon Hr. Wallner eine Beschreibung geliefert, mit Ruhm in Futtermangel für Horn- und Zugvieh gedacht, und die Weise, sie im Winter unter dem Eis aus dem Grunde mit einem besonders hierzu leicht zu bereitenden Werkzeuge

herauszuhohlen, auszuwaschen, und zur Fütterung zuzubereiten, gezeigt worden.

Noch müssen wir einen Haushaltungsnutzen, der mit der Zeit vielleicht wichtiger, als dieser ist, werden könnte, anzeigen. Die unter das Wasser gehende Fäden oder Zasern sind sehr zähe und Nervenreich, auch haben sie wenigstens Flachslänge, so daß sie zur Verfertigung einer Art Flachs ganz tauglich scheinen. Vielleicht giebt sich jemand die Mühe, in Zukunft Versuche damit anzustellen. Es ist ja eben so wenig daran gänzlich zu zweifeln, als erst vor kurzem ein gleiches mit den Hopfenranken, selbst allhier mit gutem Erfolg geschehen, und sich zu verwundern ist, daß es bisher unterlassen geblieben.

§. 139.

Wir können die Wasser noch nicht ganz verlassen. Bisher haben wir uns nur auf der Oberfläche aufgehalten; jetzo müssen wir noch einen Blick auch denjenigen Pflanzen gönnen, welche aus derselben Grund herfür wachsen.

Sie theilen sich hauptsächlich in drey Heere, wovon die von dem ersten, welche den meisten Theil ausmachen, ganz aufrecht stehen. Das Binsengeschlecht, die Zanichellia, Lentibularia, Sagitta aquatica, Butomus, Sparganium, Pinastella Ruppii, sind darunter von den wichtigsten. Die der andern Gattung hingegen,

gegen, schwimmen gleichsam in dem Wasser und kommen niemals über dasselbe empor. Sie gehen also durch ihr in die Fläche gerichtes Wachsthum noch weiter als die der ersten Classe von den Pflanzen der Erden ab. Doch sind der Geschlechter nicht so viel als jener; hingegen wachsen sie viel häufiger beysammen als die meiste, mit Ausnahme der Binsen, von jenen, und eben so gern in fliessenden kleinen Quellenbächlein, als stehenden Wassern. Die meisten sind entweder Seesalden, Potamogeton, oder Meergras, alga, Arten. Die von der dritten Classe aber schwimmen zwar mit ihren mehrentheils breiten Blättern auch auf der Oberfläche des Wassers, als wie die Wasserlinsen und ihres gleichen, ihre Wurzeln hingegen gründen sich unten, und die Blumen, welche bey den meisten, die schönsten unter den Wasserpflanzen sind, heben ihre Häupter über das Wasser empor. Die Seerose, der Froschbiß und das saure Flöhkraut, Nymphea, Morsus Ranæ, Persicaria fluitans, gehören hieher.

§. 140.

Wir wollen von jeder Gattung kürzlich eines näher betrachten. Unter denen aus der ersten Ordnung oben mit Nahmen genanten, wächset, ausser den Binsen, deren vielerley Arten überall zu finden sind, nur allein das Sparganium in

hiesiger Gegend; die übrigen hingegen wachsen alle häufig um Regenspurg. Gegentheils ist unsere Nachbarschaft an den Flußkräutern aus der andern Classe desto reicher, und diese schöne Reichsstadt um so viel ärmer. Da wir unserm Vaterland vorzüglich zu dienen uns verbunden erachten; so wird uns Niemand verargen, wenn wir jenes zur genauern Betrachtung diesem vorziehen.

§. 141.

Es wird auf deutsch Riedknospen und Degenkraut, lateinisch, Sparganium genannt, und erwächset mitten in den kleinen Ried- und Blaicherbächlein aus einer schwärzlich zaserichten Wurzel, mit einem ziemlich starken, bis zwey Fuß langen, schwammigten, runden Stengel, woran ohne Ordnung auf allen Seiten, jedoch sparsam, lange, schmale, saftreiche, am Rand geschärfte, grasartige Blätter stehen.

Der Stengel vertheilt sich theils in etliche Zweige, theils bleibt er auch unzertheilt und ganz allein.

Die wechselsweise an desselben Seiten hart angewachsene Früchte haben die Grösse einer Haselnuß, sind stachlicht anzusehen, rund, und bestehen aus vielen kleinen in eine Kugel zusammen gewachsenen, harten, fleischigten Saamenbehältnissen, in deren jedem ein bis zwey mehlichte

Kör-

Körner eingeschlossen sind. Sie entstehen nicht aus denen, an dem obern Theil des nehmlichen Stengels auf eben diese Art an einer Kugelform beysammen sitzenden Blümlein, sondern erwachsen unter und von diesen abgesondert, obgleich an einem gemeinschaftlichen oder eben dem nehmlichen Stengel, vor sich allein.

Die Blümlein aber, welche an vielen kleinen Kügelein, den Gipfel des Stengels einnehmen, sind ganz unfruchtbar, haben auch keine gefärbte Blumenblättlein, sondern nur eine Menge Staubfäden, welche in einem mooßartigen Gewebe statt des Kelchs sitzen.

§. 142.

Aus der andern Gattung verdienen die Seefalden vorzüglich unser Augenmerk, weil ihr Geschlecht sehr zahlreich ist, und sie einander an Gestalt sehr ungleich sind: Denn was ist, ausser einer Gleichheit in den unscheinbaren Blümlein und dem darauf folgenden Fruchtzäpflein, sonst noch ähnliches zwischen derjenigen Art, die obenschwimmende ovalrunde Blätter hat, mit der, welche dem, zu besserm Gebrauch dieser Pflanzenhistorie, mit Fleiß verfertigtem Herbario vivo portatili einverleibet worden ist? Die Blätter von dieser besetzen den Stengel paarweis ohne allen Stiel ganz gedrungen oder so zahlreich hintereinander, daß dieser fast nicht gesehen wer-

den kan; sie sind dabey nur ganz klein, vornen zugespitzt, und glänzen beständig, als wären sie mit Oel getränkt. Caspar Bauhin nennt sie daher im lateinischen Potamogeton foliis latis splendentibus. Zwischen diesen erwachsen an kurzen kleinen Träublein etlich grasfarbene vierblätterige Blümlein ohne Kelch, welche zeitlich abfallen, und deren jegliches vier blosse, grasfarbene Saamenkörnlein zurück lässet, welche eben so wie die Blümlein an einem Kopf, auf einem kurzen blossen Stielein, ganz gedrungen beysammen stehen.

§. 143.

In der dritten Classe, oder unter denjenigen, deren Blätter einzeln auf dem Wasser schwimmen, die Blüthen aber aufrecht stehen, ist eine Art aus dem Flöhkrautgeschlecht, deßwegen besonders merkwürdig, weil sie keinen beissenden, scharfen Geschmack hat, wie die andere Arten, sondern vielmehr gelind, sauer und anziehend ist, auch, wenn bey Ausräumung der Wassergräben, Weyher oder Teiche etwas davon mit dem Schlam̃ an das Ufer geworfen wird, daselbst eben so gut erwachsen kan, aber seine Gestalt in etwas verändert, aufrecht, wie andere Erdenpflanzen, erwächset, spitzigere, schmählere, etwas rauhere und dem Weidenlaub mehr ähnliche Blätter bekommt,

und

und erst im zweyten oder dritten Jahr zur Blüthe gelanget.

Sie ist also eine Planta Amphibia, oder ein solches Gewächs, welches sowohl im Wasser als auf der Erden seine Nahrung findet, und uns lehret, daß durch die veränderte Nahrung und Wachsthumsstelle, auch der cörperliche Bau und desselben Bildung verändert werde.

Jungermann hat zuerst die saure und zusammenziehende Eigenschaft daran entdeckt. Sie wird daher auch von einigen Persicaria acida Jungermanni genannt, und Hr. Prof. Schulze zu Halle hat Anno 1735. eine eigene Probschrift davon geschrieben, wovon ein Auszug von dem berühmten Verfasser oder Sammler des Nürnbergischen Commercii litterarii, Hrn. Dr. Trew, diesen nützlichen Sammlungen zwey Jahr hernach einverleibet worden ist.

Ihre Blumenstengel sind, so lang sie an ihrem natürlichen Geburtsort, mitten in denen stehenden Wassern sich befindet, kaum Fingerslang, bloß, stark und enden sich oben mit blaßrothen, an einem Kopf oder Kolben gedrungen beysammenstehenden vielen kleinen Blümlein, welche keine Blättlein, sondern nur Staubfäden und einen fünfgetheilten Kelch haben. Diese Blumenkölblein ragen über das Wasser herfür, und gleichen den Blumenkolben der Natterwurz, Bistorta,

fast

fast vollkommen; die Blätter hingegen schwimmen auf dem Wasser an langen Stielen, sind etwas stumpfer und breiter als das gemeine Weidenlaub, dick im Anfühlen und gelb grüner Farbe.

§. 144.

Den Nutzen, den das Flöhkrautgeschlecht überhaut in der Arzney hat, der sehr groß seyn und sich sogar bis auf sympathetische Curen erstrecken soll, wollen wir anzuführen, auf bessere Gelegenheit ersparen; hier aber nur desjenigen mit wenigem gedenken, den diese Wasser-Species ganz besonders und vorzüglich leistet. Es soll die Steinzermalmende Kraft, welche diesen Pflanzen zugeschrieben wird, und von den meisten der beissenden Gattung, hydropiper, ehemahlen zuerst von Carrichter, fast hundert Jahr hernach aber auch von Boyle und seinen Nachfolgern, beygelegt worden ist, nach dem Urtheil Boerhavii, vielmehr dieser gelinden, anziehenden Wasserart eigen seyn: Denn also soll in Engelland ein gewisser Mann mit dieser Pflanze und den daraus gepreßten Saft alle mit Stein und Grieß beschwerte von ihrem Uebel befreyet, und dieses Hülfsmittel als eine grosse Heimlichkeit gehalten haben. Auch bezeuget obgedachter Hr. Dr. Trew in dem Commer. litter. norico, wie ihm von gewisser Hand bewußt sey, daß

in einem Frauenkloster in der Kayserlich-Königlichen Residenzstadt Wien gewisse Thee-Species wider den Stein ausgegeben werden, vermittelst welchen eine vornehme Standesperson von den heftigsten Steinschmerzen befreyet worden sey, und die ganz allein aus den gedörrten Flöhkraut-Blättern bestünden.

§. 145.

Von dem Nutzen der Seesalden oder Saamkräuter, Potamogeton, oder französisch Espi d'eau, herbe des Etengs, ist sehr wenig, und von dem Riedknospen, Sparganium, gar nichts bekannt; doch da man weiß, daß die erstere eine kühlende Kraft haben, so werden sie auch für die Ruhr und den Leberfluß von einigen angerühmt; von Galeno aber an Kräften dem Weeggraß, Polygonum, gleichgehalten. Auch sollen die Fischer und Jäger der Crocodillen dieselbe fleißig bey sich tragen, wenn sie auf den Fang ausgehen, weil man sagt, diese Thiere scheuen sie aufs ärgste.

Der achtzehende Spaziergang, im Brachmonat auf die Fruchtfelder.

§. 146.

Schon wieder führt uns die Ordnung unserer Spatziergänge an einen angenehmen Ort; obgleich das, was uns hier Vergnügen bringen kan, von einer ganz andern Natur ist, als dasjenige war, so wir auf den Wiesen empfunden haben: Denn allhier brennt alles von Hitze. Allhier in diesem Monat, worinnen das edle Korn, die unschätzbare Gabe Gottes, das beste Stück von dem Unterhalt unsers Lebens, in voller Blüthe steht, ist auch die Sonnenwärme am größten, und der Schutz dafür im weiten Felde am wenigsten zu finden. Hier wird statt des Hungers nur Durst erregt. Hier seufzen wir nach einem kühlen Trunke, statt daß beym vorhergehenden Spatziergang uns ein Stück Käse und Brod so wohl schmeckte. Also gar hat der gütige Schöpfer sich nach unsern Schwachheiten, bey Erschaffung der uns angenehmen und nöthigen Dingen, richten wollen, daß Er ihre Art so vielfältig veränderte. Er veränderte sie, weil Er zum voraus sah, daß unsere Neigungen veränderlich seyn werden, und wir des einfach schönen bald satt hätten, wenn es nicht durch

die Abwechselung erfrischt würde. Lasset uns demnach die herrlichen Vollkommenheiten der Schöpfung mit frölichem Gemüthe erkennen, und dem Schöpfer um so mehr ein vergnügtes Leben dafür zum Geschenke bringen; da es gewiß ist, daß dieses Stück des Gottesdienstes zu den übrigen den Weg bahnet! Lasset uns für so viele Gaben Ihm unser stetes Andenken wiedmen, und Ihn mit reiner Dankbegierde bewundern, weil wir ja hierinnen uns von denen unvernünftigen Thieren am deutlichsten und fast ganz allein unscheiden können! Treten wir mit dieser Vorbereitung unsern Spatziergang an, so wird die neue Lust gar bald in dem Gemüthe sich zeigen, und wir überzeugt werden, daß es auch diesen Gegenden an Annehmlichkeiten nicht fehle. Wir wollen sie hier zwar nicht erzehlen, sondern nur einige berühmte Dichter von diesem Seculo davon nachzulesen anrathen. Doch können wir nicht übergehen beyzubringen, daß ja der einzige Gedanke, uns für Hungersnoth das Jahr über bewahrt zu sehen, welcher bey Erblickung eines so reichen Kornbodens, jedermann beyfallen muß, uns schon Freude genug bringen kan.

§. 147.

Eben dieses 1757. Jahr ist hieran so reichlich, als man in vielen Jahren nicht weiß. Nicht nur aus Sachsen, Böhmen und andern Ländern

rühmt man die Güte des HErrn hierinnen an; sondern unser Schwabenland, unser Memmingen kan ein gleiches Dank- und Jubellied anstimmen. Es können zwar unsere Felder dergleichen reichhaltige Kornstengel nicht aufweisen, als wir erst vor etlichen Tagen aus dem Bayerland einen von Waitzen selbst erhalten, welcher einen ganzen Büschel Aehren, bestehend aus einem grossen dicken mittlern, und zehen kleinern an den Seiten dieses, trug; noch auch, wie eben jetzo Nachricht einlauft, daß man zu Langensalza auf einem Acker, und zu Struppen im Chursächsischen an der Straß gefunden; hingegen tragen sie desto mehrere. Wir wollen zum Andenken dieser letzteren die Nachricht, wie sie von daher gekommen, beyfügen: „Auf einem Acker, heißt es, des Stadtfelds zu Langensalza, hat sich ein Kornstengel, welcher zwölf Kornähren hat, gefunden; derselbe ist zur Bewunderung göttlichen Seegens ausgehoben und in einen Blumentopf gesetzt worden, so zum Ansehen jedermann gezeigt wird. Ferner von Struppen, einem bey dem berühmten Königstein gelegenen Dorf. Daselbst war, wie bekannt, vor Jahrsfrist das Haupt- oder Generalquartier des Sächsischen Lagers. Heuer findet sich auf dem Grund und Boden des dasigen Kirchvaters, Nahmens Schöne, diese sehr artige und seltene Kornähre: Aus

einem Korn siehet man funfzehen Aehren, welche alle vollständig, frisch und gut sind. Aus der 15. Aehre, welches die mittelste ist, sind abermals sechszehen, doch etwas kleinere Aehrgen herausgetrieben; also daß aus diesem einzigen Korn zusammen 31. Aehren entsprossen sind. Das bewundernswürdigste ist dieses, heißt es in der Nachricht: Es stehet dieser Halm auf keinem geackerten, besäeten oder zubereiteten Felde, sondern im Gras, und ist dieses so reichhaltige Korn nicht mit Fleiß ausgestreuet worden. Der Ort ist nahe an einer Scheune, und muß, allem Vermuthen nach, in der jährigen Erndte, bey dem Einfahren des Getraids dieses Körnlein dahin ausgefallen seyn. Man hat diesen seltenen Kornhalm sorgfältig umzäunet, und bemühet sich, ihn bestens zu bewahren, damit er zu seiner völligen Reife gelangen möge.„

§. 148.

Viele wollen aus dieser und dergleichen seltenen Begebenheiten etwas wunderbares erzwingen; das ist: die Geburt dieser Kornähre einem erst jetzo abgefaßten Rathschlusse Gottes zuschreiben, und, daß sie über den ordentlichen gewöhnlichen Lauf der Natur geschehen sey, behaupten. Warum ist doch der Mensch so begierig nach Wunderwerken, da sie ihm doch nichts neues seyn sollten? Warum sucht er sie so mit Fleiß und

Mühe auf, da doch das ganze Schöpfungswerk, und alle darunter begriffene Creaturen, womit er umgeben ist, das kleinste Gräslein, Würmlein, er selbst, seine Empfängniß ꝛc. lauter grosse Wunderwerke sind. Gesetzt auch, es würde dem Schöpfer der Natur gefallen, die vorigen Gesetze der Natur aufzuheben und neue dagegen anzuordnen. Gesetzt, Er würde befehlen, daß das Wasser nicht mehr Berg ab, sondern Berg auf laufen müßte; so würde zwar dieses ihm ein leichtes seyn; aber wäre es denn deßwegen wunderbarer, weil es neu ist, und wir es noch nicht gewohnt sind? Müssen wir nicht vielmehr von der bekannten Weißheit, Allmacht und Güte unsers Schöpfers vermuthen, daß Er die beste und nützlichste Verfügung unter allen möglichen, bey dem Schöpfungswerke zuerst hat treffen wollen, und daß mithin die jetzigen allgemeinen Gesetze der Natur, die wunderbarsten und künstlichsten seyn; die neuen aber, welche mit Aufhebung dieser entstehen würden, ihnen nachgesetzt wären, und nicht so wunderbar seyn könnten. Zwar will man die Allmacht Gottes durch dergleichen neuentstandene vermeinte widernatürliche Dinge oder sogenannte Wunder beweisen, und daß Er ein unumschränkter Herr der Welt sey, zeigen, welcher alle Augenblick den Lauf der Natur aufheben; das Wasser in Blut und das Korn in Stein verwandeln;

die

die Bösen züchtigen und die Frommen belohnen; Merkmale seines Zorns und der Gnade geben könne. Es soll dieser Glaube die Ehre und Furcht Gottes befördern: Aber, nach unserer Einsicht wird jene mehr verringert, und diese fordert Gott nicht: Denn Er will von uns nur geliebt und nicht gefürchtet seyn. Unser Heyland antwortete dem Schriftgelehrten beym Matthäo, als er Ihn nach dem vornehmsten Gebot fragte: Du sollt lieben Gott deinen Herren von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzen Gemüthe.

Jene aber, die Ehre Gottes, erhält hiedurch gewiß keinen Zuwachs; weil die Zeugnisse seiner Allmacht dadurch weder grösser noch deutlicher werden: Denn welchen die viele tausend täglich vor Augen schwebende wichtigere Dinge nicht hinlänglich überzeugen und zur Erkenntniß der unermeßlichen Allmacht ihres Schöpfers führen können, den werden gewiß dergleichen geringere und seltene Begebenheiten noch weniger beugen. Nebst diesem scheint es auch den Eigenschaften des Schöpfers aller Dinge gemässer zu seyn, und ist ein grösser Meisterstück, daß Er den Bau dieses Weltcörpers so hat einrichten wollen und können, daß auf immerhin alle seine Absichten dadurch erreicht werden; daß vermittelst desselben alle Belohnungen und Straffen, alle Warnungs-

zeichen, die über jedes Land, Stadt und Creatur insbesondere, nach dem ewigen Rathschluß, ergehen sollen, nothwendig entstehen müssen, und nicht erst neuerdings, und den vorigen Gesetzen zuwider, angeordnet werden dörfen.

Da der Schöpfer bey seiner Allmacht auch allwissend ist; so war Ihm diese Einrichtung ein geringes; uns aber kan sie gewiß unter allen Wundern das Wunderbarste heissen, und wir würden sie kaum begreifen können, wenn wir nicht aus andern Dingen, die alle Tage von unsern Händen betastet werden, wüßten, daß die Allmacht keine Gränzen hat.

§. 149.

Wer siehet also nicht hieraus, daß dadurch weder die Erkennung der Allmacht noch Vergrösserung der Ehre Gottes befördert wird, wenn man seltene Begebenheiten für wiedernatürliche ansiehet. Daß aber vieles, so seinen richtigen Grund in den beständigen Naturgesetzen hat, dafür gehalten werde, lehret uns oben angeführter Kornstengel zu Struppen. Weil vor einem Jahr das Sächsische Läger daselbst gestanden, wo grosser Hunger herrschte; dieses Jahr aber ohne menschliches Zuthun auf ohngeackerten und nicht gedüngten Boden ein Kornhalm im Gras erwachsen ist; so muß dieses was wunderwürdiges heissen.

Wie

Wie natürlich ist nicht dieses Wunder! wie wahrscheinlich ist es nicht, daß der Boden selbiger Orten überflüßig, weil ein Lager daselbst war, gedünget worden! Wie leicht hat also ein einiges Korn, weil es den überflüßigen Nahrungssaft des Boden zu seinem Nutzen allein verwenden, und nicht vielen andern theilen dörfen, zu einer solchen Vollkommenheit gelangen können! du Hamel hat ja schon durch eigen angestellte Probe erwiesen, daß wenn man das Korn dünn säet, und wo es zu dick aufgehet, im Frühling etwas von ausrauft, die übrige Pflanzen in viel grössere und stärkere Halme mit vielen Aehren erwachsen.

§. 150.

Ohne uns länger aufzuhalten, wollen wir unserer Hauptabsicht, der Betrachtung der in diesem Monath in der Blüthe, zwischen dem Korn stehenden Pflanzen näher kommen. Hier finden wir vor dieses mal hauptsächlich die edle Chamillen, vermischt mit den stinkenden falschen; den Knawel, das berühmte Futterkraut, den Spark; den Hederich; Schwindelhaber; Baurensenf; die Hirtentasche und das kleine blaue Sternkräutlein.

Die Chamillen kennt jedermann, ja ein jedes Kind. Sie wird im lateinischen Chamæmelum, nach Apotheckerart aber und im französischen,

sischen, Chamomilla, Camomille genannt. Bey den Alten war sie unter dem Namen, Anthemis bekanntek. Sie erwächset mit einem aufrechten, daurhaften, harten, doch aber nur ganz dünnen Stengel, höchstens anderhalb bis zwey Schuh hoch, selten an andern Orten, als auf Fruchtfeldern. Dieser ist mit haarzarten zertheilten, glatten Blättlein hin und wieder, ohne gewisse Ordnung besetzt, und theilt sich am gewöhnlichsten in der Mitte, nur in etliche, bisweilen aber auch in zehen bis zwölf Seitenäste, an deren Gipfel Blümlein sitzen, die auf Art der zusammengesetzten Blumen aus zweyerley Blättlein bestehen; die in der Mitte sind Röhrleinförmig, gelb an Farbe, sehr kurz und stehen so gedrungen in die Runde an einander, daß alle zusammen die Gestalt eines Tellers oder einer Scheibe vorstellen. Die andern sind ganz blatt weiß, mehr als noch so hoch, und fassen diese mittlern rings um so ein, daß sie wie die herfürbrechende Strahlen anzusehen sind.

Alle diese, sowohl die mittlern als an dem Rande, umschließt ein gemeinschaftlicher Strahlenförmiger, oder aus kleinen langen, Schuppenähnlichen, blaßgrünen Blättlein bestehender Kelch; und nach ihrer Verwelkung hinterläßt ein jedes von jenen einen kleinen blossen, länglichten Saamen. Dieser ist mit keinem wollenen

Anhang versehen, wie bey vielen von diesen zusammengesetzten Blumen zu geschehen pflegt. Sie gehört daher zu der achten Classe, oder unter diejenige Pflanzen, die zwar auch, wie die der siebenden Classe, gestrahlte Sternblümlein haben, aber an dem Saamen kein wollenes Wesen, wie diese bekommen, und welche von unserm Rajo deßwegen herbæ Corymbiferæ genennt werden.

§. 151.

Es wird diese Pflanze von den Kräuterbeschreibern gewöhnlich in vier Gattungen getheilt: als, die wahre gemeine; Römische; stinkende; und falsche ohne Geruch. Nach unserer Einsicht aber sind es nur drey: Dann die letzte Veränderung ist nur zufällig, und wird eben sowohl an der wahren allgemeinen, als an der stinkenden wahrgenommen, daß sie bisweilen einen geringen oder gar keinen Geruch haben, je nach dem Unterschied der Witterung und des Erdbodens. Hingegen zeiget sich zwischen der ersten und dritten, oder der wahren und stinkenden Art, ein würklicher Unterschied nicht nur in Ansehung des Geruchs, sondern selbst des botanischen Characters, ob sie gleich einander so ähnlich sehen, daß sie nur von Wohlgeübten unterschieden werden können: denn nebst dem, daß jene, die erste, perennirend ist, etwas höher erwächst, und mehrere Zweige, dagegen etwas klei-

nere Blümlein hat; sind auch ihre grüne Blättlein an dem Stengel in viel subtilere haarförmige Zasern zertheilt, und haben nicht die geringste Breite; statt daß diese stinkende, deren Nahmen sonst auch Cotula ist, nur alljährlich erwächset, einen nidrigern Stengel, etwas grössere, auch wenigere Blumen und Seitenstengel treibt, und Blättlein an diesen bekommt, an deren Zasern man ganz deutlich einige Breite wahrnehmen kan. Auch bleibt die Scheibenförmige Zusammenfügung der in der Mitte befindlichen kleinen gelben Röhrleinsblümlein, discus, flacher, und erhöhet sich nach und nach nicht so stark, oder wird ovalrund, als es bey jener gewöhnlich ist.

So schwer aber diese zwey Arten, ihrer Aehnlichkeit wegen, von einander zu unterscheiden sind; so leicht ist hingegen die noch übrige sogenannte Römische zu erkennen. Ihr Geruch ist angenehmer, stärker und mehr balsamisch. Die Blättlein am Stengel sind krauser, und fallen sowohl als der Kelch, mehr ins weisse als ins grüne, oder scheinen gleichsam, als wären sie mit weisser zarter Wolle überzogen. Ihre Stengel sind niedriger, schlanker und liegen gern auf den Boden, woselbst sie bisweilen Wurzeln ziehen, und dadurch verursachen, daß diese Gattung sich sehr leicht und stark vermehrt. Aus einer Wurzel entstehen zugleich viele, welche aber selten

ten Nebenzweige, und am Gipfel nur ein einiges Blümlein haben. Diese, die Blümlein, sind, wo sie wild wachsen, einfach; in denen Gärten aber pflanzt man sie gefüllt. Diese letzten werden in denen Apotheken den einfachen vorgezogen, obgleich Rajus dafür hält, es auch ganz wahrscheinlich ist, daß es einerley Pflanze, und nur der bessere Boden und die Wart der Gärtner, wie es mit vielen einfachen Blumen ergehet, sie gefüllt mache.

§. 152.

Sonst wollen einige von unserer gemeinen Chamillenpflanze angemerkt haben, daß, wenn ein Feld, das vorhero zum Wieswachs bestimmt war, zu einem Acker zugerichtet und angesäet werde; in dem ersten Jahr die auf den Wiesen gewöhnlich gern und häufig wachsende Schafgarbe, Millefolium, noch reichlich auf dem neuen Acker unter der Frucht herfür wachse, die Chamillen aber nur in ganz geringer Anzahl; in den folgenden Jahren aber sich dieses dergestalt verwechsele, daß je länger je weniger von jenen, und desto mehr von diesen darauf zu finden seyen. Es sind daher einige Landleute auf die Meynung gefallen, es verwandeln sich die Schafgarben nach und nach in Chamillen.

Ob nun wohl dieses sehr schwer zu glauben ist; so ist doch merkwürdig, daß eben diese zwey Pflan-

Pflanzengeschlechter, etwas mit einander gemeinschaftlich haben, so sonst unter allen bekannten Pflanzen keine einige besitzt. Sie geben beyde beym Destilliren ein Himmelblaues Oel, und geben es nur allein im ganzen Gewächsreich. Von denen Chamillen ist es hinlänglich bekannt, weil dieses Oel täglich in den Apotheken verkauft wird und zu finden ist. Daß aber auch die Schafgarben ein solches besitzen, haben schon viele der Destillierkunst erfahrne hinlänglich erwiesen. Es ist zwar in diesen nur sehr sparsam zu finden, weil überhaupt dieselbe wenig ölichtes Wesen besitzen, welches schon der Mangel des Geruchs anzeigt; doch ist es genug, daß gleichwohl unter seinen Bestandtheilen etwas davon enthalten ist.

Ueber dieses zeigen diese zwey Gewächse, gleichwie sie nach ihrer Bildung einander nahe verwandt sind, also auch viele Gleichheit in der Würkung oder Arzneykraft.

§. 153.

In den Apothecken werden nicht nur die gedörrte Blumen, sowohl von der römischen als gemeinen Art, jährlich in ziemlicher Menge verbraucht; sondern es werden auch mancherley andere Arzneyen daraus bereitet. Das destillirte Wasser, und das, bey Bereitung dieses, zugleich mit zum Vorschein kommende obgedachte blaue

Oel,

Oel, sind die besten: denn sie enthalten die ganze Kraft der Pflanze.

Noch wird ein Syrup und gekochtes Oel, auch größtentheils das Schröderische Wind- und Grimmenwasser, Aq. Carminativa Schrœderi, und so noch mehrere zusammengesetzte Arzneyen daraus verfertiget.

Den Syrup macht man aus einem starken Decoct von den Blumen der gemeinen Art; so wie überhaupt zu allen obgedachten Arzneystücken nur allein diese, niemals aber die Römische genommen wird; und eben so viel Zucker, siedet dieses lange mit einander, bis es die gehörige Saftdicke erhalten hat. Es läßt sich hiemit der zu allerley Gebrauch nützliche Chamillenthee, und die Grimmen- oder Windmixturen, am füglichsten versüssen.

Das gekochte Oel bestehet ganz allein aus Baumöl, womit man frische Chamillenblumen so lange kocht, bis alle Feuchte davon gedampft ist; so, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. Es ist dieses nur zum äusserlichen Gebrauch bestimmt, unter Salben, wo etwas zu erweichen; vorzüglich aber zu den Clystieren.

§. 154.

Die Arzneykraft aller dieser Stücke ist sowohl in ältern als noch mehrers in neuern Zeiten so berühmt und bekannt worden, daß wenn

wir

wir alle Zufälle, wofür sie helfen sollen, hier anführen wollten, ein ganzer Bogen zu derselben Erzählung kaum hinlänglich wäre. Nicht nur die Menschen haben sich dessen zu erfreuen; sondern es soll selbst vor die Thiere eine Arzney seyn: denn Martius Mylius sagt in seinem horto philosophico, daß, wenn die grüne Eydex mit der Schlangen gestritten, und von derderselben verwundet oder ermüdet worden sey, sie alsbald sich zur Chamille verfüge, sich in derselben herumwälze und also wieder gesund und frisch werde.

Indessen klagt und sagt doch Junker, daß es ein betrüglich Mittel sey; welches auch in seiner Art der Erfahrung gemäß ist: wenn nemlich ihr Gebrauch am unrechten Ort, oder ohne Unterscheid für allen Krankheiten, wofür diese Pflanze angerühmet wird, geschiehet. Die allerherrlichste Sachen sind dem Mißbrauch am meisten unterworfen, und müssen zum öftern, weil man sie in gewissen Fällen vorzüglich würksam befunden hat, sogleich als eine Universalarzney dienen. Wir werden deswegen auch jetzo, wie wir bishero zu thun gewohnt waren, eine Auswahl suchen zu treffen, und nicht alles, was davon gesagt wird, bey Erzählung der Krankheiten hier anführen; sondern nur dasjenige, was besonders in neuern Zeiten, theils in glaubwürdiger Aerzte

und

und eigener geringen Erfahrung sattsam gegründet, theils aber auch mit der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile übereinkommt.

Also ist sie schon von Galeno für ein Fieberkraut gehalten, und allein deßwegen von den Egyptiern der Sonne geheiliget worden. Hoffmann, Boerhave, Heister, Morton, Sennertus, Pitearnius, Schulzius, Riverius, und noch mehr andere bestätigen dieses durch ihre Erfahrung, wenn alle vier Stunden ein halb oder ganzes Quintlein von den zu Pulver gestossenen Blumen, ohne alle weitere Bereitung genommen werde. Auf gleiche Weise als ein Pulver mit Pappelnsaamen, semen Malvæ, zu einem halben Loth vermischt, und in einem Decoct von Dillen, Anetho, gebraucht, versichern die in lateinischer Sprache geschriebene glaubwürdige Anmerkungen der Breßlauischen Aerzte, Observationes Medicorum Vratislaviensium, daß sie gegen die erbarmungswürdige Krankheit, das Miserere, dienlich seyn; und unser um die Kräuterkunde und alle Theile der Naturhistorie so wohl verdiente Hr. Dr. Ehrhardt, dieser unser gewesener erster Præceptor, Gönner, Collega und schätzbarster Freund; der Urheber dieser Pflanzenhistorie, welcher schon im Frühling des letztverflossenen Jahrs in dem Sommer seiner Tage den rühmlichen Lebenslauf geendet, wovon

wir

wir das wichtigste mitzutheilen uns verbunden erachten, und, so Gott Gesundheit und Musse giebt, in dem nächstfolgenden siebenden Theil dieser fortgesetzten Pflanzenhistorie, zu thun entschlossen sind; daher aber auch alle seine auswärtige hohe Gönner und Freunde, mit welchen der seel. Herr Doctor in Briefwechsel zu stehen die Ehre gehabt hat, hiemit höflich ersucht haben wollen, uns mit Dero Beyträgen zu beehren. Dieser gelehrte Arzt meldet in dem von Ihm herausgegebenen Anhang zu Adami Loniceri Kräuterbuch, daß Er diesen wichtigen Dienst unserer Chamillenblumen wider das Miserere selbst einmal erfahren habe, und der Hofnung lebe, es werde erst in folgenden Zeiten die mehrere Erfahrung lehren können, daß ein hieraus bereiteter Thee fast ein Specificum wider den Friesel sey.

Am gewissesten zeiget sich ihre Würkung augenscheinlich und schnell in allen übrigen Arten von Colicschmerzen, als Cardialgie, oder Magenkrampf, Darmgicht, wilden Wehen, welche der Geburt vorangehen, und in denen Nachwehen, worüber die Kindbetterinnen nach der Geburt oft so bitter klagen ꝛc. In wilden Wehen vor der Geburt sind uns selbst seit wenigen Jahren drey Exempel bekannt worden, wo die wilde Schmerzen, ehe wir geruffen wurden, mehr

mehr als 24. Stund, auch einmal bis den dritten Tag anhielten, und dermassen heftig waren, daß die Gebährende aufs empfindlichste winselten und die Dicke des Bauchs so hoch hinauf getrieben wurde, daß von der Oefnung des Uteri gar nichts zu fühlen war. Ein hievon bereitetes Clystier und Thee mit wenig Mandelöl und Muscat, hat allemal dieses Uebel so schnell gedämpft, und die Geburt befördert, daß in einer Stunde alles vorüber gieng. Deßgleichen haben wir in Leibesschmerzen von Verkältung mit Brechen und Durchfall, eben da wir dieses schreiben, innerhalb zwey Wochen selbst vier merkwürdige Exempel erfahren, wobey nach angewandter Chamillenarzney oft in einer Viertelstunde alles vorbey war. Doch ist auch hier, wie allenthalben, zu beobachten, daß sehr viel darauf ankomme, auf was Art der Gebrauch geschehe, als welcher je nach Unterschied der Ursache des Uebels, verschieden seyn muß; so, daß er bald mit, bald ohne andere Hülfe; bald äusserlich, bald innerlich; bald ganz allein, oder mit andern Hülfsmitteln zugleich; bald in Milch, Wasser oder Wein, wie Welschius anrathet, besser ist.

In Nachwehen, auch wenn sie von hartem Kindbringen oder geschehener Operation entstanden sind, enthalten die Breßlauische Sammlungen, und die Geschichte der Naturfor-

schenden Kayserlich-Deutschen Gesellschaft, etliche merkwürdige Fälle; wie ingleichen auch in diesen, das davon destillirte blaue Oel, welches Hugo seiner vielfältigen Kraft wegen, ol. Benedictum genannt hat, als das allersicherste Mittel contra tumorem Scroti von Stegmann gepriesen wird.

Ueberdieses wird sie auch noch und zwar aus eben diesem Grunde zu Stärkung des blöden Magens; Vertreibung der Winde; Beförderung der monatlichen Rose, Reinigung der Kindbetterinnen; Linderung der Steinschmerzen und des davon entstehenden Erbrechens; ja Beförderung des Fortgangs der Steine selbst gebraucht und gerühmt.

§. 155.

So wichtig aber der Nutzen dieser Pflanze ist, wenn sie innerlich gebraucht wird; so vortreflich erzeigt sie sich auch äusserlich. Sie zertheilt, lindert, erweicht, eröfnet, stärkt, und ist daher, wie Forest bezeuget, auch dem Haupte dienlich, weil die Flüsse dadurch vertrieben, das Gedächtniß aber gestärkt wird. Es ist diese letzte Eigenschaft ehemals so allgemein bekannt und ruchbar gewesen, daß selbst ganze Völkerschaften deßwegen Kränze davon auf dem blossen Haupte getragen haben. Die Egyptier pflegten die frische Blumen in einem Mörser zu zerstossen, machten

ten sodann Küchlein oder Zeltlein, Trochiscos, daraus und dörreten sie. Ereignete sich nun der Fall, daß sie vor ein kaltes Fieber sich derselben bedienen wollten, so vermischten sie diese Zeltlein mit Oel, auf Art einer Salbe, und beschmierten dem Kranken den ganzen Leib damit, legten ihn sodann in ein Bett und liessen ihn schwitzen.

Zu Clystieren ist ihr Gebrauch am gewöhnlichsten und überall so bekannt, daß hier zu Lande jede Hebamme davon unterrichtet ist, und kaum glauben würde, daß ohne diese Blumen ein gut Clystier zugerichtet werden könnte. Zu Bädern deßgleichen sind sie als eine Nervenstärkung, entweder in Milch gesotten oder auch nur trocken, warm in einem Säcklein auf einen Windbauch gelegt, sehr tauglich. Hingegen ist bey Geschwulst der Backen und Brüste in Obacht zu nehmen, daß sie nicht mit andern erweichenden, sondern mit zertheilenden und kräftiger stärkenden Kräutern vermischt werde; sonst wird der Zufluß vermehrt, die Geschwulst grösser und kocht endlich Eyter, welches doch, wenn im Anfang der geschwollene Ort nicht zu sehr erweicht worden wäre, hätte verhindert werden können.

In heftigen Magenschmerzen ist ebenfalls ein äusserlicher Ueberschlag von diesen Blumen, mit Wermuth und Eibisch vermischt, und in Wasser gekocht, für gut befunden worden. Auch

wird das blaue destillirte Oel in Schmerzen der Ohren nachdrücklich und von glaubwürdigen Aerzten gelobt, wenn es auf Baumwolle getröpfelt, in die Ohren gesteckt wird.

§. 156.

Es erstreckt sich also der Gebrauch hievon auf vielerley schlimme Zufälle; nur ist dabey zu bedauren, daß er bey vielen Personen, besonders bey dem empfindlichen Frauenzimmer, die doch obgedachten Krankheiten am meisten ausgesetzt sind, nicht allenthalben statt findet. Wir wenigstens haben selbst schon längst im Friesel, wofür wir diese Pflanze, ohne zu wissen, daß sie auch von andern Aerzten hierzu tüchtig gehalten worden sey, kraft ihrer innerlichen Bestandtheile, dienlich hielten, auf eine andere Theeart denken müssen, weil die wenigste sich diesen haben wollen schmecken lassen. Es ist auch fast niemand zu verargen: Denn nicht nur ist ein hieraus bereiteter Thee ziemlich bitter, sondern hat überdieses einen ganz besonders eckelhaften und widerwärtigen Geruch. Es sollen ihn daher die Bienen, wie Ruellius bezeuget, besonders aber, nach dem Bericht des Hrn. von Rohr, von der stinkenden Art, gar nicht ertragen können, und deßwegen von denenjenigen, die Bienenstöcke schneiden wollen, gebraucht werden, die Hände

damit

damit zu reiben, und das Toben der Bienen dadurch aufzuhalten.

§. 157.

Der innere Gehalt, womit alles dieses gewürkt wird, bestehet in einem flüchtig aromatischen ölichten Salz, welches vorzüglich das Vermögen besitzt, die Krampf- und Schmerzerregende Schärfe zu dämpfen. Da aber dieses subtile Wesen sehr bald in die Luft verfliegt, so wird von selbst klar, daß dasjenige, was daraus bereitet werden soll, kein langes Kochen noch grosses Feuer nöthig habe, sonst verlieret die Arzney ihre beste Kraft. Die Blumen werden daher am besten ohne alles Kochen, nur mit siedendem Wasser angebrüht, wenn ein Thee oder Decoct davon verlangt wird.

Ueberhaupt aber ist eben diese Flüchtigkeit der bestschmerzlindernden Theile, die Ursache, daß das destillirte Oel und Wasser die beste, ja alle Kraft enthält; die mehr als ein Jahr alte Blümlein aber fast allen Geruch verlieren.

§. 158.

Es sind aber nicht alle drey obgenannte Gattungen für oben erzählte Krankheiten gleich gut: Denn die gemeine besitzt mehr, wie Herrmann sehr wohl angemerkt hat, und schon aus dem narcotischen, dem Opio ähnlichen Geruch erhellet, von dem schmerzstillenden, erweichenden Wesen;

da hingegen die balsamisch-stärkende Kraft in den Römischen häufiger ist. Die stinkende Hunds-Camille aber, Cotula fœtida, wird äusserlich zum Erweichen von Hoffmann für die beste, von Mathiolo hingegen für so scharf gehalten, daß sie die Haut auffreße.

Es ist daher in allen Krankheiten, wo Schmerzen zu stillen, Krampf und Schärfe zu lindern, oder etwas zu erweichen ist, die gemeine tüchtiger; die Römische aber kräftiger zu Stärkung der Nerven, des Haupts und Magens, oder wo etwas zertheilt und die Winde befördert werden sollen.

§. 159.

Noch müssen wir als eine Nachlese anmerken, daß das schon öfters gemeldte blaue Oel nur von der gemeinen Art, mit nichten aber von der Römischen, als welche, wie andere aromatische Pflanzen mehr, nur ein gelbes geben, erhalten, und von denen Materialisten, die es zum Verkauf bereiten, größtentheils mit Terbinthin- oder Kienöl verfälscht werde. Sie giessen dergleichen Oele sogleich zn den Blumen in das Destilliergefässe, und erhalten dadurch, wie leicht zu erachten, vielmehr von diesem sogenannten Chamillenöl. Es kan aber leichtlich erkannt werden: denn es ist nicht so schön blau, als das gerechte unverfälschte, sondern grünlich, und verliert in

kurzer

kurzer Zeit die blaue Farbe gänzlich und ändert sich in grün. Das gerechte soll zwar auch, nach dem Zeugnisse Thom. Bartholini und Bohnii, seine blaue Farbe verlieren, aber es geschiehet dieses erst nach langer Zeit, wenn die subtilste Schwefeltheile, Spiritus rector, alle ausgedunstet sind.

Die Entstehung dieser blauen Farbe hat schon vieles Speculiren verursacht, um so mehr, weil diese Erscheinung in dem Pflanzenreich so selten ist. Vielleicht enthält aber auch kein ander Gewächs dergleichen blutrothe kleine Käferlein, als wir in Menge einmal daran warnahmen, da wir einen Korb voll auf den Boden zum Dörren gestreute Blumen aufhuben. Sie waren in der Grösse wie ein Floh, und sammelten sich an die Oberfläche des Topfs, worein wir, um einen Theil derselben zu erhalten, das zu unterst auf dem Dörrboden befindliche pulverichte Gemengsel schütteten. Wir erhielten auch würklich vermittelst eines Glases und darein gesteckten Federkiel, durch welchen sie in das Glas krochen, einen guten Theil; waren aber nicht so glücklich, eine Probe damit anstellen zu können: denn ein schnelles Unglück, vielleicht eine Katze! machte, daß in der Nacht das Glas vom Topf herunter fiel, zerbrach, und denen gesammelten Käferlein dadurch ihre Freyheit wieder gab.

§. 160.

Polygonum tenuifolium, oder Knawel, heißt das jetztfolgende Pflänzlein. Es wird von einigen unter die Weggrasarten gezählt, weil die Blümlein nach ihrer Gestalt und botanischen Charakter den Blümlein von diesen ziemlich ähnlich sind: denn das Knawel hat seinen Platz eben sowohl als das bekanntere allgemeine Weggras, in der fünften Classe der Pflanzengeschlechter; das ist, unter denjenigen Gewächsen, die keine Blumenblättlein, sondern nur Kelch und Staubfäden haben.

Es erwächset aber nicht an den Wegen; kriecht auch mit seinem Stengel nicht auf dem Boden wie dieses, sondern ist allein auf Fruchtfeldern zu finden und stehet daselbst ganz aufrecht. Nirgend haben wir es häufiger gefunden, als eben in unserer hiesigen Gegend. Das ganze Gewächs wird kaum Spannen hoch, doch scheint es, der Härte seiner Wurzeln wegen, perennirend und nicht nur alljährlich zu seyn.

Der zarte Stengel hat etliche Gelenke, welche nur eine Daumensbreite weit von einander entfernet, und mit einem paar haarschmaler Blättlein besetzt sind.

Bey diesen Gelenken entspringen, besonders gegen oben zu, kurze Seitenzweige, an deren Gipfel sowohl als an dem des Mittelstengels die

Blüm-

Blümlein zu 4. bis 6. hinter einander an einem Büschlein stehen. Sie sind bis auf die Helfte scharf fünfgetheilt, grasfarbig auf art der meisten Kelch, nur daß der Rand eines jeden Einschnitts einen weissen Streif hat, und sehen, wenn sie vollkommen eröfnet sind, welches aber selten geschiehet, einem Sternlein von fünf Zunken der Bildung nach ähnlich.

Ein jedes enthält ein rundlichtes Saamenkörnlein, welches von der untern Hälfte des Blümleins fest eingeschlossen und bis zur völligen Reife verwahret wird, wornach beydes mit einander abfällt.

§. 161.

Es wuchert sehr stark um, und bedeckt manchmal einen ganzen Acker; wächset fast in ganz Deutschland: wie denn unser obgedachter seel. Hr. Dr. Ehrhard in denen beliebten öconomischen Nachrichten versichert hat, daß er es auf seinen Reisen nach der Länge und Quere in vielen Provinzen angetroffen habe. Tournefort zählt es zu dem Geschlechte des Sinau, Alchymilla. Die kleine Aeckerart von diesen, welche von den Engelländern Perchepier genannt wird, hat auch der ganzen Gestalt nach viele Gleichheit damit; ausgenommen, daß der Einschnitte an den kleinen Blümlein nur viere, die Blättlein

wechselsweise am Stengel und nicht grasartig, sondern dem Körbelkraut ähnlich sind.

§. 162.

So häufig aber auch dieses Pflänzlein wächset; so gering ist gleichwohl sein Gebrauch. Weder in der Haushaltung noch Arzney ist es sonderlich bekannt, ob es schon eben die Kräfte besitzt, welche dem Weggras insgemein beygemessen werden; besonders aber zu Stillung der Bauch- und Blutflüsse; Treibung des Urins, Stein und Grieß; auch mit Eßig gekocht, den Dampf davon in Mund gelassen, aus einer alten Weibererfahrung zu Vertilgung der Würmlein in den Zähnen, von einigen angerühmt wird. Hingegen giebt es noch eine andere Art, welche zwar auch in Deutschland hin und wieder, aber nicht in Schwaben, und am häufigsten in Polen gefunden wird, und der obigen in allem gleich ist, nur daß sie etwas grössere, und an den Gipfeln der Zweiglein enger beysammen stehende Blüm. hat, der weisse Streif an den Einschnitten derselben breiter oder deutlicher ist, und die Blättlein am Stengel ebenfalls silberfarb und nicht grün sind.

Diese hat vormalen, ehe die americanische Cochenille so bekannt war, einen guten Nutzen, besonders den Pohlen und Preußen, in der Färberey gebracht: Denn es soll um Sommer Johannis

hannis an den Würzelein derselben eine Insectenart von derjenigen Gattung, welche Reaumur Progallinsecta nennet, gefunden werden, die eine Purpurfarbe, gleich der Cochenille, woraus der liebliche Carmin gemacht wird, enthalten, und daher zum Färben, am meisten von obgedachten Nationen, gebraucht worden seyn. Sie haben die Gestalt eines runden Kügeleins oder Beerleins, und sind inwendig voll hochrothen Safts, welcher von einigen Carmesin deßwegen genannt worden seyn soll, weil diese Insecten in punischer Sprach, Carmes, heissen. Ihre Tüchtigkeit zum Färben soll, so wie die meiste Sachen, von ungefehr, aus dem rothgefärbten Koth der Hüner, die von dieser Pflanze gefressen, erfunden und geschlossen worden seyn. Es hat also der Ursprung dieser Farbe eine Gleichheit mit dem Purpur der Alten, als wovon ebenfalls vorgegeben wird, daß die Schnautze eines Hunds, welche von dem Gewächs gefressen und dadurch gefärbt worden, zu seiner Endeckung die erste Gelegenheit gegeben habe.

Sie erscheinen nicht alle Jahr, am wenigsten wenn es kalt oder sehr feucht Wetter ist; auch nicht zu aller Zeit des Jahrs, sondern, wie gedacht, nur zur Zeit des Johannisfest, oder wenn die Sonne im Krebs ist. Sie werden daher auch Johannisblut, die Pflanze selbst aber, Krebs-

kraut

krant genannt, und von einigen abergläubischen mit besondern theils unerlaubten Gebräuchen, zwischen 11. und 12. Uhr Mittags an diesem Festtag gesammelt. Wenn also diese Zeit versäumt wird, so kommt man zu spät; denn die Insecten kriechen nachhero aus, und lassen nur kleine weisse leere Bälglein zurücke, welche aber einen sehr lieblichen Bisamähnlichen Geruch haben sollen.

Camerarius hat, nach dem Zeugnisse Caspar Bauhini, zuerst und wohl davon geschrieben; Herr von Bernitz aber in dem Tagebuch der Deutschen Naturforscher Decur. I. art. III. observ. CIV. dessen Gebrauch und Nutzen mit mehrerm gezeigt, welches zum Theil auch D. Seger, Boeckler in Straßburg, Breyne in Danzig, besonders aber und ausführlich vor noch nicht langer Zeit, Hr. von Bergen zu Frankfurt an der Oder, gethan. Rajus hingegen hat einstens einige in einen Federkiel gesteckt, denselben in die Sonne gelegt und mit etwas Papier zugestopft, darauf innerhalb sieben Tagen wahrgenommen, daß ein geflügeltes Ungeziefer heraus gekrochen und davon geflogen. Es wollen daher die meisten diese Körner nicht für das Ungeziefer selbst, sondern nur für derselben Eylein, am wahrscheinlichsten für Würmlein, die sich in Puppen verwandelt haben, halten; und in dem

Wein-

Weinmannischen kostbaren Kräuterbuch heißt es, daß an den Wurzeln der weissen Bibernell, Pimpinella alba, und an denen der Mausöhrlein, Pilosella, eben dergleichen gefunden werden.

Sie sollen in der Ukraine auf sandigten Boden, deßgleichen bey Warschau und Thoren, sehr häufig gefunden werden, und ehemalen von denen polnischen Edelleuten dergleichen damit überwachsene Gegenden, entweder für ein gewisses Geld an die Juden verpachtet, oder mit ziemlichem Gewinn durch ihre Unterthanen selbst gesammelt worden seyn.

Die Weise sie zu sammeln, beschreibt obgedachter Hr. von Bernitz also: Die Landleute oder diejenige, welche zum Einsammeln bestimmt sind, nehmen die Zeit, wenn Tag und Nacht im Sommer gleich ist, oder wie schon oben gesagt worden, um das Johannisfest, genau in acht, weil sie alsdenn am meisten Saft enthalten. Wenn sie also zu dieser Zeit darauf ausgehen, so fassen sie mit einer Hand das Pflänzlein an, in der andern aber halten sie ein kurzes eisernes Werkzeug, welches mit einer Handhabe versehen, und einem scharfen Handspatel oder krummgebogener Grabkelle gleich ist, heben damit die Wurzel heraus, und ziehen sie mit der andern Hand in die Höhe, pflücken die Körnlein ab, und setzen das Pflänzlein mit möglichster Geschwindigkeit

digkeit wieder an ihre Stelle. Die also gesammelte Körnlein reinigen sie hernach, vermittelst eines besonders hierzu gerichteten Siebes, von allem untergemischten oder anklebenden Sand, besprinzen sie auch, wenn sie sehen, daß das Ungezifer auskriechen will, mit etwas Eßig oder eißkaltem Wasser, und dörren sie sodann allgemach entweder an der Sonne oder auf dem Ofen. Bisweilen sondern sie auch diese Thierlein von den Bälglein ab, drucken selbige mit den Spitzen der Finger gelind zusammen, daß sie die Gestalt eines runden Kügeleins bekommen. Sie verrichten dieses aber mit der größten Behutsamkeit, und suchen sorgfältig zu vermeiden, daß der Druck nicht zu stark geschehe, als wodurch der Purpursaft leicht Schaden nehmen könnte.

Nach Persien sind sie ehemalen durch Armenier und Juden vielfältig gebracht, und daselbst die vortrefliche und wohlbekannte Carminfarbe daraus bereitet worden. Deßgleichen soll der in Spanien und Frankreich unter dem Nahmen, Charta hispanica, bekannte rothe Anstrich, wie auch die rothe Schminkflecklein, Bezetta rubra, womit das Frauenzimmer die blasse Wangen färbt, davon hergerührt haben. Auch sollen die holländische Kaufleute sie mehrmalen um ein grosses Geld aufgekauft haben, und die Färber daselbst zu Bereitung der Scharlach- und Carminfarbe,

farbe, jederzeit mit gleich viel ordinaire Cochenille vermischt haben, in der Absicht, daß dadurch die Farbe höher werde, weil sie wahrgenommen, daß die ausländische Cochenille allein allzufett sey. Die Türken und Armenier, die sie ebenfalls liebten, pflegten allerhand wollene und härene Zeuge, das sogenannte Saphianleder, die Mähne und Schweife der Pferde, ja die Weiber derselben, die Nägel an Händ und Füssen damit zu färben, als welches sie für den größten Zierrath hielten. Die Mahler ihres Orts wußten sich derselben ebenfalls sehr wohl zu bedienen: denn sie bereiteten daraus mit Beymischung feiner Kreide denn allerschönsten Florentiner Lacc, oder zogen mit etwas Saurem die Farbe heraus und gebrauchten sie ganz allein. Mit einem Wort, sie sind in der Haushaltung oder Färberey zu allem dem tüchtig befunden worden, und haben eben die Dienste geleistet, welche jetzo die ausländische Cochenille thut; und selbst in der Medicin haben sie sich eben so kräftig und die nemliche Würkung gezeigt, als denen bekannten Kermeskörnern zugeschrieben wird: Denn also soll, nach dem Bericht des Hrn. von Bernitz, ein gewisser Apothecker in der Nachbarschaft von Warschau, aus dem davon ausgepreßten Saft die berühmte Alkermes Confection oder Lattwerg, mit Beymischung der übrigen, nach des Mesue Vorschrift,

darzu

darzu erforderlichen Stücken, verfertiget, und dieselbe eben so kräftig erfunden worden seyn, als die bekannte Französische, ja selbst die beste von Montpellier aus den Kermeskörnern ist. Cnöffelius aber, dieser berühmte erste Arzt der polnischen Könige, Uladislai IV. und Joh. Casimirs, hat daraus mit Rosengeist eine vortreflich herzstärkende Tinctur zu ziehen gewußt. Deßgleichen soll ein damit gefärbtes Tuch oder Lappen zu Heraustreibung der Pocken und Masern, wofür sonst die Weiber an theils Orten, so wohl in Deutschland als Italien und Frankreich, die Betten mit Scharlachtuch bedeckten, und selbst Thom. Bartholinus anzurathen gewohnt war, eben so kräftig als dieses erfunden worden seyn. Ja eben gedachter Thom. Bartholinus schreibt dem hiemit gefärbten Zwirn, oder einem purpurfarbenen Faden sehr grosse Kraft bey in der Bräune, Angina, oder Entzündung des Schlundskopfs und Gaumen. Er soll die Hitz heraus ziehen und hiedurch der Entzündung steuren. In gleicher Absicht, bezeuget Schröder, pflegen viele wider das Rothlauf einen also gefärbten Seidezwirn um das schadhafte Glied zu binden. Andere suchen auch in dem äusserlichen Gebrauche die von den Kermeskörnern bekannte Herzstärkende und anhaltende Eigenschaft; sie gürten sich daher theils um den blossen Leib mit einer aus

diesem

diesem Tuch bereiteten Binde, theils legen sie ein mit stärkenden Sachen angefeuchtetes Stück davon auf die Herzgrube und die Pulsen, und versprechen sich in diesem Falle eine merkliche Vermehrung der Lebensgeister, in jenem aber, daß die Frucht in Mutterleib gestärkt, die frühzeitige Geburten verhindert, und die zu stark fliessende Monatrose gehemmet werde. Da jedermann siehet, daß dieses lauter unschädliche Weiberräthlein sind, so wollen wir mit unserer Untersuchung, in wie fern diese äusserliche Würkung mit der Wahrheit übereinstimme, diesem leichtgläubigen Geschlecht das Herz nicht schwer machen, sie möchte sonst, ihnen zum Verdruß, auf den Aberglauben ausfallen; statt daß gleichwohl die anziehende Eigenschaft der Körnlein selbst, oder einer daraus gezogenen Tinctur, bey dem innerlichen Gebrauch ausser allen Zweifel gesetzt ist.

§. 163.

Wir gelangen abermal zu einem guten Futterkraut, welches erst seit wenigen Jahren bey uns berühmt worden; in Böhmen aber, Westphalen und Brabant schon vor Lobels Zeiten bekannt gewesen seyn soll. Es hat den Nahmen Spergul oder Knöterich; lateinisch, sagina spergula major, vom Parkinsono, Spergula, vom Dodonäo und Joh. Bauhin, oder Alsine spergula dicta von C. B. weil es viele Aehn-

lichkeit mit dem Hünerdarmgeschlechte hat. Die Böhmen und Schlesier nennen es Mariengras oder Läusegras; in Westphalen wird es Spark oder Sperk, und in Braband Spuerie; an theils andern Orten aber der lange Knebel genannt. Es erwächset am liebsten auf Aeckern. Schon hieraus lernen wir zweyerley; erstlich, daß der Schöpfer aller Dinge dafür gesorget hat, daß nicht nur auf den Wiesen oder solchen feuchten Stellen, die hierzu vorzüglich taugen, gute Futterkräuter wachsen; sondern derselben einige auch auf den Fruchtfeldern in sandigtem Boden herfür wachsen können, damit es dem Vieh an keinem Orte an der ihm nöthigen Nahrung gebrechen möge; Zweytens aber, daß diese Pflanze, weil die mehrentheils trockene Fruchtfelder ihr angewiesener Geburtsort sind, trocken und sandigten Boden lieben müsse, und also auch Stellen, wo sonsten kein ander Gras oder Futterkraut wohl fortkommen will, nützlich damit angesäet werden können.

Es ist ein alljährliches Gewächs; hat viele dünne, schlanke und knotigte Stengel, woran bey jedem Knoten ringsumher in Gestalt eines Sterns viele sehr zarte, schmale, kleine Blättlein stehen.

An dem Gipfel jeder Stengel und Zweige befindet sich ein einiges weisses kleines Blümlein

in

in einem grünen Kelch. Dieses hat fünf Blumenblättlein, und ist der Gestalt nach den Blümlein der bekannten allgemeinen Hünerdärm ganz ähnlich, ausser, daß die kleine weisse Blättlein in der Mitte bey jenen nicht getheilt sind oder Einschnitte haben, als wie diese, sondern ovalrund oder ganz bleiben; auch die grüne Blättlein am Stengel, die Knoten desselben, wie schon gesagt worden, rund umher auf allen Seiten besetzen, folia stellata, statt daß bey diesen nur zwey und zwey, welche über dieses um viel breiter sind, gegen einander überstehen, folia conjugata.

Beyde Geschlechter gehören gleichwohl in einerley Classe, nemlich unter die zwey und zwanzigste, oder unter diejenigen Gewächse, deren Blumen fünf Blättlein, und den Saamen in einem besondern Behältnisse eingeschlossen haben, herbæ pentapetalæ vasculiferæ: Denn bey beyden verändern sich die Blümlein in runde hautige Saamencapseln eines Pfefferkorns groß, welche auf denen Kelchen gepflanzt stehen, sich aber endlich, wegen der zunehmenden Schwere, unterwerts neigen, und ganz voll mit einem kleinen schwarzen runden Saamen angefüllt sind.

§. 164.

Es ist also dieses Futterkraut ursprünglich ein einheimisches Gewächs, welches in Westpha-

len, Braband, Flandern und Holland schon sehr lang zu einem nützlichen Viehfutter angebaut, in Böhmen aber von einem gewissen, der Landwirtschaft besonders erfahrnen Grafen, ebenfalls seit vielen Jahren mit Nutzen in dieser Absicht gepflanzt, und von daher der Gebrauch davon auch in Schlesien, Sachsen und andern Orten eingeführt worden ist.

Zwar sollte man meynen, daß, weil dieses Gewächs nur sehr niedrig bleibt, keine starke Stöcke macht, und also wenig Heu giebt, dabey aber doch, weil es dick und alle Jahr gesäet werden muß, viel Saamen und Mühe erfordert, es vor die Landwirtschaft gar nicht nützlich sey: Allein gleichwie eine jede Sache nur in so fern nützlich wird, wenn sie an ihrem Ort und zu rechter Zeit gebraucht wird; also verhält es sich auch mit dieser Futterpflanze. Ihre Anbauung gereicht zum Nutzen, weil sie auf solchen Stellen erwachsen kan, wo sonst kein ander Futter- oder Wiesenkraut fortkommt, und der Platz mithin gar nicht genutzt werden könnte; deßgleichen weil sie sehr schnell aufgehet, und eben so oder dermassen hurtig erwächset, daß in sechs bis acht Wochen, von der Saatzeit an gerechnet, Gras und Saamen reif ist; deßwegen aber erst nach vollendeter Erndte der Winterfrucht in die Stoppeln angesäet, und das Feld mithin noch einmal

genutzt,

genutzt, dem Vieh aber ein milchreiches frisches Futter, zur Zeit da sonst wenig ander Gras mehr wächst, bis spät in Herbst hinein gereicht werden kan. Einige haben noch über dieses dafür gehalten, daß die Felder dadurch nicht ausgesogen werden, auch keines Düngens hierzu nöthig haben: Allein, weiter damit angestellte Versuche haben gar bald erwiesen, daß man allzuviel Rühmens von dieser neuen Waare gemacht habe: Denn die in Schlesien davon angesäete Brachfelder, haben sich dem allgemeinen Lauf der Natur vollkommen gemäß bezeugt; das ist, sie sind durch die schnell wachsende Pflanze mehr ausgesogen worden, und haben im folgenden Jahr schlechtere Kornsaat getragen, als selbst diejenige, welche zu gleicher Zeit mit Rüben, die doch sonst wegen Auszehrung des Feldes in so üblem Ruf stehen, besetzt stunden.

§. 165.

Die Pflanzung selbst geschieht auf folgende Art: Man säet den Saamen zu Anfang des Mayen, oder in warmen Gegenden noch eher, in ein wohl gepflügtes und glatt geegtes Land ziemlich dick, fährt damit dergestalt fort, daß alle acht Tage, bis zu Ende des Octobers, ein ander Stück besäet werde, so hat man dabey den Vortheil, daß nach Abmähung eines Feldes, das andere zum Abgrasen schon wieder tüchtig ist. Hat

man Saamen zur Herbstsaat nöthig, so läßt man ein Stück unberührt: denn wo man es einmal abschneiden würde, so wäre die Hofnung zum Saamen, weil es nicht mehr nachtreibt, verlohren. In Westphalen und in den Niederlanden wird gewöhnlich um diese Zeit nicht mehr angesäet, als was sie Saamen zur Bestellung der Herbstsaat nöthig haben. Sobald daher die Erndte daselbst vorbey ist, welches gewöhnlich um Jacobi geschieht, so werden die Stoppeln untergepflügt, das Land klar geeget, die Schollen wohl verdruckt, und der Spergul-Saamen darauf gestreuet. Fügt es nun das Schicksal, daß bald nach der Aussaat ein guter Regen fällt, so geht er nach Wunsch auf, und schießt, wenn nur in 14. Tagen oder 3. Wochen noch einmal ein guter Regen ihn erquickt, dermassen in die Höhe, daß er acht bis vierzehen Tage nach Michaelis zu seiner gehörigen Grösse gelangt. Nasse Witterung und kalte Nächte kan er, besonders im Anfang, weil die Pflänzlein um diese Zeit gar zart sind, nicht wohl ertragen. Man thut daher wohl, wenn je eher je besser gleich nach der Erndte die Umpflügung des Feldes und Aussaat besorget wird, damit er vor Anfang der kalten Herbstnächte recht erstarken möge. Im Sandland soll er in Westphalen am besten erwachsen; hingegen hat in Schlesien ein mittelmäßig starker

Bo-

Boden besser angeschlagen, im Sandland aber, nach etlich angestellten Versuchen, niemals wohl gerathen wollen.

§. 166.

Der Gebrauch hievon ist mancherley; Denn man kan es sowohl grün verfüttern, als auch zu Heu werden lassen, oder man sucht vorzüglich den Saamen zu nutzen. Diejenige, die es grün verfüttern wollen, lassen alle Morgen nach der Sonnen Aufgang so viel davon abmähen und dem Vieh in Stall bringen, als bis auf den künftigen Tag hinlänglich ist. Man legt es sodenn dem Vieh ordentlich für, doch nicht zu häufig auf einmal, damit es sich nicht überfressen möge; dem ungewohnten Vieh aber wird es im Anfang mit ander Gras gemischt, bis es dessen gewohnt worden, und im Anfang gleich darauf kein Saufen gereicht. In Westphalen schlagen sie Pfähle auf den Acker, wo der Spergul steht, und binden das Vieh mit Stricken daran; den Strick aber lassen sie einem jeden Stücke so lang, als es des Tags über in der Runde um den Pfahl herum abfressen solle. Ist dieses geschehen, so daß ein Fleck völlig abgeweidet worden, so schlagen sie die Pfähle weiter, bis der Acker auf solche Weise völlig abgeweidet ist.

Der Vortheil, den man durch diese Art der Fütterung erhält, soll besonders darinnen bestehen, daß das Vieh dadurch nicht nur sehr reichlich ernährt werde und überaus wohlschmeckende Butter gebe, so lange es dieses Futter genießt; sondern das Land auch solchergestalt gedüngt werde, daß es im folgenden Frühling mit Gerste besäet werden könne, welche sonst in dem groben Sandland nicht aufkäme, wenn damit nicht also verfahren würde.

Will man es zu Heu und Saamen stehen lassen, so muß es vorsichtig, und ehe der Saamen völlig reif worden, gehauen oder geraufet werden, sonst fällt er gar häufig aus, weil er hierzu sehr geneigt ist. Nachher muß es etwas länger und besser als ander Heu, weil es fetter ist, an der Sonnen ausgestreut und gedörrt, sodann in Haufen gesetzt, und der Saame reif und schwarz genug worden, auf einem Lacken ausgedroschen und mit Sieben gereiniget werden.

Dieses ausgedroschene Stroh oder Heu, dessen man auf einem Acker von 120. Ruthen doch ein mäßig Fuder erndten soll, wird in der Fütterung für so gut gehalten, daß es dem allerbesten Heu nicht nachstehe. Es soll dem Milchvieh besonders wohl anschlagen, wenn es ihm den Winter über abgekocht, und das Futter mit der Brüh begossen, gereicht wird.

§. 167.

§. 167.

Der Nutzen aber, den diese Pflanze der Haushaltung, über dasjenige, was schon davon gesagt worden, noch ferner leistet, ist, daß es nicht nur von dem Melkvieh und denen Schafen sehr gerne gefressen wird, sondern bey jenem auch die Milch ansehnlich vermehrt, und die Butter schmackhafter; bey diesen aber das Fleisch niedlicher macht. Es wird daher auch Polygalum genannt, und ohngeachtet es in Schwaben bisher nicht angebauet worden, ist doch hier zu Land diese Milchvermehrende Eigenschaft gleichwohl einigen guten Landwirthinnen nicht unbekannt, sondern es wird vielmehr von ihnen, weil es wild wächst, mit Fleiß aufgesucht, sobald bey denen Kühen die Milch ausbleiben will. Auch soll das Geflügel, besonders die Indianischen Hahnen, Hennen und Tauben das frische Kraut, vorzüglich aber die gleich nach der Verblühung erscheinende junge Saamenknospen, sehr begierig fressen, davon wohl genährt werden, mehr Eyer als gewöhnlich legen. Deßgleichen kan der übrige Saamen, der zum Aussäen nicht gebraucht wird, anderwärts genutzt werden: Denn weil er sehr fett ist, so pflegt man daraus auf Art des Rübsensaamen ein Oel zu schlagen, und dasselbe entweder zum Brennen, oder zu alle dem, worzu Thran, Lein- und Rübsenöl verwendt wird, zu gebrauchen.

§. 168.

Hingegen ist in der Medicin weder von dem Kraut noch Saamen das allergeringste bekannt; doch wollen einige diesem die Eigenschaft beylegen, daß er vermittelst eines erregten Erbrechen die schleimige Feuchtigkeit ausführe; jenes aber soll, nach Schwenkfelds Vorgeben, den allzustarken Monatfluß hemmen, wenn es frisch zerquetscht über die Fußsohlen gebunden wird.

§. 169.

Sonst findet man von diesem Pflanzengeschlecht noch mancherley Arten. Es wird von Ruppio, Arenaria aber nicht Strenaria, wie es in denen, übrigens allernützlichsten und wohlverfaßten Stuttgardisch-Oeconomischen Realzeitungsblättern vom vorigen Jahr 7bendes Stück, vermuthlich aus einem Druckfehler, stehet, genannt. Unter diesen ist eine ganz kleine befindlich, welche deswegen hier angemerkt zu werden verdient, weil sie in neuern Zeiten, eben zu diesem Haushaltungsgebrauch, in Flandern statt der gemeinen stark gebauet wird. Der Saame von dieser ist kleiner und platter als von jener, der gemeinen Art, und hat ringsherum eine weisse Einfassung. Sie erwächst zwar noch niedriger, soll aber ein viel besseres Gras geben.

§. 170.

Der Hederich, Raphanistrum, ist ein eigen-

genthümlich Ackerunkraut, aus dem Geschlecht der Rüben und Rettich; es soll daher auch Heiderettich heissen: Denn sie ist an Blüthen, Saamen und Blättern diesen ganz ähnlich. Die Wurzeln aber sind nicht Rübenförmig, sondern zaséricht. Dessen gleichwohl ungeacht, wird die Pflanze doch, weil es nicht üblich ist, die Unterscheidungszeichen von den Wurzeln zu nehmen, unter das Rettichgeschlecht und eben dieselbe zwanzigste Classe, oder diejenige Gewächse gezehlet, die vier Blumenblättlein haben und ihren Saamen in langen schmalen Schotten tragen, herbæ tetrapetalæ siliquosæ. Sie erwächset mit einem anderthalb bis zwey Schuh langen Stengel, welcher hin und wieder einige Seitenstengel und Blätter, zuoberst am Gipfel aber viele hintereinander stehende Blümlein hat. Diese öfnen sich nicht auf einmal, sondern je nach dem Maas als der Stengel im Wachsthum zunimmt, so daß endlich, weil dieser sich immer mehrers verlängert, eine ziemliche Strecke davon theils mit Saamenschöttlein, theils mit eröfneten und uneröfneten Blumen besetzt wird. Sie stehen sodenn weitläuftiger von einander, in einem anfänglich grünen, nachhero aber hellbraunen langen viergetheilten Kelch, und haben vier weisse zarte Blättlein, welche mit blaulichten subtilen Streifen oder Linien aufs zierlichste gemahlt sind.

Den

Den Griffel, woraus das nachfolgende Schöttlein erwächst, und welcher oben ein kleines gelbes Knöpflein hat, umgeben sechs Staubfäden, und die Kelche fallen zeitlich, bald nach den Blumenblättlein ab. Die Schöttlein sind auf verschiedene Art gekrümmt, schmal, oben mit einem langen Horn oder Spitz bewafnet, aus vier bis fünf Glaichen, welche durch eine darzwischen laufende zarte Haut von einander abgesondert sind, zusammen gesetzt, in deren jeglichem sich ein einiges rundlechtes Saamenkorn befindet. Sie bestehen also nicht aus zwey zusammen gefügten Schalen, wie die meisten Schotten anderer Gewächse, und lassen sich daher in der Mitte nicht spalten, springen auch nicht so leichtlich auf, oder verschütten ihren Saamen.

Die Blätter sind dem Laub der Rüben ähnlich, besonders diejenige, welche zu unterst am Boden stehen, als welche ziemlich tief und fast bis in die Mitte, die obern aber seichter eingeschnitten sind. Selten stehet eines derselben an dem Ort des Ausbruchs der Seitenstengel, wie doch sonst bey den meisten Pflanzen, deren Stengel von Blättern nicht ganz bloß sind, wahrgenommen wird.

§. 171.

So schädlich diese Pflanze, nach dem Zeugnisse der hierinnen erfahrensten Landwirthe, der

Frucht ist, so nützlich ist sie zur Fütterung vors Vieh. Jenes geschieht deßwegen, weil sie dem Acker seine beste Kraft und Fettigkeit raubt, sehr schnell um sich wuchert und sich vermehret, auch wegen ihres daurhaften und vielen Saamens nicht leicht auszurotten ist. Dieses aber hat darinnen seinen Grund, weil sie eine Näse besitzt und Schotten trägt, als von welchen Gewächsen sattsam bekannt ist, daß sie von dem Vieh durchgehends sehr gern gefressen werden, sie ihm auch gute Nahrung geben, so, daß selbst einige die junge grüne Blätter zu einem Zugemüsse in theurer Zeit für die Menschen tauglich halten. Der Saame fällt mit samt den Schöttlein im Feld aus, und kommt selten in die Tenne. Auch will man behaupten, daß er etliche Jahre in dem Acker liege, bis die Schöttlein verfaulen und er aufgehen könne. Hievon soll es herrühren, daß in einem Jahr auf manchem Stück Feld mehr, als in und auf dem andern hervor wachse: weil, wenn das Feld in sehr heissen Tagen zur Saat geackert und gesäet würde, die aufgeackerte Schotten durch die Hitze auffspringen, wornach alsdann der Saame herausfallen und mit der Saat aufgehen könne. Der in der Landwirthschaft sehr wohl erfahrne Herr Leopold rathet daher an, daß, wenn man dieses Unkraut vertilgen wolle, so solle man, wenn der Acker fertig

und

und gut zugerichtet ist, denselben acht oder zehen Tage, eher angesäet wird, in der Rühre liegen lassen, es werde alsdenn der Acker grün werden, und der in der Erde steckende Hederichssaamen aufgehen, nachhero aber bey dem Ansäen von dem schon aufgegangenen Hederich vieles verderben. Doch da es leicht sich ereignen könnte, daß das Frühjahr um die Saatzeit sehr naß, mithin nicht rathsam wäre, einen schon zugerichteten und fertig gemachten Acker lang in der Rühre liegen zu lassen; weil, wenn auch schon die Furchen gefahren sind, es doch geschehen kan, daß auch wohl nur von einem einigen starken Regen der Acker aufs neue ersäuft, und sodenn wieder aufs neue aufgeackert, gerühret und geeget werden müßte; so halten die meiste und selbst auch obgedachter Hr. Leopold dafür, daß dieses Unkraut am allerbesten und gewissesten könne in den Feldern vertilgt werden, wenn es zur Zeit seiner Jugend, ehe es Schöttlein bekommt, fleißig ausgerauft werde.

Bey der Winterfrucht soll dieses Ausraufen zeitlich und gleich mit angehendem Frühling veranstaltet; bey der Sommerfrucht aber etwas länger gewartet werden, bis die Saat gut genug gewurzelt hat, und man mithin nimmer in Gefahr stehe, daß die schwach gewurzelte Saat mit ausgerissen werde.

Ob das öftere Brachliegen und Umstürzen des Ackers auch etwas, wie einige dafür halten, zu Vertilgung dieser jährlichen Pflanze, beytragen könne, wollen wir hier nicht entscheiden; doch dünkt es uns nicht gar wahrscheinlich zu seyn, besonders wenn dasjenige, was wir oben von der Eigenschaft des Saamens aus denen beliebten Leipziger Sammlungen angeführt haben, wie wir nicht zweifeln, gegründet ist, daß der Saame etliche Jahre in den Schöttlein eingeschlossen unter der Erde bleiben könne, und bälder aufgehe, wenn er durch das Umstürzen oder Aufackern an die Oberfläche gebracht und von der Sonne beschienen werde.

Hingegen hat man bey dem Ausraufen noch diesen Vortheil, daß man dadurch ein gutes Milchfutter bekommt, welches von dem Vieh begierig gefressen, und deßwegen ohne Kosten dabey zu haben, von denen, die Vieh halten, gern umsonst ausgerauft wird.

Sollte, unerachtet dessen, gleichwohl etwas von denen Hederichschöttlein eingeerndet und in die Tenne gebracht werden; wie es denn unter einer grossen Menge, obgleich das meiste vorher abfällt, leicht geschehen könnte; so muß man sie beym Wurfen und Sieben des Getraids so viel möglich abnehmen. Sie können sodann vor die

Schwei-

Schweine geschrotet, und also doch auch noch genutzt werden.

Uebrigens merken wir hier noch an, daß man den wilden Senf, welcher von uns im vorigen Theil beschrieben worden, und gemeiniglich Triller genannt wird, auch an manchen Orten Hederich heisse. Er kan aber von diesem leichtlich schon von ferne unterschieden werden: Denn er hat gelbe Blüthen.

§. 172.

Jetzo finden wir unter der Frucht eine Grasart, die so gering und unscheinbar sie auch ist, so viel vermögend hat sie sich doch schon öfters bezeugt, so daß, wenn irgendwo die Verminderung der Ackerpflanzen nützlich seyn kan, gewiß die gänzliche Ausrottung dieser höchstens zu wünschen und nöthig wäre.

Es wird Lulch, Töberich, Tollkorn, Schwindelhaber im Teutschen; Triticum temulentum von Lobelio, gramen loliaceum spica longiore von Hrn. von Haller, und Lolium von denen Alten lateinisch genannt. Schon der Nahme, den die Alten ihr beygelegt haben, beweiset, daß wir nicht viel gutes von ihr zu erwarten haben: Denn Lolium kommt von δόλιον, Betrug, verfälscht, her, und ist entstanden, weil man dafür gehalten, es erwachse diese Pflanze aus der verdorbenen Kornsaat; so daß diese,

statt

statt in gute Kornhalme zu erwachsen, in jene schädliche Grasart sich verwandle. Es ist auch gewiß, daß unter allen Grasgattungen keine ist, welche denen Kornähren an Gestalt näher käme, als diese. Sie erwächset fast eben so hoch mit einem einigen Stengel, an derem obersten Theil die Hatteln auf beyden Seiten ganz genau angewachsen sind. Sie stellen also vollkommen eine Aehre für, woran die Hatteln wechselsweise und weitläuffer von einander oder nicht so gedrungen beysammen stehen, etliche Zasern, aristas, fast auf Art der Gersten, in die Höhe strecken, und flacher oder platter sind, die Aehre aber selbst fast noch so lang ist, als bey der bekannten Waizen- oder Gersten Frucht.

Der Saamenkörnlein enthält jede Hattel, locusta, zwey bis drey, auch wohl bisweilen noch mehrere. Sie sind platter, als die des Waizen und Kerns, wie ingleichen kleiner, doch haben sie keinen widrigen noch scharfen, sondern fast eben den Geschmack, welchen der Haber hat. Die ziemlich lange grasartige Blätter, sind nicht gar breit, und stehen bisweilen auch hin und wieder am Stengel, doch meistentheils nur zu unterst.

§. 173.

Es ist diese Pflanze hin und wieder auch dem Landmann, zwar nicht ihrer Nutzbarkeit,

sondern vielmehr des Schadens wegen, den sie bisweilen angerichtet hat, bekannt worden. Sie hat keine perennirende Wurzeln, sondern ist alljährlich, und wird am häufigsten unter dem Haber angetroffen. Man muß sie aber nicht mit einer andern ebenfalls zwischen der Frucht oft häufig wachsenden Grasgattung, welche von den Landleuten, Trespe, genannt wird, verwechseln, oder, wie einige gethan haben, vor eins halten: denn diese ist unschädlich, wenigstens ist nichts widerwärtiges davon noch bekannt; wächset nur in der Winterfrucht, weil ihr Saamen etwas längere Zeit zum Aufgehen haben muß; und am häufigsten in allzufeuchtem Boden oder bey nasser Witterung. Sie unterscheidet sich auch nach ihrer Gestalt gar deutlich von dem wahren sogenannten Schwindelhaber, ob ihr gleich in Ansehung dessen dieser Nahme eher als der obigen Gattung beygelegt werden könnte: denn sie ist ein Habergras, dessen Hatteln nicht, wie von dem vorigen gesagt worden ist, dem Stengel auf Art einer Aehre so genau anliegen; sondern, wie der Haber pflegt, auf vielen schwachen zitternden Stielen, doch so stehen, daß gleichwohl eine jede eine ganz kurze eigene Aehre vor sich bildet, weil sie aus etlich ganz gedrungen beysammen und gegen einander über sitzenden Spelten besteht. Dergleichen erwachsen an dem obern Theil des Stengels

gels mehrentheils ein ganzer Busch beysammen. Sie neigen sich unter sich, weil die Stielein ziemlich schwach sind, und das obensitzende Gewicht der reifenden Saamenkörnlein in der Höhe oder aufrecht zu erhalten nicht vermögen. Herr von Haller nennt diese Grasart gramen avenaceum locustis villosis crassioribus, und beym Joh. Bauhin heißt sie gramen gros Montbelgardensium, in Sachsen aber Riffen oder Rispen.

Sie ist die größte Grassorte, welche nach dem Zeugnisse des mehr gedachten Hrn. Leopolds und anderer, als ein geringes Getraid angesehen werden kan, weil ihre Körner etwas Mehl geben, und daher zu Brod und Viehschrot noch wohl gebraucht werden können; doch soll das Brod davon etwas schwarz und im Backen schwerer, aber nicht ungeschmack werden. Sie scheinet also eine wilde Kornart zu seyn, welche bisweilen auf manchen Aeckern dermassen häufig erwächset, daß nicht nur der Landmann, sondern selbst gelehrte und erfahrne Männer auf die Meynung gefallen sind, es verwandle sich das Korn bey nasser Witterung in die Trespa, und diese könne auch in einem bessern Jahrgange sich wieder in gutes Korn verändern: Allein, ob gleich die neue Erfahrungen Linnäi, Gesneri, und anderer mehr, genugsam bezeugen, daß es

Zwitterpflanzen, und solche, die sich verwandeln können, plantas hybridas, gebe; so dünkt uns doch dieses hier nicht statt zu finden, sondern die von Leopold angegebene Ursache wahrscheinlicher zu seyn. Er behauptet, es rühre das mehr oder wenigere Hervorkommen derselben von der Witterung her, dergestalt daß in einem warmen und trocknen Jahrgang das Korn freudig und reichlich aufgehe, der darunter befindlich gewesene und damit ausgestreute Trespensaame aber fast gänzlich zurück bleibe; ereigene sich aber das Gegentheil, so, daß die Witterung naß und kalt sey, so bleibe das meiste Korn zurücke, und der Trespensaame, welchem diese Witterung die angenehmste ist, erwachse dermassen stark, daß fast nicht ein Körnlein im Boden zurück bleibe, und daher das ganze Feld damit besetzt, der Landmann aber zu klagen bemüßiget werde: Ach! mein Korn ist gar zu Trespe worden!

Indessen verdient diese Begebenheit, welche Hr. von Rohr aus dem Tagebuch der Kayserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher anführet, gleichwohl Aufmerksamkeit, wenn anders nicht ein Irrthum bey der Beobachtung vorgegangen, und dem Trespensaamen dasjenige beygemessen worden ist, was Würmer oder Maden verrichtet haben: denn hier heißt es: „Es habe „ein fleißiger Hauswirth unterschiedene Waizen-

„kör-

„körner bey sich getragen und den Leuten gezeigt, „die von den Trespenkörnern, welche dabey ge„legen, ganz ausgehöhlt und verzehrt worden, „so, daß nur die Schale noch bey etlichen übrig „geblieben sey; die Trespenkörner aber wären „ganz voller Kern gewesen.„

Noch ferner ist unser Lolium nicht zu vermengen mit derjenigen Pflanze, welche von Fuchs, Zorn und noch mehr andern zwar auch also genannt wird, aber aus einem ganz andern, dem Marienrösleingeschlechte ist, und insgemein sonsten Nigellastrum, Raden, heißt, wie bekannt, eine Nelkenblume hat, und ganz unschädlich ist.

§. 174.

Hingegen ist der rechte Schwindelhaber, zu dem wir uns jetzo wieder wenden, von sehr schädlicher und giftiger Würkung, wenn etwas davon unter das Korn gemahlen wird. Er übet seine schädliche Eigenschaft aber noch mehrers oder am meisten aus, wenn warme Speisen von einem solchen Mehl bereitet werden. Die vielen Zeugnisse, welche in dem Tagebuch der Kayserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher, Nürnbergischen Commercio litterario, beym Lentilio und andern mehr davon zu finden sind, überwiegen allen Zweifel, den man über die Gewißheit desselben haben könnte. Schon Galenus hat angemerkt, daß die Geniessung dessel-

ben Kopfschmerzen und Geschwüre verursacht habe, und die Erfahrungen neuern Zeiten haben erwiesen, daß er vorzüglich dem Haupt schade, weil er jählingen Schwindel mit Verfinsterung der Augen, Schlaf und Ohrensausen ꝛc. erregt. Der deutsche Nahme ist hievon entstanden. Doch ist immer ein Unterschied in der Würkung zu finden, welcher theils von dem Unterschied des Alters desjenigen, der eine solche schädliche Speise genossen hat; theils auch von dem Unterschied der Speise selbst herrühret: denn also will man angemerkt haben, daß er Kindern am wenigsten geschadet, Jünglingen etwas mehr, und denen Alten am meisten; auch daß er in warmer Speise heftiger als in trockener; am heftigsten aber unter dem Bier und Brandtewein, woselbst er schnell und stark berauscht; am wenigsten hingegen, wenn die Speise mit viel Speck und Butter vermengt, oder Kohlkraut dabey genossen worden ist, gewürkt habe.

Die meisten sind gleichwohl in zwölf Stunden ihres Schwindels befreyt, und nur sehr wenige durch dessen Genuß ihres Lebens verlustig worden. Doch gedenkt Burghardt eines Alten, der sich dadurch einen Schlagfluß zugezogen; und Lentilius eines Rasenden. Bey andern hat man gleich ein paar Stunden nach dem Speisen Erbrechen, Bangigkeiten, Zittern und Steif-

heit

heit aller Glieder, Unempfindlichkeit, verhinderte Rede und Schlucken, Verlust der Sinnen, kalten Schweiß und unüberwindlichen Schlaf wahrgenommen. Bisweilen ist auch Wahnwitz, Gichter und Blutstürzungen daraus entstanden. Zu Feurbach im Würtembergischen ist ehemalen fast das halbe Dorf davon krank worden. Es wuchs dieses böse Unkraut selbigen Jahrs unter dem Haber besonders reichlich; Haberbrey aber war gleichwohl die gewöhnliche Speise der armen Leute daselbst. Sie liessen sich auch den Gebrauch desselben, wie Lentilius bezeuget, nicht verwehren noch abrathen; vermuthlich weil niemand war, der ihnen etwas anders dafür zu essen gab. Doch hielten und fanden sie endlich für besser, daß sie die Zeit des Genusses veränderten, und nimmermehr zu Mittag, sondern nur zu Nachtszeit davon speiseten; in der Hofnung und Absicht, es werde ihnen nicht so viel schaden, weil, da ohnehin die Nacht dem Schlafe gewiedmet ist, es ihnen ziemlich gleichgültig, oder wenigstens nicht so bedenklich schiene, ob sie den Schlaf mit schwindlichtem Kopf und verderbten Sinnen oder bey vollkommener Gesundheit zubrächten.

§. 175.

Auch übet derselbe diese schädliche Würkung nicht allein nur bey den Menschen aus; die Thiere sind derselben ebenfalls ausgesetzt.

Dem Geflügel hingegen, als Hünern, Capaunen, besonders aber den Tauben und Wachteln soll er gesund seyn, sie in kurzer Zeit fett machen, und das Eyerlegen bey den ersten befördern. Es mag aber diesem nicht allezeit sicher zu trauen seyn; wir wollen auch niemand anrathen, das Geflügel damit zu füttern: Denn nicht nur findet man bey den Alten häufige Geschichten, wo das Essen der Wachteln, die dem Saamen dieses Unkrauts sehr begierig nachstellen, oft sehr schädlich ausgefallen; sondern es sind auch in neuern Zeiten schädliche Würkungen von derselben Genuß bisweilen angemerkt worden. Ein merkwürdiges Exempel hievon ist in dem Tagebuch der Kayserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher zu finden, da ein Hofrath und seine Frau durch den Genuß dieser Vögel in heftige Gichter und Verrückung des Verstands gefallen. Die Lerchen sind ebenfalls schon manchem übel bekommen; und von den Tauben ist es ein altes Sprüchwort, daß, wer viele und oft dieselben esse, endlich milzsüchtig werde.

§. 176.

Unter den Thieren hat man wahrgenommen, daß er den Schweinen am wenigsten geschadet; den Hunden aber, nach dem Zeugnisse des ehemaligen berühmten Lehrers, Rudolf Jacob Cammerer, welcher eine eigene Dissertation

tion von diesem Unkraut geschrieben, fast eben die nehmliche Zufälle, als es bey den Menschen pflegt, mit Schwindel, Schlaf und Tollheit erregt habe. Hingegen sollen die Pferde, die unter dem Haber viel davon genossen haben, theils muthiger, theils aber auch Mondblind geworden seyn; andere deßgleichen heftig darauf geschwitzt, oder sich auf dem Boden stark gewelzt, und bisweilen so stark geschlafen haben, daß sie auch nicht darüber erwacht, als ihnen das Fell abgezogen worden. Von diesem letzten Vorfall erzählt Wagner in dem mehrgemeldten Tagebuch der Naturforscher in Deutschland ein lächerliches Exempel, welches in einem Dorfe nicht weit von Zürch in der Schweitz sich schon vor langer Zeit zugetragen haben, und von Joh. Vitodurano, unter seinen in der Stadtbibliothek zu Zürch befindlichen glaubhaften Handschriften, aufgezeichnet gefunden worden seyn solle. Es lautet also: „Ein Pferd aß so viel von dem Schwindelhaber, daß es von seinem Herrn für todt gehalten, daher aus dem Dorf auf den Gemeinanger geführt und daselbst abgezogen wurde. Als aber der Schlaf des Pferds vorbey war, kam es wieder ohne Fell zu seinem Herrn nach Hause, und jagte sowohl ihm, als auch andern, die es mit sahen, einen ziemlichen Schrecken ein.

§. 177.

Die Natur desjenigen, womit diese Pflanze obgedachte schädliche Würkungen ausübt, scheint aus der Gleichheit des Erfolgs eben so beschaffen zu seyn, als das Opium und andere toll- tumm- oder Schlafmachende Dinge, welche die gewöhnliche Reitzbarkeit der Nerven vermindern, den gleichen Einfluß der Lebensgeister stören, und überhaupt alle Verrichtungen des mechanisch-thierischen Baues, besonders aber die Absonderungen der Unreinigkeiten, se- & excretiones, in etwas aufhalten.

Es kan also nicht scharf oder reitzend, sondern muß mehr bindend, zusammenziehend, linderend und verdickend seyn. Zwar hat Lentilius durch die Destillation aus einer Retorte einen sehr äzenden und dem Scheidwasser ähnlichen sauren Geist daraus erhalten, welcher auch auf dem Chemischen Probierstein, per Reagentia, als ein solcher erfunden worden ist; und Rideux hat ein harziges scharfes Extract herfür gebracht; andere einen Geist, der sehr schnell berauscht und deßwegen, wie Cammerer bezeuget, von einigen betrügerischen Brandteweinbrennern, besonders bey Korn-theure, unter den Fruchtbrandtewein gemischt wird. Dieses aber kan theils, weil es saurer Art ist, gar wohl dergleichen Würkungen hervorbringen; theils ist kein Schluß von dem, was

was durch die gänzliche Zerstörung eines Cörpers, wie bey der Destillation durch eine Retorte gewöhnlich geschieht, hergebracht wird, und mehrentheils nur ein Theil des Ganzen ist, auf das Ganze selbst und seine vor der Zertrümmerung gehabte Würkungen zumachen. Das Spießglas Antimonium, kan, wenn es zart gerieben worden, sicher als eine gute blutreinigende Arzney genommen werden; scheidet man aber desselben Bestandtheile von einander, so erregt der schweflichte Theil, allein für sich, heftiges Erbrechen.

§. 178.

Die Mittel, welche wider dergleichen, aus dem Genuß des Schwindelhabers entstandene Zufälle, für die besten befunden worden, sind ein schnell erregtes Erbrechen, durch eingenommenes Leinöl und laulicht Wasser, hernach ein Löffel voll Eßig oder Wein, oder auch Eßig ganz allein ohne ein Brechen zu erregen; deßgleichen das Diaſcord. Frac. und überhaupt Schweiß- oder sogenannte Giftaustreibende Mittel, Alexipharmaca, wie denn auch Burghardt angemerkt hat, daß bey denjenigen, welche mit einem heftigen Schweiß befallen worden sind, das Uebel bälder und leichter nachgelassen habe, als bey denen, welche es mit Erbrechen oder Durchlauf angegriffen. Lentilius hat, wo das Uebel schon länger gedauret, ein Pulver von Schweißtreiben-

bendem Spießglas, gesiegelter Erde, Pomeranzenschaalen und etwas Kümmichöl verordnet, und solches aus Krausemünzen- und Kümmichwasser mit Chamillensyrup versüßt nehmen, äusserlich aber auf den Magen ein Säcklein von Wermuth, Chamillen, Wacholderbeer und Kümmich legen lassen. Bey andern ist das Birkmannische Magen- und Camerarische Grimmenpulver mit etwas Kümmichöl besser befunden worden. Vor diejenige, welche sich die besondere Augenkrankheit, wobey man bey starkem Licht wenig, in der Dämmerung aber besser siehet, Nyctalopia, dadurch zugezogen haben, soll Kalbsleber gespeißt, allein am besten getaugt haben. Das beste mag gleichwohl seyn, sich vor dergleichen verdächtigen Speissen zu hüten, oder dahin zu sehen, daß entweder dieses Unkraut aus den Feldern gänzlich ausgerottet, oder wenigstens die Frucht wohl davon gereiniget werde.

Es ist daher an theils Orten, wie Lentilius von dem Würtenberger Land bezeuget, die löbliche Verordnung, daß diejenige, so Habermehl mahlen und verkaufen, von der Obrigkeit darüber beeidiget werden, daß kein Schwindel darinnen sey. Indessen dürfen sich unsere hiesige Habersuppenliebhaber dadurch nicht abschrecken lassen: denn was allhier in Memmingen unter dem Nahmen, Haber, Habermehl, Kochhaber, verkauft

kauft wird, ist kein würklicher Haber, sondern der beste Kern oder Waitzen.

§. 179.

Den Haber aber von den beygemischten Schwindelkernen zu reinigen, haben schon die Alten auf Mittel gesonnen; sie haben zu dem Ende eigene Siebe darzu erdacht, oder den Haber gewaschen und geworfelt; in der Hofnung, es sollte auf die erste Art nur der Schwindel, weil die Körner kleiner sind, durchfallen; durch die andere Verrichtungen aber, weil er leichter ist, entweder oben schwimmen, oder davon fliegen: Allein es hat schon Lentilius gewiesen, daß alles dieses nicht hinlänglich sey: denn obgleich die Körner etwas kleiner sind, so haben sie dagegen einen längern Stachel oder Spitz, welcher wieder ersetzt, was ihnen an Länge abgeht; deßgleichen sind die wenigste so leicht, daß sie beym Waschen oben schwimmen, oder beym Worfeln davon fliegen. Die Kornfeg-Maschine, welche im ersten Versuch der Breßlauischen Sammlungen p. 73. abgezeichnet, und im 5ten p. 1489. gebilliget worden, heutiges Tages aber an vielen Orten wohl bekannt ist, wird demnach noch für das beste gehalten.

§. 180.

Damit aber Niemand meyne, es besitze diese Pflanze nur lauter schädliche Eigenschaften; so können

können wir nicht unbemerkt lassen, daß sie in der Arzney gleichwohl ein und ander gutes, wenigstens dem Nahmen oder der Sage nach, verrichte. Also wird ein davon gekochter Brey äusserlich zu Ueberschlägen in Hüftweh; zu Zeitigung der harten Beulen und Geschwulsten; oder das Mehl mit Taubenkoth und Leinsaamen vermischt und in Wein gesotten, zu Zertheilung der Kröpfe gelobt. Fabelhaft aber lautet, was einige sagen, daß, wenn man die Pflanze mit der Wurzel ausreisse, aus derselben einen Kranz verfertige und solchen um die Obsbäume binde, dieselbe ihre Früchte nicht unreif abfallen lassen, sondern bis zur rechten Zeit behalten sollen.

§. 181.

Nunmehro gelangen wir auch einmal zu der seit einigen Jahren, unter dem Nahmen, Pfenning- oder Hellerkraut, durch die beliebte öconomische Nachrichten des Freyherrn von Hohenthal so bekannt gewordenen und berüchtigten Pflanze.

Ihr gewöhnlichster deutscher Nahme ist Klaffer, Baurensenf, Thlaspi siliquis latis. Sie erwächset alljährlich aus dem Saamen, ein bis zwey Schuh hoch, mit einem runden Stengel, woran wechselsweis gelbe oder hellgrüne, glatte Blätter, eines halben Fingers lang und Fingers breit stehen, welche keine Stiele haben, son-

sondern dem Stengel an dem Ort ihres Ursprungs ganz genau anliegen und bisweilen an dem Rand ganz ohne Zacken, mehrentheils aber weitläuftig, doch nicht tief, gezackt sind.

Der Stengel bekommt gewöhnlich zwey bis drey, auch mehrere Seitenzweige, woran die Blümlein, so wie an dem Hauptstengel, oben theils neben, theils unter einander sich beysammen an einem Büschlein befinden. Diese sind weiß, klein, enthalten vier Blumenblättlein und einen eben so oft getheilten Kelch. Sie blühen nicht alle zugleich, sondern die untersten zuerst, und diesen wachsen und folgen an dem Gipfel, je nach Proportion als der Stengel im Wachsthume zunimmt, immer mehrere nach, so daß zuletzt die oberste Spitze des Stengels annoch frisch geschobene Blümlein haben kan, wenn schon unten her die Hälfte desselben mit ganz reifen Saamenschöttlein auf allen Seiten besetzt ist: Denn es ist dieses Pflanzengeschlecht, wie noch viele andere, nicht so beschaffen, daß der Stengel seine vollkommene Höhe erreicht, ehe die Blumen sich öfnen, oder, wie bey den Dolden Gewächsen, weiter nicht mehr wächset, so bald die Kronen oben erscheinen; sondern er verlängert sich immer noch, und schiebt oben neue Blumen, doch dergestalt, daß niemals gar zu viel auf einmal blühen können, weil die ältere indessen zu Saamen werden.

Mit

Mit diesen Saamenschöttlein kan also endlich mehr als die Hälfte des Stengels besetzt werden. Sie stehen ziemlich zahlreich an eigenen Fingers-breit langen Stielen rings an demselben herum. Sie sind flach, rund, mit einer blätterhaften, grünen, dünnen, aber ziemlich breiten Einfassung am Rand versehen. Diese Einfassung beträget mehr als die Hälfte an der Grösse des Saamengehäuses, ist oben etwas breiter und in der Mitte in Gestalt eines Herz ausgeschnitten, unten aber, wo sie am Stiel stehen, schmäler. Sie haben also die Gestalt einer kleinen Münze, eines Pfennigs oder Hellers, nur daß sie, wann die untersten vollkommen ausgewachsen sind, etwas grösser oder ungefehr wie ein Kreutzer werden. Dieses mag auch die Ursache seyn, daß dieser Pflanze an einigen Orten, wie aus denen öconomischen Nachrichten erhellet, der Nahme Pfenning- oder Hellerkraut beygelegt worden ist, welcher sonst gewöhnlich einem ganz andern kriechenden Gewächse mit gelben Blumen und runden Pfenningsförmigen Blättern gebühret. Indessen ist doch gewiß, daß diese Benennung gleichwohl so unschicklich nicht sey, da zumalen diese Saamencapseln sowohl in Ansehung ihres Wesens, als auch der Farbe und Stelle, da sie den halben Stengel besetzen, viel Blätterähnliches haben.

Das

Das platte innere Behältniß des Saamens wird durch eine schregstehende Scheidewand in zwey Fache getheilt, in deren jeglichem gleich zunächst an der Scheidewand vier bis sechs kleine schwarzbraune, rau gestreifte, rundliche Saamenkörnlein enthalten sind, welche zeitlich ausfallen, so daß, wie wir unten einen Beweis davon anführen wollen, diese Pflanze in einem Jahr zweymahl blühen kan.

§. 182.

Sie ist also mit dem Brunnenkreß, Löffelkraut, Hirtentasche und dergleichen aufs genaueste, etwas weitläuftiger aber mit dem Rettich-Rüben: Kohlkraut und Senfgeschlechtern verwandt, und gehört daher unter die zwanzigste Classe und derselben zweyte Abtheilung; das ist, unter die Gewächse mit vier Blumenblättlein und einem nachfolgenden platten, runden Saamengehäuse, welches durch eine in der Mitte querstehende Scheidewand in zwey Fache getheilt ist, herbæ tetrapetalæ siliculosæ sive capsulatæ, membrana cellas dissepiente ad planum seu latitudinem capsulæ transversæ. Sie unterscheidet sich von allen übrigen Arten ihres Geschlechts am deutlichsten, theils an dem sehr breiten und flachen Saamengehäuse, theils aber auch an dem darinnen enthaltenen Saamen selbst, als welcher hier mit tiefen Cirkulformigen Streifen

gezeichnet und daher rau anzufühlen ist, statt daß die andern Gattungen einen glatten tragen.

§. 183.

Ein mittler und leichter Boden ist ihr am liebsten, in welchem sie sich schnell und stark vermehret, so daß auch die Brachfelder davon nicht befreyt bleiben, und läßt mehrentheils ihren Saamen fallen, ehe das Getraid geschnitten wird, oder wird in der Erndte durch das Rütteln im Arbeiten ausgeschüttelt; doch kan auch noch ein gut Theil in die Scheune kommen, weil sie lang blühet, und mithin nicht alles auf einmal zeitiget.

Man trift sie nirgends als auf Aeckern an, und dann und wann auf Strassen, die zwischen Fruchtfeldern hingehen. Sie scheinet daher ein eigenthümlich eingebohrner Ackerbürger zu seyn.

Die Saamenkörnlein sind hart, können daher wohl mit dem Dünger auf die Felder kommen; es soll aber, wie wir aus denen obgedachten öconomischen Nachrichten ersehen, das Vieh diese Pflanze nicht anbeissen, worüber sich gleichwohl zu verwundern ist, weil sie doch räß oder kreßartig am Geschmack und ein Schottengewächs, der Geruch aber dabey nicht viel bedeutend ist. Sie erfordert etliche Wochen, bis sie aufgeht, wie wir dann selbst, als wir dieses Jahr etwas davon angesäet haben, vier Wochen warten mußten, bis die erste Spitzlein der zarten Pflänzlein

erschie-

erschienen; wächset in unsern Feldern, besonders gegen Abend, bisweilen, wie in ganz Schwaben, und vielleicht, so viel wir aus den Pflanzenbeschreibungen von verschiedenen Gegenden abnehmen mögen, in ganz Deutschland häufig; in Engelland hingegen, besonders in der Nachbarschaft von London, soll sie rar seyn, und in Frankreich haben wir sie auf unserer Reise durch Lothringen und Champagnien nach Paris, auch in dortiger Gegend gar nicht wahrgenommen.

Herr Leopold hält dafür, daß, wo ein Feld stark damit angefüllt, man sie am besten ausrotten könne, wenn spät Heidekorn darauf gesäet werde, weil der Saame sodann weder reif werde noch ausfalle.

§. 184.

Unter den mancherley sowohl in- als ausländischen Gattungen ist allein die Cretische für würdig befunden worden, zur Zierde etwas beyzutragen. Sie gehet in der Blühungsart und Gestalt der Blumen von den andern in etwas ab: denn diese sind allhier viel grösser, purpur- oder violetfarben, und bisweilen völlig weiß. Sie stehen alle zu einer Zeit auf einmal zu oberst am Gipfel an einem flachen Dolden oder Kopf beysammen, und präsentiren sich also ziemlich lieblich. Ihre vier Blumenblättlein, woraus sie bestehen, sind sehr ungleich an Grösse und Ge-

stalt: denn die vordersten zwey, rings umher an dem Rande des Blumenkopfs, sind wohl sechsmal so groß als die zwey übrige hindere; auch sind sie ovalrund und vorwärts gebeugt, statt daß diese rückwärts stehen. Deßgleichen ist der Stengel viel häufiger mit Blättern besetzt, sie sind aber nur sehr schmal, schön grün, vornen spitzig, oder überhaupt den Blättern des Leinkrauts ganz ähnlich.

Man bedienet sich derselben in den Gärten bisweilen zur Einfassung der Rabatten; es soll aber, weil sie sehr gail wachsen, nicht wohl, hingegen besser gethan seyn, wenn man sie Fleckweise in die Mitte der Rabatten unter die hochwachsende Pflanzen säet, und wenn sie aufgegangen, ausjätet und dünner macht, damit sie stärkeres Wachsthum und Blumen erlangen. Einige säen den Saamen zu zwey bis drey verschiedenen mahlen, als im Merzen, Aprill und May, damit sie auf diese Weise von dergleichen jährlichen Pflanzen immer zu welche haben, die auf einander folgen.

§. 185.

Wir gehen noch einmal zu der ersten allgemeinsten Gattung zurück, und merken von derselben an, daß sie die einige sey, welche, obschon nicht in denen Apotheken, doch in der Arzney bekannt ist. Sie hat einen zwar nicht gar starken, aber

doch

doch etwas widerlichen Knoblauchsgeruch, wenn sie zerrieben wird, und der Saame besitzt eine dem Senf-ähnliche Schärfe. Es ist dieses den Alten schon bekannt gewesen; sie haben ihm daher, und mit ihnen Ettmüller, und einige noch neuere, fast eben die Eigenschaften, welche an dem Senf gepriesen werden, beygelegt; besonders soll er das gestockte Geblüt zertheilen, den Urin und die Monatzeit treiben, innerliche Geschwüre zeitigen, und für Hüftweh, Gliederschmerzen, als ein Schweißtreibend und Geblütreinigendes Mittel dienlich seyn. Boerhave aber rathet an, daß man ihn mit Zucker und Wein reiben und vermischen solle, weil er sonst die Fäulung allzustark befördere. Selbst der deutsche Nahme Baurensenf, kommt von der Aehnlichkeit der Würkung mit dem gemeinen Senf her, und der Vorzug, welcher diesem Saamen ertheilt worden, als man ihn vor vielen andern mit unter diejenige Stücke gesetzt hat, woraus der Theriac gemacht wird, beweiset die Hochachtung und alten Gebrauch desselben.

§. 186.

Das wichtigste von seinen Eigenschaften bleibt gleichwohl der Haushaltung gewiedmet; ist aber erst seit wenigen Jahren, wie wir gleich im Anfang gesagt haben, in Erfahrung gebracht und bekannt gemacht worden. Das 12. und

20igste Stück der mehrgedachten öconomischen Nachrichten enthält die nützliche Blätter, durch welche zu jedermanns Besten diese Pflanze von einem Ungenannten als ein ohnfehlbares Mittel wider den weissen und schwarzen Kornwurm, deßgleichen für die Wanzen angepriesen wird.

Es ist dieses eine längstgewünschte und aus der Erfahrung hergenommene Entdeckung, die um so viel wichtiger ist, je leichter und wohlfeiler dieses Mittel dafür überall zu haben, und je grösser der Schaden, den die erstern, und die Ungelegenheit, den die letztern in der Landwirthschaft und Haushaltung bisweilen angerichtet haben, war.

Wer nicht von selbst schon von der Nutzbarkeit dieser Erfindung genugsam überzeugt ist, den kan die schnelle Nachahmung der Franzosen, und ihre dabey gezeigte Aufmerksamkeit zum Beweise dienen. Diese Nation ist sonst nicht gewohnt, vieles von den Deutschen zu entlehnen, sondern vielmehr, daß man ihr nachahme. Gleichwohl waren sie von den ersten, die Versuche damit anstellten. Sie fanden zwar nicht, was sie suchten; aber sie fanden oder vielmehr sie verstunden den rechten Nahmen dieser Pflanze nicht. Der Nahme Pfenningkraut verführte sie so, daß sie die Numulariam dafür hielten. Der Versuch mißlung also, aber die Sache selbst schien zu wichtig, daß man sogleich davon abstehen sollte. Sie

hiel-

hielten vielmehr, weil ihnen die Redlichkeit der Deutschen bekannt genug ist, dafür, daß sie die rechte Pflanze nicht getroffen haben. Der Königliche Buchdrucker, Herr Boudet in Paris, mußte sich deßwegen expresse durch Briefe bey dem Hrn. Verleger gedachter Nachrichten mit mehrerm um diese Pflanze erkundigen, und sich umständlichern Bericht, nebst etwas Saamen davon ausbitten.

§. 187.

Die Art dasselbe zu gebrauchen, ist ganz einfach: Man läßt entweder das Kraut mit samt dem Saamen, wenn es nicht zu viel ist, daß man vorhero die Körner ausdreschen zu lassen nützlich und der Mühe werth achtet, in einem Kessel wohl zusammen sieden, und mit der Brühe und Kräntig zugleich, wie es zusammen gekocht hat, die Böden und Seitenbreter tüchtig kehren und bestreichen, nachhero liegen und trocken werden, und sodann alles wieder reinigen. Oder man nimmt, wo wenig von diesem Kraut zusammen gebracht werden kan, und der Fruchtboden nicht groß ist, dasselbe frisch, druckt es doppelt zusammen, so viel als in die Hand gehet, und reibet sodann mit dergleichen Wischen den Boden und das Bretterwerk, oder so es für die Wanzen dienen soll, die auseinander gelegte Bettstätten in allen Ecken, Seiten, Winkeln und Klüften ein

und mehrmal. Hat man aber so viel von diesem Saamen der Pflanze zusammen bringen können, daß ein Oel hat mögen daraus geschlagen werden, so soll mit diesem Oel alles Bretterwerk wohl bestrichen und an der Luft wohl getrocknet, die ausgepreßte Kuchen aber mit zu dem Kraut, wenn man es nach obiger Anweisung kochen und so gebrauchen will, gethan und mit gekocht werden.

§. 188.

Man hat hiebey den Vortheil, daß dieses Mittel nicht, wie viel andere bisher hiefür angerühmte, dem Getraide und Bettstätten einen widrig eckelhaften oder stinkenden Geruch mittheilt: Denn es ist hievon nicht viel zu spüren, und auch das wenige, was daran wahrgenommen wird, verliert sich gleich im Kochen oder Trocknen. Wir können dieses hier aus der Erfahrung schreiben, weil wir selbst die Probe damit gemacht haben. Die Klage des Hrn. Erfinders, welche er im 51. Stück darüber geäussert, daß nicht ein einiger Landwirth Nachricht gegeben, ob ein Versuch damit gemacht worden, und wie er ausgefallen? schien uns so billig, und die Ursache darzu so wohl gegründet, daß wir, sobald wir sie lasen, uns vorsetzten, diese Pflanze aufzusuchen, einen Versuch damit zu machen, und also das billige Verlangen des Hrn. Erfinders unserer Seits zu erfüllen. Es war schon der August zu Ende, als

wir

wir diesen Vorsatz faßten, und mithin schlechte Hofnung zu machen, weil diese Pflanze gewöhnlich in diesem Brachmonat ihre Blühzeit hat, daß wir dieselbe in diesem Jahr noch finden würden. Wir wagten es gleichwohl, fanden aber im Hinweg auf denen Feldern, wo sie sonst häufig war, kein grünes Blättlein mehr. Wir mußten uns demnach an denen strohdürren Stengeln und denen theils schon leeren Saamenhülsen begnügen, und waren froh, daß wir gleichwohl von diesem noch etwas sammeln konnten. Es war zu wenig ein Oel daraus schlagen zu lassen; wir waren daher schon gesonnen, mit Wasser eine Milch, wie man aus Mandeln oder anderm Gesämig zu thun pflegt, daraus zu bereiten; als uns zum Glück der Heimweg über einen Rübenacker führte, woselbst wir diese Pflanze noch unvermuthet und ungesucht, ganz frisch und in der schönsten Blüthe, ja theils noch ohne Blüthen, gleich als wäre es erst im Mayen, zu unserer Freude antrafen. Hier hätten wir wünschen mögen, daß wir die Probe an den Kornwürmern zuerst hätten machen können: allein das Schicksal hat uns weder so glücklich gemacht, grosse Kornhaufen zu haben, noch so unglücklich dieselbe hinweg fliegen zu sehen. Wir addreßirten uns also an die Wanzen, und zwar an eine Bettstatt, die derselben wegen schon etliche Jahre nicht nur im Verdacht,

sondern hinlänglich überzeugt war; liessen zu dem Ende das frische Kraut, um es saftiger zu machen, in einem Mörser zerquetschen, und damit, so saftig als es war, nach gegebener Anweisung, alle Fugen, Ritzen, Spalten und so viel möglich war, die ganze Bretter einreiben, trocknen und abkehren, und erwarteten die Wiederkehr der Wanzen. Wir haben aber bishero zu unserm Vergnügen vergeblich gewartet: denn es hat sich seit der Zeit, welche doch jetzo, da wir dieses schreiben, schon ein ganzes Jahr beträgt, in dem Bretterwerk keine Spur mehr davon gezeigt; doch hat dadurch nicht verhindert werden können, daß nicht in den Betten selbst oder an den Umhängen einige derselben bisweilen auf der Promenade gesehen worden wären.

§. 189.

Die jetzo folgende Hirtentasche, Bursa pastoris. Bourse a Pasteur, oder das an theils Orten also genannte Teschel- oder Seckelkraut, kommt mit dem vorhergehenden Baurensenf, der Gestalt nach, fast in allen Stücken überein. Ihre Wachsthumsart ist eben so beschaffen; auch wird beydes oft, oder an manchen Orten, mit einerley Nahmen, Taschenkraut, belegt; nur ist sie darinn hauptsächlich unterschieden, daß die ganze Pflanze, besonders aber die Saamengehäuse viel kleiner, und diese letzte von ganz anderer Gestalt

sind,

sind, auch die Blättlein in manchen Arten sehr tiefe, bis auf die mittelste Rippe gehende Einschnitte haben, und die meisten davon an einem Wasen zu unterst am Boden beysammen stehen. Uebrigens erwächset sie aus einer dünnen, weissen, zaserichten Wurzel mit einem Schuhlangen Stengel, woran etliche kleine Zweige, und hin und wieder wechselsweise gesetzte dunkelgrüne Blätter sind. Die Blümlein bestehen, wie die von der vorigen Pflanze, aus vier kleinen weissen, kreutzweis gesetzten Blättlein, und der Stempfel verwandelt sich eben auch also in eine flache kleine Schotte, welche von der vorigen in nichts unterschieden ist, als daß sie eine dreyeckigte oder eines Hirtentasche ähnliche Gestalt hat, und wie schon gesagt worden, viel kleiner ist.

§. 190.

Sie gehört also, wie leicht zu erachten, unter eben dieselbe zwanzigste Classe und Ordnung, erwächset aber nicht nur auf denen Fruchtfeldern, und ist kein ursprünglich Ackergewächs, sondern viel häufiger an altem Mauerwerk, Strassen, Zäunen und ungebauten Orten. Sie scheinet daher meistentheils nur durch das Bodenführen auf die Fruchtfelder zu kommen. Ihre Fortpflanzung geschieht allein durch den Saamen: Dann sie ist alljährlich, und kommt nicht über den Winter, ob sie schon ihres buschigen Laubs wegen

bis=

bisweilen zu perenniren scheint. Die Alten haben sie nicht gekannt, wenigstens will keine von denjenigen Beschreibungen, welche sie uns von Pflanzen hinterlassen haben, sich auf diese wohl reimen oder dahin erklären lassen. Ihr Wachsthum ist gleichwohl sehr gail und die Pflanze selbst in ganz Deutschland, Engelland und Frankreich häufig in allen Gärten, Winkeln und Ecken, zum grossen Verdruß der Gärtner, zu finden. Sie ist als ein wahres Unkraut, oder solches anzusehen, das keinen beständigen Geburtsort hat, sondern weil sie daurhaft und mithin auf allen Boden fortkommen kan, sich überall, wo nur der Saame hingelangt, als ein wahrhafter Schmarotzer bezeugt. Die Wiesen können sie daher eben so oft aufweisen als die Aecker, und selbst die Wälder sind nicht immer davon befreyt. Auch blühet sie und trägt Saamen zugleich fast den ganzen Sommer über.

Der Gattungen sind nur etliche, und auch diese sehen einander in allen Stücken so gleich, daß es scheint, sie seyn ursprünglich nur ein einiges Gewächs, und der kleine Unterschied rühre mehr von der Verschiedenheit des Bodens oder der Geburtsstelle her: denn alles, was man hievon sagen kan, bestehet darinnen, daß die Blätter mehr oder weniger, tiefer oder seichter, zärter oder gröber verschnitten, gar oft aber auch vollkom-

kommen ganz, oder ohne alle Einschnitte, und die Stengel bald höher bald niedriger sind.

§. 191.

In der Haushaltung hat sie bishero nichts Achtungwerthes geleistet. Auch kan sie unter dem Futter dem Vieh zwar nicht schaden, und als ein Schottengewächs ihm nicht zuwider seyn; doch halten wir dafür, daß sie zum Fett werden und Milchzeugen nicht wohl tauglich sey, besonders allein oder häufig verfüttert, weil sie eine stark trocknende und anziehende Kraft und eckelhaft süßlechten Geschmack hat.

Hingegen sind die Arzneyeigenschaften desto berüchtigter: Denn sie wird sowohl äusserlich als innerlich gebraucht; für ein Wund- und Blutstillendes Kraut gehalten, und daher von einigen Blutkraut, Sanguinaria, genannt.

Ihre anziehende und Blutstillende Kraft soll so nachdrücklich seyn, daß, wenn das blösse Kraut nur in den Schuhen getragen werde, man die allzustarke Monatrose dadurch zurück halten, das Nasenbluten aber stillen könne, wenn es in der Hand derjenigen Seite, wo das Blut herauslauft, gehalten wird. Ueberhaupt sollen alle Blutstürzungen, nach übereinstimmendem Zeugnisse aller, die davon geschrieben haben, mit äusserlichen Ueberschlägen von diesem Kraut können gedämmt werden; deßgleichen hat es Borellus

auch

auch nur äusserlich zerstossen, und frisch in die Ohren gesteckt, als ein durch öftere Erfahrungen bewährt erfundenes Mittel wider Zahnschmerzen gerühmt; und Welschius hält es zu Linderung der Kopfschmerzen für sehr geschickt und tauglich. Andere aber lassen für das Nasenbluten den frisch ausgepreßten Saft mit Baumwolle in die Nasenlöcher stecken, oder das frisch zerstossene Kraut mit Eßig und Eyerweiß vermengen und über die Stirne schlagen. Am wenigsten scheinen diejenige auszurichten, welche es in Fiebern auf die Puls zu binden anrathen, es sey dann, das Fieber habe schon lang gewähret, die wesentliche Ursache desselben sey hinlänglich ausgeführt und die noch fortdaurende Anfälle rühren daher mehr von der Gewohnheit her. Widrigenfalls oder im Anfang der Fieber würde nothwendig ein solch äusserlich anziehendes Mittel das Geblüt aus den äussern Gliedern in die innere grössere der Brust und des Kopfs zurück treiben und mithin die Bangigkeiten und andere damit verknüpfte Beschwerlichkeiten eher vermehren als vermindern.

§. 192.

Eben also wird auch der innerliche Gebrauch davon zu dem nemlichen Endzweck, in Blutstürzungen die Aufwallung des Geblüts zu besänftigen von einigen grossen Aerzten gelobt und angerathen. Es ist aber dieses ja nicht ohne Unterschied

schied zu verstehen, und mit grosser Vorsicht zu gebrauchen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß der Blutfluß eben so oft dadurch vermehrt als vermindert werde. Es kommt alles hierinnen auf die Leibsbeschaffenheit des Kranken an: denn die Erfahrung hat gelehret, und die Natur der Sache bringt es nothwendig selbst so mit sich, daß bey cholerischen, melancholischen, magern Naturen, die größtentheils ohnehin allzudicke Säfte und starcke, stark angespannte Fasern haben, durch dergleichen zusammenziehend und verdickende Mittel, der Blutfluß vermehret werde; dahingegen diejenige, die ein schwammigtes Fleisch, schlappe Fasern, und entweder ein schleimig zähes oder leicht bewegliches, dünnes flüßiges Geblüt haben, die beste Hülfe davon erwarten können. Diesen Unterscheid in allen Krankheiten gehörig wissen zu machen, macht mehr als die Hälfte von der ganzen Heilungskunst aus. Von dem Mangel dieser Wissenschaft rühret es her, daß einerley Mittel in einerley Krankheit den einen gesund macht, den andern krank läßt, bey dem dritten aber gar das Uebel verschlimmert oder ihn in ein noch grösseres stürzt. Es ist also das allergeringste nur zu wissen, was diese oder jene Pflanze oder andere Arzney würkt; auch ist noch nicht genug zu verstehen, wie, oder auf was Weise die Würkung geschieht; es wird

noch

noch mehr erfordert. Die Bedingnisse, unter welchen sich gewisse Würkungen zeigen, und die Natur oder Bestandtheile sowohl des würkenden Wesens selbst, als desjenigen, in welches es würken soll, das ist, der Bau menschlichen Leibs und die darinnen waltende Haushaltung müssen genau bekannt seyn. Das Schießpulver knallt, aber nur bey eingeschlossener, und nicht in freyer Luft; hingegen brennt das Holz, aber nur in freyer und nicht bey eingeschlossener Luft, so, daß man daher, ungeacht diese Eigenschaften des Holz und Pulvers so allgemein bekannt sind, doch nicht ohne Bedingniß sagen kan, jenes brenne und dieses knalle immer. Eben also verhält es sich in der Heilkunst. Die von den Arzneymitteln bekannte Würkungen sind nicht allgemein, oder bey allen Umständen immer einerley. Sie verändern sich vielmehr nach der unterschiedenen Beschaffenheit des Cörpers, in den sie würken. Man kan also auch niemals sagen: diese Pflanze, dieser Stein, dieses Erz oder dieser Theil von einem Thiere, Vogel ꝛc. ist für diese und jene Krankheit oder Zufälle gut. Sie sind es nur Bedingnißweise; diese Bedingnisse aber kan niemand wissen, wer nicht allobiges sattsam aus der Schrift der Natur erlernt hat.

In Bestreitung der Krankheiten gehet es zu wie im Kriege. Bey Belagerung einer Vestung

sind zwar Laufgräben und Batterien zu errichten, Canonen aufzuführen, Bomben zu werfen, Sturm zu laufen und Lücken darzu zu schiessen, die gewöhnlichste Hülfsmittel zur Eroberung, und einem jeden Soldaten bekannt; aber alles dieses geschickt zu rechter Zeit anzuordnen, nach Verschiedenheit der Vestung anzulegen, zu vermehren, zu vermindern, darvon und darzu thun, mehr List oder Gewalt, Versprechungen oder Drohungen zu gebrauchen, ist erst die rechte Cur, welche von einer gründlichen Kriegswissenschaft abhangt, und nur denen erfahrensten Generalen bekannt ist.

§. 193.

In denen Apothecken findet man von dieser Pflanze die gedörrte Blätter und ein davon destillirtes Wasser. Die ersten wären nützlich zu gebrauchen, weil die Pflanze keinen Geruch hat, und mithin unter dem Dörren nichts von ihrer Kraft verlieret, wenn sie nur, wegen des wenigen Abgangs, nicht so gar uralt daselbst wären. Das letzte aber, das destillirte Wasser, ist eben deßwegen, weil die Pflanze ohne Geruch ist, und mithin ihre würksame Theile viel schwerer als der Dampf des Wassers sind, ganz unnütz und von keiner Kraft: denn obschon Mayern es für das Blutharnen dienlich hält, so haben doch dagegen

Tournefort und Ettmüller den Mangel aller Kraft an diesem Wasser schon sehr wohl bemerkt.

Ein gleiches läßt sich von allen denjenigen gebrannten Wassern, wie wir schon im vorigen fünften Theile dieser Pflanzenhistorie gemeldt haben, sagen, welche aus unriechbaren Kräutern bereitet werden. Vernünftige Apothecker, denen dieses nicht unbekannt ist, geben daher sich die Mühe nicht, alle diese 30. bis 40igerley unnützliche Wasser besonders zu brennen, sondern begnügen sich eines derselben zu haben, und entweder aus einem Glas, eben wie die Wirthe bisweilen allerley Weine dem Preis nach aus einem Faß, allen die dergleichen dem Nahmen nach zwar verschiedene Wasser begehren, einzuschenken, oder einerley Wasser gleich nach der Bereitung in die vielerley verschiedene mit ihren Nahmen bezeichnete Gläser zu füllen. Dieser Betrug ist erlaubt, weil er unschädlich ist. Sie müssen aber dieses letztere aus Vorsicht doch deßwegen thun, weil es gleichwohl doch viele Aerzte giebt, die dergleichen Wasser in Recepten verschreiben, und daher bey der Visitation zu sehen verlangen: denn manche können hieran nicht glauben, weil sie die Arzneyen nur vom hörensagen oder dem Nahmen nach kennen, und Mangel an Grundwissenschaften haben, um das Wahre von dem Falschen gehörig unterscheiden zu köñen.

§. 194.

§. 195.

Es wird nicht undienlich seyn, bey dieser Gelegenheit die Nahmen dieser kraftlosen Wasser hier zu bemerken. Sie heissen: Hünerdarm, Anagallis; Monatblümlein, Bellis minor; Borragen, Borrago; Ochsenzung, Buglossum; Lattich, Lactuca; Portulak, Portulaca; Hauswurz, sempervivum; Nesseln, Urtica; Gänserich, Anserina; Betonien, Betonica; obgenanntes Täschelkraut, Bursa pastoris; Ringelblumen, Calendula; Milch- oder Frauendistel, Carduus Mariæ; Schöllkraut, Chelidonium; Wegwarth, Cichorium; Augentrost, Euphrasia; Erdrauch, Fumaria; Gaißrauten, Galega; Edelleberkraut, Hepatica nobilis; Wegerich, Plantago; Prunellenkraut, Prunella; Eichenlaub, Quercus folia; Steinbrech, Saxifraga; Apostemkraut, Scabiosa; Scorzonern, Scorzonera; Weißwurz, sigillum Salomonis; Nachschatten, Solanum; Pfaffenröhrlein, Taraxacum; Huflattich, Tussillago; Eisenkraut, Verbena; Ehrenpreiß, Veronica; blaue Kornblumen, Cyanus; Bohnenblüht, Flores Fabarum; Seeblumen, Nymphea; Giftrosen, Pœonia. Dieses sind 36ley, von welchen wir versichern können, daß sie alle einerley Kraft, keines aber eine weitere, als das gemeine Regenwasser hat.

§. 195.

Uebrigens haben wir von unserer Täschelkrautpflanze noch anzumerken, daß wir keine merkliche Schärfe daran wahrnehmen können, obschon alle andere aus derjenigen Classe, worunter sie gehört, damit vorzüglich versehen sind. Boerhave hat sie zwar für ganz brennend gehalten; aber Hr. von Haller hat sich mit Recht darüber gewundert. Am allerwenigsten ist uns begreiflich, daß sie etwas laugenhaftes, alcalinæ indolis, wie einige dafür halten, besitze; es sey denn, man verstehe das im ganzen Pflanzenreich, auch von denen offenbar allersaurſten Burgern desselben, nach dem Verbrennen unter der Asche zurückbleibende alcalische oder laugenhafte Salz: Denn es streitet schnur gerad wider die von dieser Pflanze durch die Erfahrung bekannt gewordene oben angeführte Blutstillende Eigenschaft, als welche vielmehr eine Folge eines saurerdhaften Wesens, und daher von dem laugenhaften um so weniger zu erwarten ist, da bekanntermassen dieses nicht verdicket, anzieht oder zurück hält, sondern heftig reizt, verdünnert, erhitzt und treibt, mithin vollkommen das Gegentheil würkt.

§. 196.

Das letzte auf diesem Spatziergange in diesem Monat auf die Felder ist ein wenig bekanntes

tes ganz kleines Pflänzlein, aus dem Geschlecht des Sternkrauts, und der zwölften Classe der Pflanzeneintheilung, oder aus derjenigen, die gestirnte Blättlein, folia stellata, haben. Volkammer hat es zu dem Waldmeister- Matrisylva, Geschlecht gerechnet, und Linnäus von dem Geschlecht der andern Sternkräuter gar abgesondert, und ihm nebst Billenio und Royen den besondern neuen Nahmen, Sherardia, beygelegt. Hr. von Haller hat diesen neuen Nahmen auch behalten; sonst aber ist es ehemalen von denen Gebrüdern Bauhin Rubia parva flore cœruleo, arvensis repens aut se spargens, das kleine blaue kriechende Ackersternkraut genannt, und unter diesem Nahmen bekannter gewesen. Es wächset am gewöhnlichsten, wenigstens bey uns, kaum einer Spannen hoch, doch soll es zu Genf bisweilen fast einen Schuh erreichen; hat viele Neben- oder Seitenzweige, welche gleich zu unterst anfangen und ganz flach stehen, oder fast auf dem Boden kriechen. Sie sind viereckig und mit etlichen Glaichen versehen, um welche her jederzeit vier gestirnte, raue, kurze, vornen zugespitzte Blättlein stehen. Die Blümlein sitzen oben alle als wie an einer kleinen Dolden beysammen, und sind mit einem Blätterbusch so eingehüllt, daß sie von der Seiten her fast gar nicht können gesehen werden. Sie sind nicht blau,

wie der Nahme lautet, sondern mehr roth oder purpurfarb, viergetheilt und länger als die übrigen alle aus dieser Classe. Sie haben einen besondern aus drey Blättern bestehenden Kelch, worinnen auch die zwey, wie bey diesem Geschlecht gewöhnlich ist, aneinander gefügte Saamenkörner, bis zu ihrer Reife verwahrt bleiben.

§. 197.

Es unterscheidet sich diese Pflanze von allen andern aus ihrer Classe am deutlichsten, und kan nicht leicht verwechselt werden: denn sie hat sehr viel eigenes, welches auch die Ursache seyn mag, daß obgedachte berühmte Pflanzenbeschreiber ihr einen eignen Nahmen gegeben; Tournefort aber sie unter das Klebkrautgeschlecht gezogen. Ihre Blumen stehen aber nicht, wie bey diesen und denen Galliis am ganzen Stengel vertheilt, sondern nur zuoberst auf einer Blätterkrone; sie sind länger und die Saamen haben ihre eigene Kelche. Die Asperula cœrulea kommt ihr am nächsten, weil sie auch ihre Blumen oben beysammen auf einem Blätterbusch trägt; diese sind aber mit Wollhaaren besetzt und die Pflanze selbst erwächset höher, und mit einem geraden Stengel; auch hat jeder Blätterstern mehr als vier, wenigstens fünf oder sechs schmälere und längere Zunken.

§. 198.

§. 198.

Uebrigens erwächset unser kleines blaues Sternkräutlein bey uns sehr sparsam; hingegen soll es in Bayern und Hessen häufiger zu finden seyn. Gleichwohl ist sie eine eingebohrne Ackerpflanze; scheinet auch, weil die Wurzeln ziemlich holzig und hart sind, und häufiger auf Brachfeldern oder denen sogenannten Ergeten, als auf oft umgeackerten Feldern zu finden ist, zum perenniren nicht ungeschickt. Es kan aber, weil sie nur sehr niedrig und klein ist, von dem Saamen nichts in die Tenne kommen.

§. 199.

Sie ist weder in der Arzney noch Haushaltung bekannt, und also auch ganz ohne Nutzen. Hingegen hat die Natur eine andere Gattung aus diesem Geschlecht wachsen lassen, welche an beyden Orten vielfältige und wichtige Dienste leistet. Es ist die bekannte Färberröthe oder Krapp, französisch Garance, Rubia tinctorum, lateinisch, genannt.

Dieses ist diejenige Pflanze, welche bishero noch bey allen Kräuterkennern der neuern Zeiten diesen ihren alten Nahmen behauptet hat, aber von dem vorigen kleinen in sehr vielem unterschieden ist, und eher zu dem Geschlechte des Galli gerechnet werden kan: denn sie trägt ihre Blumen nicht ganz allein alle oben beysammen, son-

dern hin und wieder, wie das Gallium, an den vielen Zweigen des Stengels zerstreut, hat auch nicht nur vier, sondern sechs und glänzende Blättlein an jedem Knoten des Stengels; nur unterscheidet sie sich darinnen, daß der Rand der Blättlein zart gezähnt, und der Saame in einer Beerähnlichen weichen Frucht eingeschlossen ist. Bey uns trägt sie weder Beere noch Saamen, kan daher auch nicht hiedurch, sondern ganz allein von den jungen Sprossen oder Keimen fortgepflanzt werden.

Sie wächset hin und wieder wild, wird aber der bekannten rothen Wurzeln wegen, welche zum Färben taugen, und ihr den Nahmen geschöpft haben, vielfältig, besonders in Seeland, Schlesien, Italien und Frankreich angebaut, und zum Woll- und Tücherfärben gebraucht.

§. 200.

Schon aus diesem erhellet, daß sie auch in der Arzney vielvermögend sey, und, wie alle Farbpflanzen, kräftig eröfnen müsse. Die Erfahrung aber hat diese Eigenschaft unwidersprechlich gemacht, weil sie gezeigt hat, daß das Wesen dieser Wurzeln sehr subtil sey. Also hat man wahrgenommen, daß der Urin dadurch roth gefärbt worden ist, wenn die rothe Wurzeln nur mit den Händen lang und öfters gehalten worden sind; und die Beine der Thiere, welchen

man

man eine Zeit lang unter die Mastung etwas davon gemischt hat, eben auch also gefärbt worden sind. Sie wird daher mit Recht in der Gelbsucht und überhaupt allenthalben gelobt, wo verstopfte Gefäßlein zu eröfnen oder gestockte Feuchtigkeiten zu zertheilen sind.

Zum Färben mahlet man diese Wurzeln in Stampfmühlen zu einem groben Pulver, und bereitet daraus zweyerley Sorten Farb, wovon die eine aus der ganzen Wurzel, die bessere aber mit Ausschliessung des innern holzigen Kern und der äussersten Rinde, nur aus dem übrigen mehr gefärbten Theil besteht. Die Seeländische soll die beste seyn, und von daher nur allein nach Engelland jährlich für dreyßig tausend Pfund Sterling verführt werden.

§. 201.

Ihre Anbauung erfordert einen guten und fetten Boden; harten und leimichten kan sie am allerwenigsten vertragen.

Es wird nicht undienlich seyn, weil doch so grosse Handelschaft damit getrieben wird, die Pflanzungsart, wie sie bey den Holländern üblich ist, hier beyzufügen. Sie pflügen im Herbst das Feld, in welches sie im Frühling die Röthe pflanzen wollen, und machen hohe Beete oder Stücken, damit sie von dem Frost fein mürbe werden. Im Merzen pflügen sie wieder, und

zwar ziemlich tief, machen auch achtzehen Zoll von einander abstehende Beeten, so bey einem Schuh tiefe Furchen haben. Wenn hernach mit Anfang des Aprils die Röthe zu treiben beginnen will, graben sie um die alten Wurzeln auf, und nehmen alle Seitentriebe, die sich horizontalgleich unter der Oberfläche der Erden ausbreiten, weg, lassen auch so viel als möglich von den Wurzeln daran. Diese pflanzen sie alsdenn sogleich oben in die neuen Beete, einen Schuh weit von einander, und geben allzeit acht, daß sie solches vornehmen, wenn ein gelinder Regen fällt: denn da wurzeln die Pflanzen in wenig Tagen und brauchen keines Begiessens.

Wenn die Pflanzen wachsen, fretten sie den Boden fleißig, damit kein Unkraut zwischen ihnen aufkomme; weil, wenn dieses unter ihnen aufgeht, sonderlich da sie noch so jung sind, sie entweder davon verderben, oder doch so schwach werden, daß sie nachher selten wohl gerathen. In diesen Beeten lassen sie die Pflanzen ein halbes Jahr stehen, und diese Zeit über halten sie den Boden vom Unkraut recht rein; um Michaelis aber, wenn die Pflanzen oben welk sind, nehmen sie die Wurzeln aus, und trocknen selbige zum Verkaufe.

Sie will warme Witterung haben, wenn sie wohl gerathen soll; Hr. von Rohr hält daher für

für besser den schwarzen allzufetten Boden mit etwas Sand zu vermischen. Doch soll die Hitze auch nicht allzustark seyn; die Wurzeln bleiben sonst allzuklein und werden holzig. Seine Düngung soll das Feld im Martio bekommen, tief untergegraben; die Erde aber wieder gleich geeget werden. Wenn man im Mayen die Keimen zum Anbauen braucht, so giebt abermals Hr. von Rohr den Rath, daß man selbige mit einer Mistgabel, wie sie nach einander liegen, erheben, und die Wurzeln lüften, aber nicht gar ausziehen solle; eine andere Person aber solche mit dem Kräutig fassen und gemächlich ausziehen, so gebe sich die Keimwurzel von der andern weg, und lasse sich etwa eines Fingerslang mit dem Kräutig herausziehen, welche denn, wie vorgemeldt, also bald noch frisch in den zubereiteten Acker eingelegt werden. Bey dem Einlegen sollen allezeit zwey Personen seyn, als eine, so die Furchen mit der Erdhaue macht, und eine, so die Röthkeimen einlegt. Und das Auswerfen oder Ausnehmen der Wurzeln um Michaelis muß mit einem langen Grabeisen geschehen, die Blätter aber oben rein abgenommen werden. Sie können sodenn an der Sonne getrocknet, oder im Backofen gedörret, zum Gebrauch entweder ganz, oder zu Pulver gemahlen, in Säcken aufbewahrt bleiben.

§. 202.

§. 202.

Jetzo ist es Zeit, von diesem Spatziergange auf die Felder wieder umzukehren, wobey es uns auf dem Heimweg an nützlichen Anmerkungen hierüber gewiß nicht fehlen würde: Allein sie müssen einer wichtigern Betrachtung dieses mal den Platz lassen.

Wir schreiben der Haushaltung zu lieb, und finden uns daher vorzüglich verbunden, nachdem wir ein und anders zu Verbesserung und Vermehrung der todten Güter in diesem Theil angemerkt haben, bey dem Beschluß desselben, auch etwas zu Erhaltung der lebenden, das ist, der Kinder, anzufügen. Jedermann weiß, wie schätzbar und edel diese Pfänder sind, und wie wenig manche alles zeitliche Vermögen ohne diese achten würden; hingegen aber, nur um dieser willen, keine Mühe noch Arbeit scheuen, jenes zu vermehren. Es ist aber auch Niemand unbekannt, wie schnell und unvermuthet oft derselben Verlust erfolgen könne; wie mancherley Zufällen, auch die am gesundesten scheinen, nur in den ersten paar Jahren sie ausgesetzt seyn; und wie räuberisch und grausam sich nachgehends oft nur allein die Pocken erzeigen. Bey Kindern ist der körperliche Bau mehrentheils ohne Verletzung. Sie bringen keine verhärtete Lebern, eyterichte Lungen oder solche Zufälle mit auf die Welt,

wor-

woraus tödtliche Krankheiten, als Wasser-Schwindsuchten und dergleichen, nothwendig erfolgen müssen. Es ist aber dagegen ihr Bau sehr zart und empfindlich, so daß ein geringes Versehen, oder auch wohl nur eine nicht wohl eingerichtete Diät, sie in eine Krankheit stürzen; ein wenig, von einer wohl ausgedachten Arzney, davon befreyen; das Gegentheil aber ihnen den Todt bringen kan. Gleichwohl sind die meisten nirgend gleichgültiger als bey Kindern. Die Hebammen und Wartweiber, von denen man jedoch nicht einmal vermuthen, viel weniger gewiß erwarten kan, daß sie die wahre Ursache der Unpäßlichkeit auszuwickeln oder einzusehen, und dawider die dienlichste Hülfsmittel anzurathen vermögend sind, haben die erste Hand im Spiel. Wie kan es also fehlen, daß, wenn bey einigen von ungefehr das rechte getroffen wird, nicht eben so oft, weil es auf einen Glücksfall ankommt, das Gegentheil geschehen, und mithin der zarten Leiber wegen, die Krankheit vermehrt, ja nicht selten der Tod daraus erfolgen sollte?

Es scheinet, man habe in dem entfernten Schweden, woselbst gleichwohl die gute Sitten und Gelehrsamkeit viel später als bey uns zu blühen angefangen haben, und und erst in diesem Jahrhundert zu einiger Vollkommenheit gelanget sind, doch am ersten diesen Schaden einge-

gesehen, den ein Staat aus dem frühzeitigen Verlust so vieler jungen Bürger leidet: Denn wir lesen von daher mit Vergnügen, daß das königliche Oberamt der Aerzte, um diesem Uebel abzuhelfen, nicht nur tüchtige Aerzte und Arzneyen ohne Entgeld in alle Provinzen ausgeschickt, sondern vorzüglich auch eine Anweisung zur Cur gegen alle Kinderkrankheiten, insonderheit die Pocken, Masern und dergleichen, an alle Kirchen im Reich ausgetheilt habe.

§. 203.

Und wie nöthig haben wir nicht, auch einmal hieran zu gedenken, da leyder! bekannter massen, viele tausend unserer deutschen Mitbrüder, nur in diesem Sommer einander selbst haben schlachten müssen; auch wohl nirgends mehrere Kinder, als eben hier zu Land, zu Grabe getragen werden. Ein jeder handelt damit, wie er will. Einige sehen es gern, wenn sie sterben; sie denken fast an keine Hülfe. Andere sind gewissenhafter und liebreicher. Sie thun alles mögliche, sie zu erhalten. Sie fragen jedermann um Rath, nur den Arzt nicht, weil es nicht Mode ist, oder man Exempel hat, daß auch unter der Besorgung dieser Kinder gestorben sind; treffen aber deßwegen bey aller dieser Sorgfalt eben so oft das unrechte, und sind daher übler daran, als jene, die gar nichts brauchen. Mit

diesen muß man Mitleiden haben; denn sie wissen es nicht besser; aber eben deßwegen veranlassen sie uns, hier eine kurze Nachricht von Kinderkrankheiten zu geben, und dieselbe ihnen vorzüglich zu wiedmen.

§. 204.

Das Feld ist gar zu weit, und der uns noch übrige Raum zu eng; wir können daher nicht alle berühren, sondern sind genöthiget sie abzutheilen. Wir wählen die Pocken oder Kindsblattern, allhier in Memmingen Durschlechten, soll Urschlechten heissen, genannt, deßwegen zuerst, weil diese oft den meisten Ruin verursachen, und triftige Gründe muthmassen lassen, diese Seuche möchte auf nächstinstehenden Winter oder Frühling sich bey uns wieder äussern; wir aber unserer lieben Vaterstadt zuerst zu dienen für eine Pflicht halten.

Hier müssen wir zuvorderst jedermann ermahnen, in allen Kinderkrankheiten ja nichts für sich selbst, oder aus Anrathen solcher Leute zu thun, die, weil sie es nicht erlernt, keine hinlängliche Erkänntniß weder von der Krankheit, noch von der Würkung der Gegenmittel haben können. Man wagt gar zu viel dabey. Man setzt das Leben eines bisweilen lieben Kindes an die Spitze. Ein Bad, ein Laxier, ein Clystier, diese gemeine Dinge, zu unrechter Zeit oder übel

gewählt,

gewählt, machen oft den Unterschied zwischen Leben und Tod. Wie viel besser würden also diejenige, denen es nicht der Mühe werth zu seyn dünkt, einen Arzt darüber um Rath zu fragen, oder denen etliche Gulden lieber als ihre Kinder sind, thun, wenn sie gar nichts gebrauchten? Der Fehler ist oft nicht groß, und die Natur würde sich leicht selber wieder erhohlen, und das fehlerhafte verbessern, wenn sie nicht in ihrem Werke gestöhrt würde.

§. 205.

Es veranlasset uns dieses, allhier nicht nur zu zeigen, wie die Cur am leichtesten ohne Arzt und viele Arzney könne von einer jeden Hausmutter verrichtet werden, sondern auch was dabey hauptsächlich zu vermeiden sey?

Man kan den ganzen Lauf der Krankheit am füglichsten in sechs Abschnitte oder Zeiten theilen: als 1) in den Anfall, 2) das Herauskommen, 3) das Einlaufen, 4) das Verschwären, 5) das Abdorren, und 6) die Nachcur. In einer jeden wird eine besondere Wart erfordert, so daß es nicht immer wohl bekommen würde, wenn man die ganze Krankheit über nur einerley Weise bey derselben beobachtete. Manches, das im Anfang mit Nutzen hat geschehen oder zugelassen werden können, das würde im Mittel oder am Ende nicht

nicht eben so gleichgültig, wo nicht gar schädlich seyn. Deßgleichen erfordert der Unterschied der Naturen auch einen Unterschied in der Cur: Denn also ist es wohl erlaubt, Kinder, die von einer hitzigen, lebhaften, muntern Natur sind, die erste etliche Tage ausser dem Bette zu halten; wenn hingegen träge, schleimige, dem Ansehen nach starke und fette, mit besserm Nutzen gleich von Anfang an in das Bett gebracht und daselbst gelassen werden.

Durchgehends aber hüte man sich, um diese erste Zeit des Anfalls für dem so gewöhnlichen Laxieren. Es kan niemals und bey keinerley Fürfall so viel Nutzen schaffen, als es oft erst am neunten und zehenden Tage hernach Schaden bringt: denn theils ist bey dieser Krankheit die Reinigung des Magens und der Därme nicht nöthig; theils verrichtet es die Natur durch das erregte Erbrechen und den Durchfall, Diarrhœa, von selbst; dahingegen die eingenomme Laxiermittel nothwendig die Därme reitzen und schwächen, dadurch aber verursachen müssen, daß alsdenn bey dem Herauskommen der Pocken, das ist, um die Zeit des 3ten, 4ten, und 5ten Tags, wenn das Unreine des Geblüts durch die erregte Gährung sich von dem reinen absondert, vieles davon dahin, als den geschwächten Ort, der am wenigsten Widerstand thut, ziehet, und zur

Schwärungszeit erst daselbst Entzündung, Durchbruch, ja den gewissen Tod bringt. Noch weit schädlicher aber ist das eben auch ziemlich zur Mode gewordene Clystieren bey dem zweyten Zeitpunct, oder bey dem Herauskommen der Blattern, wenn dasselbe, entweder, weil bey der ersten Gattung von Kinder die Hitze und innerliche Wallung des Geblüts zu stark, oder bey der zweyten den phlegmatischen, die Natur zu schwach und der Trieb zu gering ist, nicht von statten gehen will, und sich deßwegen gichterhafte Bewegungen äussern. Es ist zwar gewiß, die Gichter lassen, besonders bey denen von der ersten Art, hierdurch fast augenblicklich nach, und die Pocken kommen zum Vorschein; aber es ist auch eben so gewiß, daß sich darauf, zur Schwärungszeit, eben dasjenige, nemlich Entzündung der Därme und Durchfall, was wir schon vorhero von dem Laxieren erwähnt, und zwar um so viel heftiger äussere, je näher dieser Vorfall gemeiniglich dem Ausbruche der Blattern ist. Es ist auch der Ordnung der Natur ganz gemäß, daß dieses darauf erfolgen müsse: Denn die Därme werden durch die Wärme des Clystiers theils erweicht, theils durch das scharfe gereitzt, durch beydes aber so geschwächt, daß sie der, eben um diese Zeit, in der Absonderung begriffenen Blattermaterie weniger als die Oberfläche oder Haut, wie wir

eben-

ebenfalls schon gesagt haben, Widerstand thun können, und sich daher sehr vieles davon, nach dem bekannten: ibi maximus affluxus, ibi minima resistentia, dahin zieht; daselbst aber alsdenn zur Zeit der Schwärung und des damit verknüpften Fiebers fast nothwendig, als an einem sehr empfindlichen und weichen Ort, obgenannte Zufälle erregt.

Was Nutzen hat man also davon, daß man zwar denen Gichtern, die ohnehin zu dieser Zeit selten gefährlich, vielweniger tödlich sind, abhilft, dagegen aber zu einem Uebel Gelegenheit giebt, welches mit keiner Kunst noch Arzney, wenn es einmal gegenwärtig ist, gehoben werden kan; statt daß jenes gar bald entweder selbst nachgelassen, oder durch geringe Beförderung der im Anzug begriffenen Pocken-Materie, wovon es herrührt, hätte können gehoben werden?

Wo also Gichter um die Zeit des Herauskommens sich zeigen, da soll bey hitzigen Naturen, wo der Puls schnell lauft, die Hände sehr heiß, und die Kopfschmerzen heftig sind, oder mit einem Wort, das Fieber stark ist, unten auf die blosse Fußsohlen, wo sie am empfindlichsten sind, frisch zerquetschter Knoblauch gebunden, oder noch besser, wo das Uebel heftig ist, an den Füssen ein paar Blattern gezogen, die Hände und ganze Aerme, wo es thunlich ist, in warm Wasser

gelegt, innerlich aber ein Thee von rothen Schnallenblumen, Fl. Papav. err. wohl warm fleißig mit etlichen Tropfen des Hoffmännischen Schmerzlindernden Liquors, der Hallischen Goldtinctur oder einer Safranessenz genommen werden. Dabey soll das Zimmer ja nicht allzuwarm, noch die Bettdecke zu dick seyn; deßgleichen soll sowohl durchgehends bey dieser Art von Kindern, als auch hauptsächlich bey diesem Fürfall der Gichter, alles erhitzende oder treibende, als Theriac, Bezoartinctur, Weinbrühen besonders aber auch das so stark als eine Panacee zur Mode gewordene sogenannte rothe Pülverlein, ♁ Pannonic. rubr. sorgfältig vermieden werden: denn das ohnehin in Wallung und Gährung stehende Geblüt wird dadurch noch mehrers und so erhitzt, daß die allzustarke Aneinanderreibung der Theile desselben eher eine gänzliche Auflösung oder Fäulung, als glückliche Absonderung des groben unreinen Pockenwesens herfürbringen, oder wo ja dieses nicht erfolgt, so wird doch der die Theile des Geblüts zusammenbindende Leim dadurch so verringert und geschärft, daß die Kinder oft erst nach ausgestandenen Pocken in zehrende Fieber verfallen, oder gefährliche Schäden sich zuziehen.

Wir haben dieses sogar bey den in diesem Frühling grassirenden Masern, Morbillis, allhier die Rothsucht genannt, mit Verwunderung

rung wahrgenommen. Sehr oft wurden wir zu kranken Kindern gerufen, welche erst acht oder vierzehen Tage nach schon ausgestandener Rothsucht, entweder mit würklichen Entzündungs- oder Zehrfiebern befallen, nicht selten aber auch mit beschwerlicher Unreinigkeit der Haut eine gute Zeit geplagt wurden. Bey allen diesen hat sich bey dem Nachfragen gezeigt, daß ihnen das obgedachte rothe Pülverlein im Anfange der Krankheit zum Heraustreiben gegeben worden sey. Hingegen haben wir bey mehr als zwanzig Kindern, die vom ersten Anfang an sogleich unserer Obsicht anvertrauet waren, durchgehends nichts widriges erfahren. Es war nicht ein einiges darunter, welches nicht in acht Tagen gänzlich und so gesund wurde, daß es wieder herumlaufen konnte, und in der Folge ohne allen Anstoß geblieben wäre. Aber wir fanden auch bey keinem nöthig, etwas treibendes zu geben, weil wir ohnehin bey allen in diesem Jahrgange ein ziemlich starkes Fieber wahrnahmen.

Es verhält sich mit dergleichen Krankheiten, besonders mit den Blattern, als wie mit dem Most der Trauben, oder andern zur Gährung angesetzten Säften aus dem Gewächsreiche. Sie verderben, wenn die Gährung wegen allzustarker Hitze zu schnell geschiehet, statt daß die Mäßigkeit dabey sie nur so verändert und flüßiger macht,

damit die gröbere Theile unter der Gestalt der Hefe sich davon scheiden, die geistreichere zärtere aber ihrer vorhin gehabten Bande befreyet werden können.

Bey der zweyten Art der Kinder hingegen, das ist, bey den phlegmatischen oder solchen, wo wegen allzuvielem zähen Schleim das Fieber unterdruckt und die Hitze zu gering ist, muß wieder ganz anders verfahren werden, wenn sich ein Anstand beym Herauskommen oder wohl gar Gichter zeigen sollten. Allhier kan ein warmer Wein mit Eyerdotter, Bezoartinctur zu 15. bis 25 Tropfen je nach dem verschiedenen Alter, täglich mal, oder auch das rothe Püdverlein, nicht nur gar wohl statt finden, sondern ist höchst nöthig.

Gehet aber alles in der Ordnung, so daß um den dritten oder vierten Tag die rothen Flecken sich zeigen, und die Hitze weder zu stark noch zu geringe ist; so ist besser, man unterlasse alle Arzneyen zu dieser Zeit. Am allerwenigsten ist nöthig, dem durchgehends im Anfang sich äussernden Erbrechen Einhalt zu thun; noch auch dem Durchfall, wo sich dergleichen, wie manchmal geschieht, zugleich mit dem Erbrechen einfinden sollte: denn es ist beydes ohne Gefahr; besonders, was den Durchfall anbetrift, ist solcher ganz anderer Art, und rührt von einer ganz andern Ursache her, als derjenige, welcher zur Zeit der

Schwä-

Schwärung und Abdorrung sich bisweilen zeigt. Er ist daher nicht zu fürchten, weil, sobald nur die Flecken herfür brechen, er eben sowohl als das Erbrechen, von selbst wieder nachläßt. Deßgleichen ist es gar nicht nützlich, noch vielweniger nöthig, dem damit, besonders um die erste Zeit, verknüpften Kopfweh durch Ueberschläge zu begegnen. Die kühlende würden nur die Transpiration an diesem Ort hemmen, und könnten mithin daselbst Entzündung, noch stärkere Kopfschmerzen, oder wohl gar Raserey verursachen. Von denen lindernden und erweichenden hingegen ist zu fürchten, sie möchten diesen edelsten Theil des Leibs und nöthigsten zum Leben vorbereiten und desto geschickter machen, daß zur Zeit der Absonderung der Pockenmaterie aus dem Geblüt sich desto mehr davon dahin ziehen müsse, und also die Krankheit beschwerlicher und gefährlicher werde: denn da dieser erweichte und mehr erwärmte Theil der im Anzug begriffenen, von dem Geblüt ausgeworfenen, Unreinigkeit weniger Widerstand thun kan, als die übrige Theile des Leibs, so würde sich allhier eben das ereignen, was wir oben zur Ursache des Durchfalls von dem um diese Zeit fürgenommenen Clystieren angegeben haben. Es würden also dergleichen Ueberschläge einen Theil desjenigen verrichten, was Peter Jonas Bergius, ein berühmter Arzt

zu Stockholm in Schweden, als eine abscheuliche Ungeschicklichkeit von einem Menschen zu Abo, der sich für einen Arzt ausgab, erzählet. Er soll mit einem blasenziehenden Mittel aus Salmiacgeist, welches er auf den Kopf legte, die Pocken alle, mit größter Lebensgefahr des Kranken, dahin gelockt haben.

Selbst in gesunden Tagen ist schon das allzuviele Bedecken und Warmhalten des Kopfs der Gesundheit schädlich. Es macht, daß die Unreinigkeiten des Leibs sich mehrers dahin ziehen, und daselbst Schnupfen, Husten, Catharr, Flüsse, Ohren, Kopf- und Zahnweh verursachen. Das Frauenzimmer, welches insgemein die Köpfe mehr verwahrt als die Männer, erfährt es täglich. Es ist diesen Ungelegenheiten nur um so viel öfterer unterworfen, je mehr es den Kopf umbindt; und Hr. Hofrath Richter in Göttingen hat vor noch nicht gar langer Zeit in einer eigenen Abhandlung gründlich erwiesen, daß dem Haupt die Kälte und den Füssen die Wärme zuträglicher sey. Er hat auch seinen Satz mit merkwürdigen Beyspielen aus dem Alterthum bestätiget und erwiesen.

Das Haupt ist schon von der Natur selbst durch Haar und Hirnschale, so viel es nöthig war, verwahrt worden. Aristoteles prophezeyt deßwegen allen denen sehr schwache Köpfe, die

sich bey dicken Haaren stark bedecken. Celsus aber und Cheyne rathen denen, die schwache Köpfe haben, an, sie in kaltes Wasser zu tauchen. Das Straßburger ledige Frauenzimmer gehet zu Folge seiner Tracht und Gewohnheit, auch in dem härtesten Winter, es sey an einem Ort, wo es wolle, beständig mit ganz blossem Kopf, ohne einige weitere Bedeckung, als die ihm sein Haar verschaft. Sie wohnen auf diese Art auch in der größten Kälte dem Gottesdienste bey; sind dabey sehr gesund und von dauerhafter Art; werden auch selten von Hauptflüssen beunruhiget. Weder Plutarchus noch Homerus gedenket nirgend eines Huts oder anderer Bedeckung des Haupts, sondern ersterer sagt vielmehr ausdrücklich, daß zu seiner Zeit die Männer am Haupt unbedeckt gewesen seyn, woraus Eustathius schliessen will, die Gewohnheit, sich nicht zu bedecken, sey von den Griechen auf die Römer gekommen.

Auch unsern Vorfahren, den alten deutschen Völkern, giebt selbst Tacitus das Zeugniß, daß sie am Kopf nicht bedeckt gewesen seyn, sondern die Haare hoch aufgebunden getragen, und deßwegen furchtbar im Streit geschienen haben. Auf den alten Säulen und Münzen der Römer findet man ebenfalls keine Bedeckung; und Cicero sagt von dem 90. jährigen Maßinissa;

Silius aber von dem Hannibal, daß sie nichts, weder Kälte noch Regen, habe bewegen können, sich zu bedecken.

Es ist also auch nicht wohl gethan, den Kopf um diese Zeit der Krankheit mit allzudicken, warmen Kappen oder Hauben zu versorgen; besser hingegen und von vielem Nutzen, wenn die erste zwey oder drey Tage, ehe die Blattern herauskommen, Fuß- und Handbäder täglich eine Stunde lang gebraucht werden. Die Haut wird an diesen äussern Theilen dadurch erweicht, und mithin zubereitet, daß das mehreste von der Pockenmaterie sich alsdenn dahin ziehet, welches gewiß von grossem Nutzen ist: denn je entfernter dieses schädliche Wesen von den Haupttheilen, als Kopf, Brust, Unterleib ꝛc. seinen Ausbruch nimmt, desto weniger Gefahr ist nachgehends bey dem Schwärungsfieber zu besorgen. Es müssen aber diese Bäder mit Vorsicht angestellet werden. Man muß erweichende Kräuter, als Pappeln, Chamillen, Steinklee ꝛc. darzunehmen, und sobald die Glieder aus dem Wasser herausgezogen sind, dieselben mit einem warmen Tuch abtrocknen, und sogleich in das erwärmte Bett legen, aufs sorgfältigste aber vermeiden, mit blossen Füssen nur einen Augenblick sich ausser dem Bett zu verweilen, noch vielweniger auf kalten Steinen hin und wieder zu gehen; weil durch die geringste Verkältung

tung die alsdann eröfnete Schweißlöchlein, wegen schneller Veränderung von warm in kalt, sich nur desto stärker wieder zusammen ziehen, und also mehr Schaden als Nutzen dadurch angerichtet wird.

§. 206.

Wenn also unter dieser Vorsicht die Blatternflecke vom dritten Tage an bis auf den fünften oder sechsten allgemach gehörig heraus gekommen sind; so lässet auch das Fieber und alle damit verknüpfte beschwerliche Zufälle augenscheinlich nach.

Während dieser Zeit des Herauskommens hat man daher nichts weiter zu thun, als daß man, je nach dem der Trieb stärker oder schwächer ist, dann und wann, mehr oder weniger, warmen ordinairen Thee trinken lasse, und die Kranke weder zu sehr unter das Bett stecke, noch auch gar zu sehr verkälte oder entblösse, sondern leicht und allenthalben gleich bedeckt halte, mithin dadurch verhindere, daß das Hervorkommen weder zu schnell noch auch zu langsam erfolge.

Ist diese Zeit vorbey und alles gehörig heraus, so lauffen die Blattern in den zwey folgenden Tagen fast zusehends ein, und nehmen an Grösse zu; fangen an zu schwären und erregen ein neues, aber von dem vorigen ganz unterschiedenes Fieber. Es ist dasselbe nur symptomatisch

matisch oder zufällig, weil es von der starken Entzündung der Haut und dem damit verknüpften Schmerz allein herrühret; kan aber um so viel stärker werden, je dünner, schärfer und zur Aufwallung geneigter alsdann das Geblüt ist, nach abgeschiedener klebrichter Unreinigkeit und vorhergegangener starken Abreibung desselben. Um diese Zeit vermehrt sich die Gefahr: denn es erfolget leicht eine tödtliche Entzündung in den inwendigen edlen Theilen. Der Gebrauch einiger Arzneyen ist daher auch hier am nöthigsten; doch bestehen sie nur in ganz geringen Hausmitteln, oder können wenigstens füglich darein verwandelt werden. Man bestrebe sich zuvorderst, sobald die Zeit des Herauskommens vorbey ist, und also gleich beym Anfang des Einlaufens, daß die Kranke täglich etliche mahl etwas von leichter Mehlspeise, Gerstenschleim oder Habersuppen zu sich nehmen und fahren damit auch während der ganzen Schwährungszeit fort; meide aber sorgfältig bey den Kindern der ersten Classe, das ist, bey den hitzigen und magern, alle Fleischbrühe, Fleisch, Wein, gebrannte Suppen, und andere erhitzende Speisen und Getränke; lasse dabey, sobald das neue Fieber sich zeigt, alle 4. bis 5. Stunden, auch bey Nacht, eine Schaale voll Thee aus Pappeln und rothen Schnallenblumen bereitet, mit Milchraum oder

sonst

sonst guter Milch vermischt, und statt des Zuckers mit Eibisch- oder Brustbeerleinsaft, Syrupus de Althea aut de jujubis, versüßt, wohl warm trinken, täglich aber zweymal, als Morgens und Abends, noch einen halben Löffel voll frisch süß Mandelöl darunter mischen, so hat man einen dreyfachen Nutzen davon zu hoffen: denn nicht nur wird durch die zu sich genommene erweichende schleimigte Speise und Trank das hitzige, scharfe und dünne Geblüt gemildert und angefeuchtet, die übermäßige Hitze und der Schmerz gedämpft, die Zeitigung aber der Materie befördert; sondern die Pockenmaterie wird auch besser gekocht, verliert fast alle Schärfe, wird dicker, und kann mithin, wenn die Reifung ganz zu Ende ist, und die Blattern voller Eyter stehen, nicht so leicht durch die Schweißlöchlein sich zurück in den Leib ziehen, wie manchmal mit augenscheinlicher Todesgefahr geschieht, wenn das Eyter zu dünn geblieben ist. Auch hat man noch diesen Vortheil davon, daß hiedurch der Mund und Schlund glimpflich erhalten wird, und mithin die Kranken die ganze Zeit über bequem und ohne Schmerzen etwas hinunterlassen können. Bey den phlegmatischen ist hingegen wohl erlaubt, dann und wann etwas weniges von einem warmen Wein, und desto sparsamer von Gerstenschleim und Milchthee zu geben. Uebrigens aber darf niemand befürchten,

daß

daß durch dergleichen erweichende Dinge, weßwegen wir selbst das Clystieren, bey instehendem Ausbruch der Flecken so nachdrücklich mißrathen haben, die Blattermaterie einwerts gezogen werden möchte: denn es hat um diese Zeit eine ganz andere Bewandniß, als vor und bey dem Herauskommen. Das Geblüt ist schon gereiniget, die Hefe hat sich aus der gegohrnen Feuchtigkeit schon gesetzt, und ist an seinem Ort, der Blutsaft aber hell und klar, und kan sich nichts mehr daraus nach den erweichten Theilen ziehen; sondern verhindert vielmehr, daß das einmal abgeschiedene und an die Oberfläche der Haut getriebene sich nicht wieder zurück ins Geblüt ziehen kan, weil, wie schon gesagt worden ist, der Eyter dicker gekocht wird.

§. 207.

Ist diese Zeit vorbey, welches gewöhnlich am 9ten und 10ten Tage geschieht, und stehen also die Blattern voll frischen Eyter; so fangen sie sogleich an ein wenig einzuschrumpfeln und abzudorren. Hier meynet man alsdann, es sey nunmehro bald alles vorbey. Aber! weit gefehlt. Hier zeiget sich alsdann erst die größte Gefahr. Um diese Zeit äussert es sich erst, ob das Gift der Blattern bös oder gutartig sey; ob die Wart wohl oder übel sey eingerichtet gewesen: denn ist die Materie in den Blattern jetzo zu dünn

und

und zu scharf, so kan sie von selbst, wo nicht alles, doch etwas davon, ohne gegebene Gelegenheit, sich ins Geblüt zurück ziehen; sind die Gedärme voller verschworenen Blattern, entweder daß das Schicksal selbst es also gefüget hat, oder daß man vor und währendem Herauskommen durch Clystieren, Laxieren oder andere reitzende und erweichende Sachen, sie dahin gelockt hat, so zeigt sich jetzo erst der Schaden und eine fast unüberwindliche Todesgefahr. Die ohnehin schon entzündete zarte Häute der Därme werden durch die scharfe Materie, der jetzo borstenden Blattern noch mehrers und so gereitzt, daß sich ein Durchfall deßwegen anspinnt, welcher durch die auf dem Fuß nachfolgende Einwertsdringung der Materie aus den Blattern, womit die ganze Oberfläche des Leibs bedeckt ist, in das Geblüt und von da in die Därme, noch viel heftiger wird; der Durst und die Fieberhitze, welche jetzo nach vollendeter Zeitigung nachlassen sollten, vermehren sich vielmehr; die Blattern am ganzen Leib fallen zusammen, dorren aber gleichwohl nicht ab; die entzündete Därme werden endlich brandig; es zeigt sich eine beständige Neigung zum Schlaf, und sodann machen leichte gichterhafte Bewegungen dem Leben ein Ende.

Hier ist gewiß guter Rath theuer. In unserer kleinen Praxi haben wir diesen üblen Um-

stand

stand niemals erfahren. Die bisher beschriebene Art in der Cur, welcher wir, je nach Unterschied des Kranken, jederzeit genau gefolget sind, hat uns, Gott sey Lob! dafür sicher gestellt, und wir können mit Wahrheit sagen, daß in der vor vier Jahren allhier graßirenden bösartigen Pockenseuche unter 50. Kranken, die unserer Obsicht anvertraut waren, nicht mehr als zwey gewesen seyn, die der Natur die Schuld bezahlen müssen; aber auch diese hätten können gerettet werden, wenn nicht ein unvermeidliches Schicksal es gehindert hätte.

Ohnerachtet aber bey diesem grossen Uebel wenig Hofnung zur Genesung übrig ist; so muß man doch alles mögliche thun, und können die Kranke niemals, so lang sie noch Athem schöpfen, mit gutem Gewissen ganz hülflos lassen. Wir würden also in diesem Fall sogleich den Kranken in ein warm Bad setzen; Morgens und Abends dasselbe wiederholen, und gleich darauf ein gutes Schüßelein mit warmen Wein geben, und im Bett wohl zudecken lassen; nebst diesem aber alle 2. Stund besonders vor dem Bad ein Clystier aus rothen Rosen, Holderblüth und Schnallenblumen mit Wasser gekocht, einen Löffel voll Essig, vier Löffel voll Wein, 3. gran Campher und ½ Quintlein Steinsalz, verfertiget, beybringen; doch mit dieser Vorsicht, daß das Clystier zwey

Stund

Stund nach jedem Bade unterlassen bleibe, wie auch, wann sich bey dem Kranken ein Schweiß oder wohl gar ein frieselhafter Ausschlag, wie es mit grossem Nutzen geschehen könnte, zeigen sollte oder der Durchfall nachliesse.

Bisweilen geschieht es, daß zu dieser Zeit das Eyter zurück schlägt, ohne gleichwohl einen Durchfall zu erregen, sondern vielmehr Deliria, Durst und Gichter hervor bringt. Hier müssen sogleich ein paar Blattern gezogen, warmer Wein gegeben, und endlich eine Mixtur aus zwey Quintlein Diascordium, der Mixtura simpl. Eſſ. Alexipharmac. Stahl, gereinigten Salpeter jedes $\frac{1}{2}$ Quintl. Krebsaugen 1. Quintl. Kirschenwasser 8. Loth, alles unter einander gemischt, alle 3 Stund 3 Löffel voll gebraucht werden. Hat sich aber um diese Zeit nach vollendeteter Reifung nichts von diesen gefährlichen Umständen geäussert; so ist man doch noch nicht ausser aller Gefahr. Die Hände, welche bey angehendem Abdorren noch etwas geschwollen bleiben, erfordern noch einige Obsicht und wollen besorgt seyn: denn wenn die Geschwulst schnell verschwindt, so kann eben das erfolgen, was wir eben jetzo von dem zurückgetretenen Eyter der Blattern gesagt haben.

Wir haben selbst ein merkwürdiges Exempel hievon erfahren, welches seiner Seltenheit wegen angemerkt zu werden verdient. Ein junger Herr,

ein einziges Söhnlein zärtlicher Eltern, kam bis auf den 11. Tag, unter beständig guter Wart und Hülfe, ohne bedenkliche Zufälle. Die Blattern fiengen schon an abzudorren, und der Kranke befand sich nach allen Umständen erträglich, und so viel man zu dieser Zeit fordern können, in dem besten Zustande. Die Hände waren aber noch geschwollen, als wir Abends spät ihn verliessen. Morgens früh hernach traffen wir ihn, leyder! ganz anders an. Die Geschwulst der Hände verschwand in selbiger Nacht plötzlich; ein Fäulungsfieber hingegen mit unbeschreiblichem unlöschbarem Durst, Hitze und Auffahren äusserte sich, und nahm zusehends so schnell überhand, daß bis auf den folgenden Tag, in einer Zeit von 24. Stunden, die vorhin mit gutem wohlgekochten Eyter angefüllte Blattern, zum Theil gar schwarz, alle aber am ganzen Leib bräunlicht und so mürb und schlenzig wurden, daß sie fast zerfielen. In dieser schnellen größten Noth und Gefahr, wo schon alles verlohren schien, kam Gott auch, wie es zur Rettung nöthig war, mit einer grossen und schnellen Hülfe entgegen. Er seegnete die angewandte Hülfsmittel so, daß noch zu rechter Zeit ein weisser Friesel ausschlug, und Hitze, Durst, ja alles widernatürliche mit sich nahm.

Sonsten ist überhaupt zur Zeit des Abdorrens zu merken: daß man, so bald das Eyter

reif ist, die obgedachte Diät aus erweichenden Speisen und Arzneyen verändere; statt des Thee mit Milch, einen ordinairen grünen Thee, und bisweilen einen warmen oder auch ein Gläslein kalten Wein gebe. Deßgleichen täglich einmal 20. bis 25. Tropfen Bezoartinctur einnehmen lasse; besonders aber auch dahin trachte, daß jetzo die Kranke allgemach besser zu essen anfangen: denn wo dieses zu lang unterbleibt, so ist zu fürchten, es möchte sich nach und nach, besonders bey lebhaften Kindern, eine Dörrsucht anspinnen, oder die Kranke sonst lang elend bleiben. Zu diesem Ende müssen die Speisen öfters verändert, und keine gewisse Art aufgedrungen, sondern nach Belieben gegeben und erlaubt werden. Es ist auch nicht nöthig, wenn einmal die Geschwulst der Hände gefallen ist, sich beständig unter dem Bett zu halten; sondern genug, wenn dieses nur ein paar Stunden nach eingenommener Bezoartinctur geschieht. Die übrige Zeit kann man entweder in dem Bett aufsitzen, oder auch bisweilen, wenn es die Kräfte zulassen und die ersten Tage des Abdorrens vorbey seyn, eine Stunde ausser demselben bleiben; doch muß man anfänglich hiemit behutsam verfahren, und diese Stunde nicht zu lang machen.

Bey Kindern, die noch sehr jung sind und also guten Bericht nicht annehmen, muß man auf

alle Art suchen zu verhindern, daß sie bey angehender Abdorrung, und daher um diese Zeit entstehenden starkem Beiß der Haut sich nicht das Gesicht so jämmerlich zerfetzen, daß alles voller Blut und Eyter wird. Wir haben den Tod daraus folgen sehen wegen der heftigen Geschwulst, die an dem ganzen Kopfe sich darauf äusserte, und denen Gichtern und Fieber, die aus dem heftigen Schmerz entstunden. Hier ist also nöthig, dergleichen Kinder niemals allein zu lassen, oder ihnen die Hände anzubinden.

§. 208.

Ist nun die Zeit so weit verstrichen, daß die Blattern vollkommen gedörret sind und abzufallen anfangen, so ist bey den meisten alles vorbey, besonders wenn der Appetit zum Essen sich zugleich auch wohl einstellt. Diese haben also gar keiner weitern Hülfe mehr nöthig, als daß sie den Magen mit Essen nicht allzusehr auf einmal überladen. Es kann mithin bey dergleichen auch das sonst vielmals nöthige gewöhnliche Laxieren um so mehr unterlassen bleiben, wenn die Kinder ohnehin sehr mager worden, oder von hitziger Natur sind. Hingegen gehet dieses nicht an, wenn der Appetit zu lang ausbleibt; die Kranke vorher sehr flüßiger Natur gewesen sind, oder ein Argwohn obwaltet, daß etwas von der Pockenmaterie währendem Abdorren möchte einwerts sich gezogen

haben:

haben: Denn wenn sodenn in dem ersten Falle der Magen nicht durch ein gelindes Laxier gereiniget würde, so wäre zu besorgen, der Appetit möchte zu lang ausbleiben, und deßwegen das Geblüt, weil es so lang keine, oder nicht genugsame Nahrung und frische Anfeuchtung erhält, allzuscharf werden; hierdurch aber ein Zehrfieber entstehen. In denen zwey letzten Fällen aber, nemlich, wo etwas von der Blattermaterie sich einwerts in das Geblüt gezogen oder die Kranke an sich selbst flüssiger Art sind, hat man um so mehr mit denen Laxiermitteln zu eilen, bevor die im Leib noch rückständige Materie sich an einen Ort zusammenziehe, und daselbst gefährliche Schäden und bösartige Geschwüre, welche oft von langer Dauer sind, verursache. Bey diesen wird der versüßte Mercurius, unter andere laxierende Dinge gemischt, welcher so sehr von vielen in diesem Fall gerühmt wird, gar wohl statt finden; hingegen ist er bey denenjenigen, wo das Laxieren allein zur Reinigung des Magens und Beförderung des Appetits nöthig zu seyn scheinet, mehr schädlich als nützlich. Hätte man nicht größtentheils mit kleinen Kindern zu thun, denen man selten etwas, das widerlich riecht oder schmeckt, besonders wenn es zugleich mehr als ein oder zwey Löffel voll ist, beybringen kann, so wäre vor diese ein gekochtes Tränklein aus Schlehenblüthe, ein wenig Rhabarber,

Manna und Bittersalz das allerbeste; wollen es auch, wo es immer thunlich ist, angerathen haben. Widrigenfalls aber kann an dessen statt ein Säftlein aus laxierendem Rosensaft, Jalappenharz und Diagrydium, mit etwas wenig crystallisirten Weinstein; oder auch eine Milch aus Pinien oder Mandeln, Jalappenharz, crystallisirten Weinstein, Schlehenblüthwasser und Zucker bereitet, gegeben werden. Die Dosis kann hier nicht bestimmt werden, weil das Alter der Kinder, wornach sie gerichtet seyn muß, verschieden ist. Es kann aber ein jeder Apothecker, wenn ihm das Alter bekannt gemacht wird, es entscheiden. Ereignet sich aber der Fall, daß würklich ein Geschwüre sich irgendwo gesammelt hat, entweder, weil das Laxieren zu lang aufgeschoben geblieben, oder weil das böse Wesen in allzugrosser Menge, gegenwärtig noch im Leib zurück war; da ist höchst nöthig, den Ort, sobald sich einiger Schmerz irgendwo zeiget, sogleich mit erweichenden warmen Ueberschlägen fleißig zu versorgen, damit das unreine je mehr und bälder je besser auswärts geleitet werde. Hat es sich hierauf in etwas gesammelt, so daß eine harte Beule oder Geschwüre hervorstehet, so verweile man gleichfalls nicht, das darinnen enthaltene unreine reif zu machen, und so die Haut nicht alsbald von selbst aufbricht, dieselbe der Länge nach aufzuschneiden, das reife Eyter auslaufen zu

lassen,

assen, und erstlich mit einem reinigenden, hernach auch heilenden balsamischen Sälblein zu verbinden. Es ist das schnelle Erweichen der gesammelten Unreinigkeit, Verwandluug in Eyter, und Aufschneiden des Geschwürs um so viel nöthiger, an Stellen, wo Beiner sind; als z. E. wenn dergleichen auf dem Kopf zwischen der äussern dicken Schwarte und der Hirnschale sich zuträgt, wie wir selbst ein paar Exempel wissen: denn wird allhier die dicke Haut, welche selten von selbst aufbricht, nicht gleich eröfnet, sobald der Eyter genugsam gekocht ist, so wird dieser durch längeres Verweilen allzuscharf, greift das Beinhäutlein und die Hirnschale an, und verursacht dadurch eine langwierige manchmal auch gefährliche Cur. Die Erweichung des Geschwürs oder Reifung des Eyters kann am besten durch ein Müßlein von gleichen Theilen Terbinthin, unter heisser Asche gebratener Zwiebel, und Honig verfertiget, warm des Tages etliche mal übergeschlagen, verrichtet werden. Bricht sodann das Geschwür auf, zur Zeit, da die Beule zwar oben in der Mitte, aber in dem Umkreis noch nicht, vollkommen weich oder das Eyter gänzlich gekocht ist; so muß man ja das reife Eyter nicht alles auf einmal auslaufen lassen, vielweniger, wie einige der Wundarzney übel verständige Bader bisweilen pflegen, das Geschwüre ausdrücken, sondern vielmehr dahin sehen, daß etwas von dem

 reifen

reifen Eyter zurückbleibe, damit das übrige harte und unreife desto besser und bälder möge dadurch erweicht und reif gemacht werden: denn das Eyter selbst ist das beste Maturiersälblein, so nur immer in der Natur zu finden.

Weil auch viele Eltern sich sehr darum bekümmern, daß ihre Kinder, besonders wenn es vorhero schöne Mägdlein gewesen sind, nicht pockengrübig oder blattermoosig werden mögen, und deßwegen allerley fette Sachen, als Mandelöl, Eyeröl und dergleichen, womit sie beym Abtrocknen die Blattern bepinseln, dafür brauchen, damit sie schneller abfallen sollen; so wollen wir ihnen, weil doch ein schön Gesicht eine Gabe des Schöpfers ist, dergleichen uns auch selbst besser gefällt als ein häßliches, hiemit noch ferner sagen, daß sie dadurch gewiß nichts ausrichten, sondern vielmehr nur übel ärger machen werden: denn wenn die Blattern einmal vollkommen dürr sind, so thun sie der Haut gewiß keinen Schaden mehr, sie mögen auch daran sitzen bleiben so lang sie wollen; sind sie aber noch nicht dürr, sondern triefend, schlenzig und also zum schnellen Abdorren ungeschickt, hingegen aber zum Einfressen in die Haut vollkommen tüchtig, so muß nothwendig das erweichende Oel die Fäulung mehrers befördern, und mithin das Abdorren und Abfallen verhindern. Man thut daher nicht nur viel besser, sondern es erfolgt auch

eine

eine ganz gewisse Hülfe darauf, wenn statt dieser erweichenden Oele, die zusammen gelaufene langsam dorrende Blattern gleich anfänglich mit einem starken Campher- Melissen- oder andern dergleichen Geist; als nemlich das Ungarische Wasser, die verschiedene Schlagwasser und Balsam, Kirschengeist, oder auch nur Fruchtbrandtewein sind vermittelst eines zarten Pinsels, täglich etliche mal bestrichen werden. Sind die Blattern aufgesprungen, oben halb abgedorret, untenher aber noch feucht und stark riechend, so soll zwischen denen Ritzen, so viel möglich, der Grund davon, auch der Rand rings umher gepinselt werden. Hat man auf diese Weise etliche Tage fortgefahren, so wird man mit Verwunderung sehen, wie augenscheinlich die Abdorrung zunimmt, und der üble Geruch nachläßt, die Haut aber für dem Einfressen der faulenden Schärfe bewahrt bleibet: denn es ist nichts in der ganzen Natur, das der Fäulung mehr widersteht und dieselbe hindert, als ein dergleichen, durch die Gährung aus dem Gewächsreich entsprungener starker Geist. Ist alsdann durch diese Hülfe alles ganz dürr, die Rufen wollen aber gleichwohl, weil ihrer allzuviel zusammen geronnen, und ganze Flecke damit besetzt sind, sich nicht ablösen; so kann man erst jetzo mit einigem Nutzen den Rand und Grund, so weit man zwischen denen Ritzen denselben berühren kann, mit einem dergleichen er-

weichenden, ablösenden Oel, wovon oben gedacht worden ist, ein paar mal bestreichen, aber doch ein wenig Campher darunter mischen, so fallen sie entweder gleich von selbst ab, oder können mit leichter Mühe weggenommen werden. Der Nutzen hievon ist aber gleichwohl nicht grösser, als daß das Gesicht um ein paar Tage bälder rein wird: denn was einmal ganz dürr ist, das kann der Haut keinen Nachtheil mehr bringen, es bleibe auch daran hangen so lang es will. Bestreicht man sodann nach dem Abfallen den Grund oder Fleck, wo sie gesessen, noch ein paar mal mit einem von den obgenannten Geistern; so heilet und bleibt die ganze Haut so gleich und eben, daß nicht das geringste Merkzeichen von den Pocken mehr zu sehen ist. Noch haben die Augen in diesem allgemeinen Uebel besonders viel auszustehen. Die meiste Kranke verlieren, wie bekannt, währender Krankheit den Gebrauch derselben, oder werden, wie man zu reden pflegt, blind. Dieses ist zu Zeiten gut, weil durch das Zuschliessen dieselbe am besten für der abfliessenden scharfen Blattermaterie bewahrt bleiben. Und hüte man sich, daß sie niemals mit frischem nüchtern Speichel oder fetten Dingen, wie einige thun, beschmiert werden. Es wird hiedurch kein Nutzen geschaft, wohl aber Schaden, weil der Zufluß der Pockenmaterie nur dadurch vermehrt wird. Hingegen ist sehr nöthig, dahin zu trachten,

daß

daß die Naselöcher beständig eröfnet, und der Abfluß der gewöhnlichen Unreinigkeit ungestört bleibt. Es gereicht dieses den Augen vorzüglich zum besten, weil sich viele Feuchtigkeit durch den Thränengang dahin ziehen kann, welche sich bey Verstopfung desselben nothwendig in den Augen anhäufen, und dieselbe thränend und Eyterfliessend machen müßte. Zu diesem Ende soll währender ganzen Cur ein Schnupfwasser dann und wann gebraucht werden. Es muß dieses aber so eingerichtet seyn, daß es weder stark reitzend und beissend, noch auch erhitzend und trocknend, vielweniger erweichend sey, sondern nur anfeuchte und gelind eröfne. Wir haben das folgende jederzeit von gutem Nutzen erfunden: Man nehme schwarzen Kümmelsaamen, sem. Nigellæ, 1. Quintl. stosse ihn unter Zugiessung 3. Loth Majoran, Lavendel oder Pomeranzenblüthwasser, oder was sonst vor ein Geruch beliebig ist, auf Art einer Mandelmilch; seige es durch ein leinen Tuch und drucke es stark aus; mische hernach unter die durchgedruckte Milch 1. Quintl. auserlesene Manna, und lasse sie darinnen zerschmelzen, so kann man es in ein Glas thun, und hat ein Schnupfwasser, das keine andere als die oben erforderte Eigenschaft besitzt. Gehen unter dieser Vorsicht und Gebrauch des Schnupfwassers die Augen gleichwohl zu, so kann man sie so lassen, bis zur Zeit des Abdorrens,

wo

wo sie sich gemeiniglich von selbst wieder eröfnen. Sollten sie aber, wider Erwarten, noch länger zubleiben, weil bisweilen die Augenlieder mit allzustarken Blattern bedeckt sind, und der aus den Augen rinnende Eyter sich zu sehr angehäuft hat; so kan ein sechsfach zusammen gelegtes leinenes Tüchlein mit Campher oder Melissengeist angefeuchtet und darüber gebunden werden; das Eyter wird sodann abdorren, daß die Augenlieder sich öfnen können; das übergebundene Tüchlein muß alle zwey oder drey Stunden mit dem Geist aufs neue angefeuchtet; dieser aber jederzeit vorhero ein wenig warm gemacht werden. Zeiget sich sodenn, daß dieselbe ganz trüb, roth, Eyter triefend, oder wohl gar Flecken darinnen befindlich sind, so muß man sogleich die nöthige Hülfe vorkehren. Bey den trüben und rothen ist ein stärkendes Augenwasser hinlänglich, welches aus Campher, Safran, Bleyzucker, Wundwasser und Melissen- oder Fenchelgeist, bereitet worden. Bey den triefenden aber muß man Sorge anwenden, und zusehen, ob vielleicht die Thränenpuncte nnd Gänge verstopft sind, welche sodann durch dienliche Mittel zugleich eröfnet werden müssen. Bey sich ereignenden Flecken hingegen kann man täglich etliche mal zart geriebenen Canarizucker mit ein wenig reinen Salmiak vermischt, durch eine Federkiel in das Aug blasen, und damit fortfahren,

fahren, bis der Fleck vollkommen sich zertheilt hat.

§. 209.

Im übrigen ist die ganze Krankheit durch zu allen Zeiten ein leichtes, ablegenes Bier zum Trank gar wohl erlaubt. Will aber jemand ein Wasser aus gedörrten schwarzen Kirschen allein, oder ein anderes aus Rosinen, geraspelt Hirschhorn, Gersten und dergleichen, sieden, so kann es auch zugelassen werden und ist unschädlich. Hingegen soll alles Fleisch und starke Fleischbrühen, deßgleichen der Wein, bis zur Zeit des Abdorrens, sorgfältig vermieden bleiben, besonders bey hitzigen Naturen, es sey denn, es ereigne sich einer von obgedachten Fällen, wofür wir dessen Gebrauch angerathen haben.

Am allermeisten aber hüte man sich ja für allen Arzneyen, so lang die Krankheit ihre Ordnung hält; insonderheit für solchen, von denen man nicht gewiß versichert seyn kann, ob sie das Uebel nicht eben so leicht verschlimmern als verbessern. Es ist kaum auszusprechen, wie ungemein vielen Schaden man durch ein wenig widerwärtige Arzney, sollte es auch nur ein Hausmittel seyn, anrichten könne, und um wie viel besser es sey, sich lieber davon gänzlich zu enthalten, als hierinnen auf ein Gerathewohl etwas zu wagen. Der Nutzen von dem besten kann niemals

so

so groß seyn, als der Schaden ist, wenn das unrechte unter denen vielen Sachen, die oft vorgeschlagen werden, erwählt wird; da hingegen die meiste, wo nicht gar alle, es glücklich überstehen können, wenn nur die oben vorgeschriebene Ordnung dabey beobachtet, und die größtentheils übliche Modesachen unterlassen bleiben. Doch wird immerdar das beste seyn, man überlasse alles der Aufsicht und Anordnung eines ordentlich berufenen und bestellten Medici.

§. 210.

Noch haben wir ein weniges von der Wartung bey den Masern, welche allhier Rothsucht genannt werden, zugleich hier anfügen wollen. Diese wohl bekannte und eben so wohl als die Blattern allgemeine Kinderkrankheit, ist zwar an sich selbst selten gefährlich; gleichwohl erfährt man, daß sie manchem den Tod bringe. Sie hat viele Gleichheit mit den Blattern und scheinet auf einerley Weise zu entstehen, nur mit dem Unterschied, daß die Ursache allhier in einer Absonderung einer scharfen Feuchtigkeit aus denen Fließwassergefäßlein, humores lymphatici, zu suchen ist, statt daß in den Blattern bey dem Geblüt selbst dergleichen Reinigung vorgeht.

Die Wart von diesen ist also auch die Wart meistentheils von jenen. Man hüte sich demnach für allen erhitzenden oder sogenannten treiben-

benden Mitteln, besonders auch für dem gewöhnlichen Laxieren im Anfange der Krankheit; lasse die Kranke beständig leicht zugedeckt im Bett bleiben; und gebe ihnen die ganze Krankheit über den obgedachten Thee aus Pappeln und rothen Schnallen, aber ohne Milch, und versüsse ihn statt des Zuckers, mit dem Eibischsaft; gebe auch täglich zweymahl zehen bis funfzehen Tropfen von dem Liq. anod. Hoffm. oder der Safrantinctur in eben diesem Thee ein, und sehe dahin, daß die Kranke beständig in einem gleichen gelinden Dampf unterhalten bleiben; so wird der rothe Ausschlag schon am zweyten oder längstens dritten Tag sich zeigen, und in drey oder vier Tagen wieder vergehen, dergestalt, daß in acht Tagen Zeit, die ganze Krankheit vorüber seyn, und der Kranke wieder aus dem Bett gelassen werden kann.

Ist alsdann noch etwas von dem gewöhnlich mit dieser Krankheit verknüpften Husten übrig, so versäume man nicht, sobald der Ausschlag vollkommen vorbey, ein oder zwey mahl ein gelindes Laxier zu geben. Hingegen ist dieses zu thun nicht nöthig, wenn der Husten von selbst zugleich mit dem Ausschlag ein Ende genommen hat. Deßgleichen auch für die Augen, welche größtentheils dabey roth werden, ist überflüßig, etwas besonderes zu gebrauchen. Es vergehet bey gehöri-

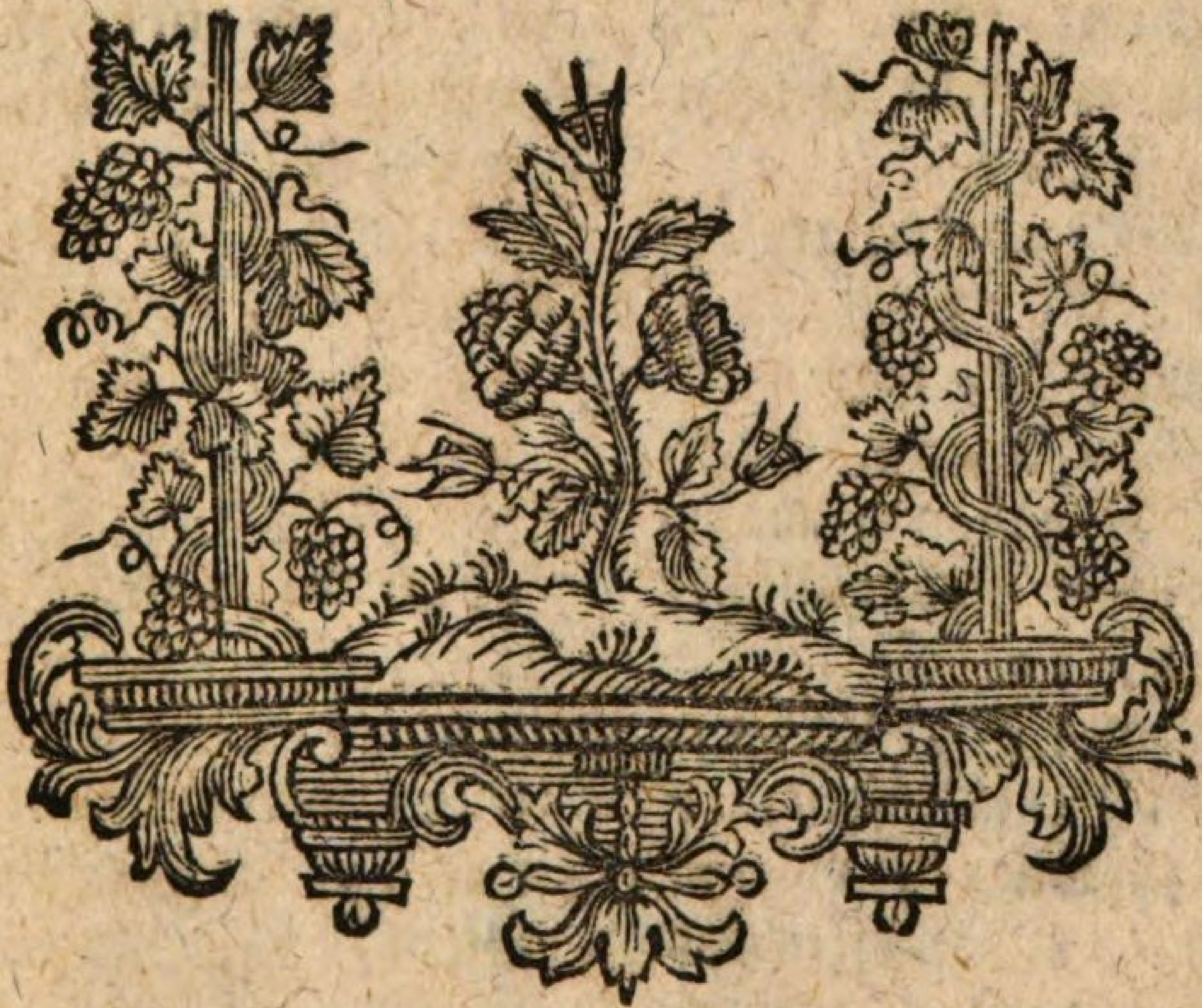
höriger Wart auch dieses Uebel eben so schnell als die Krankheit selbst.

Sollte sich aber, es sey im Anfang oder erst nach etlichen Tagen, ein Durchfall zeigen, so muß man sorgfältig auf desselben Verbesserung bedacht seyn: denn wenn er lang anhielte, wäre zu besorgen, der Ausschlag möchte entweder gar nicht herauskommen, oder das, was schon davon herausgekommen, zu frühzeitig, ehe es abtrocknen können, wieder einwerts dringen und Gichter verursachen. Die Hemmung dieses soll gleichwohl nicht mit schnell stopfenden, anziehenden Sachen geschehen; man würde hierdurch den schlimmen Gast nur in den Leib einschliessen, und damit desto bälder und gewisser zu Entzündung und Brand der Därme Gelegenheit geben. Bezoartinctur, warmer Wein und andere Dinge, die einen gelinden Schweiß machen, des Tages öfter, aber nur in kleiner Dosi gebraucht, ist besser hierzu, und der einige Weg, wodurch einem solchen Durchfall sicher abgeholfen werden kann, wenn er nicht schon zu lang gewährt, und bereits einen unheilbaren Schaden angerichtet hat.

Zum Beschluß müssen wir noch erinnern, daß man ja so wohl in diesen, als überhaut in allen Krankheiten, es nicht lang anstehen lasse, sich des Raths eines Medici zu bedienen, bis eine würklich grosse Gefahr schon vorhanden ist; sondern lieber,

lieber, ehe die Gefahr kommt, derselben durch klugen Rath vorzukommen bedacht sey. Man wagt bey jenem zu viel, statt, daß dieses ohne viele Mühe geschehen kann: Dann ein Haus kann durch kluge Sorgfalt leichter für Feur bewahrt, als das schon brennende wieder gelöscht werden; also auch sind in jenem Falle die Hände des Medici oft zu kurz, weil die Hülfe unmöglich ist.

E N D E.



Register über den IV. V. und VI.ten Theil der Oeconomischen Pflanzen-Historie.

A.

Abdorren der Pocken, VI, 354
Abies taxi foliis, V, 89
Acer, V, 79
- - minus, V, 79
- - montanum, V, 79
Acetosa aruensis lanceolata, V, 13
- - parva auriculata repens, V, 13
Ackerraute, V, 169
Ackerrodel, V, 29. ungewisser Nutzen, 31. wahrscheinlicher oeconomischer Nutzen, 32
Ackersauerampfer, V, 13. Arten, 14. Kräften, 15
Ackersenf, wilder, V, 17. Arten, 18. Kräften des Saamens, 19. oeconomischer Nutzen, 22
Ackersinau, V, 33. Wachsthum, 34. ununtersuchter Gebrauch, 37
Ackersternkraut, kleines, blaues, kriechendes, VI, 325 Classe, eben daselbst. Geschlecht, eben daselbst.
Acorus adulterinus I. B. IV, 171
Adianthum aureum, V, 76
Aegiros Dioscordis, IV, 70
Aegopodium, V, 165
Aethiopis, VI, 133
Ahornbaum, V, 78. Arten, 79 Art und Weise seines Wachsthums, 79. Nutzen seines Laubs, 80. Blüthen, eben daselbst. Saame, 81. gehört zu dem Schlagholz, 82. Alter und Grösse, 82. oeconomischer Nutzen, 83. Ansehen bey den Alten, 84. Nutzen des Safts, 84. des darans bereiteten Zuckers, 85. Nutzen in der Arzney-Kunst, 88
Alberbaum, IV, 68
Alchimilla minima, V, 33. montana, V, 35.

Alcibia-

Alcibiadion, VI, 183
Alga, VI, 233
Alkannawurzel, rothe, VI, 179. oeconomischer Nutzen, 181
Alliaria, IV, 19
Alnus nigra, IV, 25. 48.
Alsine spergula dicta, VI, 273
Amara dulcis, VI, 199
Amer doux, VI, 199
Amomum, VI, 27. oeconomischer Nutzen, 27
- - Plinii, VI, 207. Fortpflanzung, 208
Anacampseros, V, 69
Angelica erratica, s. silvestris repens, V, 165
- - sativa, V, 165
Anserina, VI, 3
Anthemis, VI, 248
Aparine vulgatior, V, 4
Aphyllantes, VI, 189
Apostem, VI, 117. 121
Arbor herculea, IV, 82
Arenaria, VI, 282
Argentina, VI, 3
Aristoloche, V, 188
Aristolochia, caua, 190.
- - longa, clematitis dicta, V, 188
- - longa vera, V, 190
- - rotunda, V, 190
Aristoteles, VI, 344
Aron, V, 193. Classe, 194. Schärfe und Bestandtheile, 196 Kräften, 199. äusserlicher Gebrauch, 200. oeconomischer Nutzen, 201. Zubereitung der Fæculæ aus dieser Pflanze, 201
Arum, V, 193. fæcula, 201
Asarum, V, 202.
Asche, IV, 41
Aspe, IV, 72
Aspen, V, 135. Wachsthum, 136. Zolkern, oder Käzlein, 137. oeconomischer Nutzen, 138. Nutzen des Holzes, 138
Asperula coerulea, VI, 326
Augen, VI, 363
- - was zum Nutzen derselben, VI, 364
Aune noir, IV, 25.

B.

Baldrian, IV, 165. Kräften, 167. folgg. 180. oeconomischer Nutzen, 168. Alp-Baldrian, 168. f.
Barbarea I. B. IV, 18
Baurensenf, VI, 302. 309 Classe, 305. Arten, 307. Kräften des Saamens, 309 oeconomischer Nutzen, 309
Bec de ciconie, VI, 11
- - de gruë, VI, 11
Been albunis, VI, 192. Kräften, 193
Beinholz, VI, 53

Beinwell, VI, 39
Bellis maior Dodonæi, IV, 151
Benedictkraut, VI, 26. Bildung, 29. einheimische Arten, 30. Kräften, 31
Benoite, VI, 16
Berberis, VI, 58.
Berbisbeere, VI, 57
Bergerins, Jonas, VI, 343
Bergruhrkraut, V, 69. Beschreibung, 70. Unterscheidung, 72. Kräften, 73 oeconomischer Nutzen, 73
Bestreichen der Blattern, VI, 361.
Bettstroh, unser Frauen, VI, 22. oeconomischer Nutzen, 23. 25. Kräften, 24. aberglaubischer Gebrauch, 25
Bibernell, welsche, VI, 40. Bildung, 40. Arten, 43. Kräften, 44. oeconomischer Nutzen, 44
Bier-Tranck, VI, 365.
Binsengeschlechte, VI, 232
Bittersüß, VI, 199
Blasne, V, 79
Blattern, VI, 138-341
Blattern-Materie, VI, 357
- - deren Nutzen, VI, 357
- - Cur, VI, 356. 357. 358
Blaue Blust, IV, 35
Bois a faire des cardolres, IV, 23.
- - St. Lucie, IV, 32
Bonnet de Prêtre, IV, 23
Brunnenkreß, VI, 214
Buglossum vulgare, VI, 178
Bulbocastanum, IV, 150
Bunias, V, 23
Burgundisches Heu, VI, 158 oeconomischer Nutzen, 158, 162 173. bester Saame, 162 dazu erforderlicher Boden, eben daselbst. Ansäen und Pflanzen, 165 Einernden, 169. Mähen, 172. Einsammlen der Schöttlein, 172. Nutzen in der Arzney, 174. Geschlecht, eben daselbst.
Bursa pastoris, VI, 314
Burse a pasteur, VI, 314
Butterstiel, VI, 22.

C.

Cabaret, V, 202
Caillelait, VI, 22.
Calinichen, IV, 30
Callinkenbeer, IV, 30
Campanula aruensis minima, VI, 10
- - linifolia, VI, 10
- - radice esculenta, VI, 8
- - vulgaris minor, VI, 10
Capnos, V, 169
Cardamine, VI, 214
Carui, VI, 133

Carum,

Carum, VI, 33
Caryophyllata, VI, 26
Celsus, VI, 345
Centinodia, V, 55
Cerastium flore magno Dillen, IV, 21. Kennzeichen, eben daselbst.
Cerasus racemosa I. B. IV, 32
Cerefolium, V, 212. silvestre R. IV, 148
Cerfeuil, V, 212
- - de prez, IV, 148
Chærefolium, V, 212
Chærophyllum, V, 212
Chamælum, VI, 247
Chamillen, ächte, VI, 247. Arten, 249. ölichtes Wesen, 252. 262. Ursprung der blauen Farbe des daraus destillirten Oels, 263. zubereitete Arzneyen aus demselben, 252. Wirckung derselben, 253
Chamomilla, VI, 248
Chamomille, VI, 248
Chelidoine, IV, 3
Chelidonium majus D. IV, 3
Cheyne, VI, 345
Clematis, VI, 72
Cochlearia, V, 178
Cochleata, VI, 159
Colus Iovis, VI, 133
Consolida major, VI, 32. 35
- - media, VI, 35
- - minor, VI, 35
Cornellbäumlein, wildes, VI, 47. vorgegebene Härte seines Holzes, 50. unter der Erde befindliche Blätter desselben bey Memmingen, 51. oeconomischer Nutzen, 53
Cornus foemina, VI, 47
Cotula, VI, 250
- - foetida, VI, 262
Cracca maior, VI, 156
Crassula major, V, 69
Crete de Cocq, V, 29
- - a fleur jaune, IV, 155
Creuzbeer, VI, 48
Creuzblümlein, IV, 11
Creuzblume, V, 59
Creuzdorn, IV, 21. Kennzeichen, eben daselbst. oeconomischer Nutzen, 22. Kräfften, IV, 23
Creuzlein, IV, 11
Crista galli R. IV, 155
- - mas, V, 29
Cuculi flos, VI, 190
Cynosorchis, V, 59. f.
Cypergras, IV, 157
Cyperoides latifolium spica rufa, s. caule triangulo C. B. IV, 161. f.
Cyperus gramineus I. B. IV, 157
Cytisus, IV, 141

D.

Degenkraut, VI, 234
Deliria, VI, 353
Drachenblut, V, 208

Dreyfaltigkeitsblume, VI, 189
Dreyhoden, V, 60
Dürrlitzen, wildes, VI, 47. S Cornellbäumlein.
Dulcamara, VI, 99
Durchfall, VI, 368
Durschlechten, S. Kindsblattern.

E.

Ebereschen, V, 140. Wachsthum, 141. Arten, 144. Ansehen bey den Alten, 145. Zubereitung der Früchten von der zahmen Gattung zum Essen, 146. unterschiedene Namen, 147. Nutzen in der Arzneykunst, 148. oeconomischer Nutzen, 150. oeconomischer Nutzen des Holtzes, 151
Ebisch, V, 140
Echium, VI, 177. scorpioides, 179
Eibischbeerbaum, V, 140
Eiter, so aus Pocken oder Blattern entspringen, VI, 350
Elichrysum, V, 72.
Elsenbeer, IV, 32. Kennzeichen, 33. Arten, 33. Kräften, eben daselbst. oeconomischer Nutzen, 34
Engelwurzel, V, 165
Englischer Steinbrech, V, 33
Entengras, IV, 172
Epine vinete, VI, 57
Equisetum aruense longioribus setis C. B. IV, 179
- - palustre longioribus setis C. B. IV, 179
Erable, V, 79. grand, V, 79
Erbsel, VI, 57
Erbselen, VI, 57
Erbshösen, VI, 57
Erdbirn, VI, 206
Erdrauch, V, 169. Wachsthum, V, 170. Bildung, 172. Kräften, 172. 176. folgg. Grund des grossen Unterschieds ihrer Würckung, 173
Erdwälle, Vortheil, VI, 76. Zubereitung, 110
Eruca palustris minor, VI, 209
Eschenbaum, IV, 41. Kennzeichen, 41. Kräften, 43. 48 folgg. 51. Arten, 43. 65. Eigenschaften, 45. folgg neapolitanischer, 50. dessen Arten, 51 53. oeconomischer Nutzen, 53-56. 63. Pflanzung, 56. Erhaltung, 57. folgg Ansehen bey den Alten, 63. Gebrauch desselben bey ihnen, 66
Escheritzen, V, 147
Eschröslein, V, 147
Espen, V, 135

Efpl d'eau, VI, 239
Euonymus Tournefortii, IV, 23

F.

Fabaria, V, 69
Fæcula ari, V, 201
Färbebeer, IV, 21
Färberröthe, VI, 327. Geschlecht, eben daselbst. Kräften, VI, 328. oeconomischer Nutzen, 329. Pflanzung, 329
Fäulungs-Fieber, VI, 354
Faulbaum, IV, 25. 48. f. Gattungen, 29. Siehe Schießbeer.
Feldraute, V, 169
Fichte, V, 109. Arten, 110. nöthige Vorsicht bey ihrer Erhaltung, 112. Verschiedenheit in verschiedenen Ländern, 113. Unterscheidung ihrer Arten, 114. oeconomischer Nutzen, 115. Kräften, 117
Fieber, VI, 354
Flambe bastard, ou Glaieul de marais, IV, 171
Flammula Iouis, f. repens, VI, 72
Flieder, IV, 35
Flockenblume, VI, 188. Arten, 189. Kräften, eben daselbst. oeconomischer Schaden, 190
Flöhkrautsgeschlechts, besondere Art, VI, 236. Kräften, 238
Fohren, V, 110
Foin de Bourgogne, VI, 159
Frangula, IV, 25. 48
Frauenschühlein, IV, 141
Fraxinus, IV, 41. trinodes, f. triozos, 65
Frêne, IV, 41
Fumaria, V, 170. bubosa, V, 190
Fume terre, V, 169
Fumus terrae, V, 169
Fusain, IV, 23

G.

Gänsblume, grosse, IV, 151. Kräften, 152
Gänserich, VI, 3. Geschlecht, 4. Kräften, 5. oeconomischer Nutzen, 7
Gaißfuß, V, 165
Galeopsis lutea, V, 74
Gallium album, VI, 22
Garance, VI, 327
Gartenrapunzel, VI, 8. Arten, 9 oeconomischer Nutzen, 11
Gartenscharlach, VI, 126. Kräften, eben daselbst. besonderer, und dem Wein einen Muscateller-Geschmack mittheilender Geist aus den Blumen, 126. Zubereitung desselben, 126

Gauchblumen, IV, 154
Geelrodel, V, 30
Geranium Robertianum, VI, 11
Gichter, VI, 339
Girofle de prez, IV, 154
Glitscher, V, 30
Glockenpflanzen, VI, 9-11
Gottes Gnad, VI, 11
Graines d'Avignon, IV, 22
Gramen aquaticum fluitans, multiplici spica C. B. IV, 172
- - avenaceum locustis villosis crassioribus, VI, 291
- - avenaceum pannicula purpura argentea splendente R. IV, 154
- - cyperoides palustre, spica pendula I. L. IV, 161
- - cyperoides spica pendula breviore C. B. 163. spica, pendula longiore & angustiore, IV, 164
- - gros Montbel gardensium, VI, 291
- - loliaceum spica longiore, VI, 288
- - nodosum avenacea pannicula C. B. IV, 153
Grasgewächse, Gleichgewicht, nach ihren Eigenschaften IV, 119 Tauglichkeit zur Käuung und Verdauung für die Thiere, 120
Gratia Dei, VI, 11
Gratteron, V, 4
Grindkraut, VI, 117. 121 Fortpflanzung, 119. Gattungen, 117 Kräften, 119
Grindwurz, IV, 3 Kennzeichen, eben daselbst. Kräften, 14. 17 oeconomischer Nutzen, IV, 15. Arten, 15
Guckgucksspeichel, IV, 154. VI, 190. Geburts Ort, VI, 192
Guldengunsel, VI, 35
Gulden Wiederthun, V, 76. Beschreibung, eben daselbst. Kräften, 78

H.

Haber, wie er von den Schwindelkernen zu reinigen, VI, 301
Habergras, knötiges, IV, 152. rothes, 154
Habichkraut, VI, 184. Kräften, 187
Händleinswurz, V, 60
Hahnenfuß, V, 165
Hahnenkamm, V, 29
Hartriegel, VI, 53. Kräften, 56. oeconomischer Nutzen, 57
Harzbaum, V, 110
Haselwurz, V, 202. Bestandtheile, 203. Art ihres Wachsthums, 203. Kräften, 205. 207. nöthige

thige Vorsicht bey ihrem Gebrauch, 205
Hederich, VI, 182. Geschlecht, 283. oeconomischer Nutzen, 285. wie er auszurotten? 285
- - gelber, V, 17
Heiderettich, VI, 283
Heiligen Geist Wurzel, V, 165
Hellerkraut, VI, 302. 304
Herba Gerardi, V, 165
Herbe aux cuilliers, V, 178
- - gueux, VI, 75
- - des etengs, VI, 239
- - de ſainte Barbe, IV, 18
Hieracium, VI, 184
Himmelfahrtblümlein, IV, 11. Kennzeichen, 12. Arten, 12
Hinfuß, V, 165
Hintschkraut, VI, 199
Hirtentasche, VI, 314. Classe, 315. Fortpflanzung, 315. Arten, 316. Eigenschaften, 317. Kräften, eben daselbst. Nutzen der gedörrten Blätter, 321. davon destillirtes Wasser, 321. ungegründete Eigenschaften, 324
Hiſpidula, V, 72
Hoffmanni Liquor Acad. VI, 367
Hohlwurz, V, 190
Holder, dessen Pflanzung, VI, 93
- - blauer, IV, 35. oeconomischer Nutzen, 35. 40 Kennzeichen, 37. Kräften, 39
Holunder, spanischer, IV, 35
Horminum, VI, 124. ſativum, 126
Humores Lymphatici, VI, 366
Hundsbaum, IV, 25. 48 Siehe Schießbeer.
Hundscamillen, stinkende, VI, 262
Hundshoden, V, 60
Hungerkraut, IV, 17
Husten, VI, 367

J.

Jacea nigra, VI, 189
Jasmin, wilder, IV, 38. Kennzeichen, eben daselbst.
Je länger, je lieber, VI, 199. Kräften, 203. oeconomis. Nutzen, 285. Arten, 206
Jerusalemsblume, einfache, VI, 198. Fortpflanzung, 199
- - gefüllte, VI, 197 Fortpflanzung, 198
Illecebra, V, 69
Ilmenbaum, V, 122
Ingwer, deutscher, V, 193
Johannisblum, IV, 151
Iris paluſtris lutea T. IV, 171
Jungfernhaar, V, 76

K.

Kalbsaug, IV, 151
Katzendäpplein, V, 70
Katzenköbel, V, 169
Katzenpflötlein, V, 69. S. Bergruhrkraut.
Kienholz, V, 110
Kienruß, V, 121
Kiffer, V, 110
Kinderkranckheiten, nöthige Vorsorge dafür, VI, 332
Kindsblatterncur, VI, 335. 337. 344
Kirschen, wilde, IV, 19
Klaffer, V, 30. VI, 302
Kleberich, V, 4
Kleberkraut, V, 4
Klebkraut, V, 4. Kennzeichen, V, 5. Geburts-Ort, V, 7. Geschlecht, 8. Richtung und Nutzen seiner Stacheln, 9. Kräften, 11. oeconomischer Nutzen, 12
Klee, IV, 130. Kennzeichen, eben daselbst. Arten, eben daselbst. Arten für gewisse Thiere, auch für Menschen zur Speise und Arzney, 132. zum Kleewachs dienlicher Boden, IV, 136. Kräften, 136. Wartung und Abgrasung, 138. Nutzen, 140
- - gemeiner, weisser, IV, 135
- - güldener, IV, 140
- - rother Wiesenklee, IV, 134
- - spanischer, IV, 135
Kleesaamen, eines guten Kennzeichen, IV, 137. Aussäen, eben daselbst.
Knabenkraut, V, 59
Knabel, VI, 264. Geschlecht, 265. Kräften, 266. andere Art, 266. Insecten-Art an den Würzelein derselben, 267. Weise, diese Insecten zu sammlen, 269. oeconomischer Nutzen derselben, 266-270. Nutzen in der Arzney-Kunst, 271
Knebel, lange, VI, 274
Knoblauchkraut, IV, 19. Kennzeichen, eben daselbst. Kräften, 20
Knöterich, VI, 273
Körbel, wilder, IV, 147. schädliche Wirckung bey den Menschen, 149. nützliche bey dem Vieh, 150. oeconomischer Nutzen, 151
Körbelkraut, V, 212. Wachsthum, 212. Fortpflanzung, 213. Gebrauch, 214-220. Kräften, 215
Körfel, V, 212
Kornstengel, merckwürdige, VI, 242.
Kornwürme zu vertreiben, VI, 311
Krapp, VI, 327
Kümmel, VI, 135

L.

Läusegres, VI, 274
Läuskraut, V, 30
Lamium, V, 74. Plinii, V, 75
Lapathum acutum, officinarum, IV, 13
- - sativum, s. hortense, V, 209
Lathyrus dumetorum, VI, 156
Leinwell, VI, 32
Lens palustris, VI, 223
Lentille d'eau, VI, 223
Leucanthemum, T. IV, 151
Lienen. VI, 72
Ligustrum. VI, 53
Lilac, IV, 36
Lithospermum arvense rad. rubra, V, 35
Löffelkraut, V, 178. Anbau, 180. den Alten unbekannt, 187. widersteht dem kalten Scorbut, 184. schadet im heissen, 185. Zubereitung zum Gebrauch, 188. oeconomischer Nutzen, 188. Geist, 188
Lolium, VI, 288
Lotier, IV, 141
Lotus der Alten, IV, 141
- - corniculata glabra minor, IV, 141. species major, 146
- - floribus umbellatis, siliquis pendulis, caule procumbente, IV, 141
Lotusbaum bey den Alten, IV, 142
Lulch, VI, 288. schädliche Eigenschaften, 293-297. Mittel wider die Folgen derselben, 299. heilsame Eigenschaften, 302. Bestandtheile, 298
Luserne, VI, 159
Lychnis petalis quadrifidis longissimis H. IV, 154. plumaria silvestris simplex R. IV, 154. VI, 190
Lycopsis, VI, 178

M.

Mängel, IV, 13
Mannagras, IV, 172
Marguerite, IV, 151
Mariengras, VI, 274
Masern, deren Wartung, VI, 366
Masholder, V, 79
Mayerkraut, VI, 22
Medica, VI, 159. 161
Meergras, VI, 233
Megerkraut, VI, 22
Melissophyllum R. V, 75
Mergenträher, V, 59
Monatblümlein, VI, 35
Mooß, V, 147
Morbillis, VI, 340
Moutarde Souvage, V, 17

Münchsrhabarber, V, 209 Kräften, 210
Muscatellerkraut, VI, 126
Myosotis, IV, 21
Myrrhenkörbel, IV, 149. Arten, 150
Myrrhis annua semine striato levi, IV, 149
- - pinnulis semipinnatis, ordinatim decrescentibus H. IV, 149

N.

Nabelsaamen, V, 4
Nachtschatten, eßbarer, mit knollichter Wurzel, VI, 206
Nägeleingras, IV, 21
Nägeleinkraut, VI, 26
Naio, V, 24
Napus satiuus, V, 25
- - siluestris, V, 24
Nardus, IV, 166. siluestris, V, 202
Nasenlöcher, VI, 363
Nasturtium, VI, 214
Naveau sauvage, V, 25
Navet, V, 24
Nerprum, IV, 21
Nigellastrum, VI, 293
Non pareil, VI, 98
Nuces pineæ, V, 110

O.

Obier, IV, 30
Ochsenzung, wahre oder zahme, VI, 178. f. wilde, VI, 176. Geburtsort, VI, 178. Arten, 179. Kräften, 182
Omphalocarpos, V, 4
Opulus, IV, 30. flore globoso, IV, 32
Orcanette, VI, 179
Orchis satyrum, V, 59. f.
- - spiralis alba, V, 63
Orme, V, 122
Ormin, VI, 124
Ornus, IV, 51. 65
Osterlucey, lange, V, 188. Geschlecht, 190 Arten, eben daselbst. Kräften der Wurzel, eben daselbst. äusserlicher Gebrauch, 190
Oxyacantha, VI, 57
Ozeille, V, 13

P.

Padus I. B. IV, 32
Palma Christi, V, 59
Palmata, V, 59. f.
Pappelbaum, IV, 68. Arten, 68. schneller Wachsthum, 72. ungemeine Grösse, 73. Alter, 73. Balsam, 74. Kräften dieses Balsams, 75. f. Salbe, 76. Kräften anderer Theile dieses Baums, IV, 79. Ansehen bey den Alten, 81. was das Heidenthum damit vorgestellt, 82. f.

82. f. Pflanzung der Alleen von Pappelbäumen, 87 folgg. oeconomischer Nutzen, 107 110
Pappelbaum, schwarzer, IV, 70
- - weisser, IV, 71
Pappelweiden, IV, 68
Pech, schwarzes, V, 121
Perce pierre, V, 33
Perche pier, V, 33
Persicaria acida I. VI, 237
Pes cati, V, 70
Peuplier, IV, 68
Pfaffenhütgen IV, 23
Pfaffenpint, V, 93
Pfeffer eisenholz, IV, 23
Pfenningkraut, VI, 302. 304
Pflanzen, gemeinnützige, oder wider mehrere und vielerley Kranckheiten dienliche, IV, 182. in besondern Kranckheiten dienliche, IV, 183. Grund der Ungleichheit neben einander stehender und aus einerley Nahrung entspringender Pflanzen, V, 152. kommen auch aus leblosen und belebten Körpern hervor, VI, 216. zwischen dem Getraide, V, 3
Philadelphus, IV, 36. Kennzeichen, 38
Philantropos, V, 4
Phu, IV, 166
Pied de chat, V, 70. Veau, V, 193
Pignons, V, 110
Pimperlessalat, IV, 150
Pimpinella sanguisorba, VI, 40
Pimprenelle, VI, 40
Pinaster, V, 110
Pineolen, V, 110
Pinien, V, 110
Pinus satiua, V, 110
- - siluestris, V, 110
Pocken, siehe Kindsblattern.
- - Seuche, VI, 352
Podagraria, V, 165
Polychrestpflanze, IV, 182
Polygala foliis imis rotundis H. IV, 12
- - Loniceri, IV, 11. Kräften, 13
- - vulgaris major, IV, 12
Polygalum, VI, 281
Polygonatum, V, 51
Polygonum, V, 55. tenuifolium, VI, 264
Polytrichon, V, 76
Populus, IV, 68
- - alba I. B. IV, 71
- - lybica, s. tremula, V, 135
- - nigra, IV, 70
- - tremula, IV, 72
Potamogeton, VI, 233 foliis latis splendentibus, 236
Potentilla, VI, 30
Pottasche, V, 122
Preibusch, IV, 179

R.

Raben, *VI*, 293
Raphanistrum, *VI*, 282
Rapistrum, *V*, 17
Ratteler, *V*, 137
Reebs, wilder, *V*, 23. Gattungen, 25. Eigenschaften des Saamens, 26. oeconomischer Nutzen, eben daselbst. Anbau, 27
Rhabarbarum monachorum, *V*, 210
Rhabarbe de moines, *V*, 219
Rhamnus catharcticus, *IV* 2
Rheinweiden, *VI*, 43. 49. 53
Richter, *VI*, 344
Riedknospen, *VI*, 234
Riffen, *VI*, 291.
Rindsaug, *IV*, 151
Roquette sourage, *VI*, 209
Rothlaufkraut, *VI*, 11
Rothschießbeerholz, *IV*, 30. Kennzeichen, 30. Nutzen, 31
Rothsucht, s. Maser.
Rothwurz, wilde, *V*, 35
Rubia parua flore coeruleo, aruensis repens aut se spargens, *VI*, 325
- - tinctorum, *VI*, 327
Rübesaat, *V*, 24
Rübsen, *V*, 24
Rüster, *V*, 122
Rupprechtskraut, *VI*, 11

S.

Sacab, Wurzel, *V*, 66
Sagina spergula major, *VI*, 273
Sago, *IV*, 172
Sain foin, *VI*, 159
Salap, Wurzel, *V*, 66. vorgegebene Kräfften, 66
Saleb, eine Wurzel, *V*, 66
Sambucus aquatica, *IV*, 30
Sanguin, *VI*, 48
Sanguis draconis herba, *V*, 208
Sanguisorba, *VI*, 40
- - major flore spadiceo, *VI*, 43. minor, *VI*, 43
Saurach, *VI*, 57. oeconomischer Nutzen, 60. Kräften, eben daselbst, vielfältiger Nutzen der Beere, 62. 66. f. Erhaltung derselben und ihres Safts, 65. Zubereitung eines Safts aus den Beeren, 67. eines Syrups aus dem Saft, 67. der Morsellen, oder Täfelein und Zeltlein aus dem frischen rohen Saft, 68. eines Salzes aus dem Saft bey oeconomischer Nutzung dieses Salzes, 71
Saurdorn, *VI*, 57

Scabieuse, *VI*, 117
Scabiosa, *VI*, 117. 121
Scabiosen, *VI*, 117. Kräften, 121
- - Indianische Bisam-Scabiosen, *VI*, 119. Fortpflanzung, *VI*, 120
Schafgarben haben ein öhlichtes Wesen, *VI*, 252
Scharlachkraut, *VI*, 124. Arten, 126. 133. Fortpflanzung, 125. Kräften, 130
Scheelkraut, *IV*, 3
Schielkraut, *IV*, 3. Kräften, 3. Kennzeichen, 7
Schießbeer, *IV*, 25. oeconomischer Nutzen, 26. Kennzeichen, eben daselbst. Kräften, 26-28
Schießbeerholz, *VI*, 48
Schmerwurz, *VI*, 32
Schneeballe, *IV*, 32
Schnittgras, *IV*, 161
Schöllkraut, *IV*, 3. siehe **Schielkraut.**
Schottenklee, gelber, *IV*, 140. Beschreibung, 142. wie er von andern gelben Klee-Arten zu unterscheiden? 143. oeconomischer Nutzen, 145. Kräften, 145 höher wachsende Art desselben, 146
Schwarzwurz, *VI*, 32. S. **Wallwurz.**
Schwelken, *IV*, 30
Schwindelhaber, *VI*, 288. S. **Lulch.**
Scirpus planifolius caule triquetro, pannicula foliis insidente H. *IV*, 157
Sclarea pratensis, *VI*, 124. sativa, *VI*, 126
Seau de Salomon, *V*, 51
Seckelkraut, *VI*, 214
Seesalben, *VI*, 233. 235. Kräften, 239. oeconomischer Nutzen, eben daselbst.
Senf, rother, *VI*, 210. f.
- - weisser, *VI*, 210
- - wilder, *V*, 17
- - zahmer, *V*, 18
Sherardia, *VI*, 325
Sigillum Salomonis, *V*, 51
Silberkraut, *VI*, 3
Sinapi, *VI*, 210. f.
- - arvense, *V*, 17
Sisymbrium, *VI*, 214
- - erucæ folio, *IV*, 18
Solanum lignosum, *VI*, 199
- - scandens, *VI*, 199
- - tuberosum esculentum, *VI*, 206
Sorbäpfel, *V*, 147
Sorbies sauvage, *V*, 140
Sorbus aucuparia, *V*, 140
Sparganium, *VI*, 233
Sparck, *VI*, 274
Speierling, *V*, 147
Sperberbaum, *V*, 140
Spergul, *VI*, 273. Pflanzung,

zung, 277. Gebrauch, 279 oeconomischer Nutzen, 280. f. wie Heu und Saamen davon zu erhalten? 280. Kräften, 282. Arten, 282
Spergula, *VI*, 273
Sperck, *VI*, 274
Speronella, *V*, 4
Spina acida, *VI*, 57
- ceruina, *IV*, 21
Spindelbaum, *IV* 23. Kennzeichen, 24. oeconomischer Nutzen, 24. Kräften, 25
Sporbirn, *V*, 147
Spuerie, *VI*, 274
Steckrüben, *V*, 24
Stendelwurz, *V*, 59. Arten, 60. weitere Beschreibung, 61. Saamenbehältniß, 63. Variationen 63. Geburts-Ort, 64. Kräften, 64. Mährlein der Alten davon, 67
Sterbegras, *IV*, 158. Gestalt und Schädlichkeit, eben daselbst. Mittel dawider, 160
Stickelrüben, *V*, 24
Stinckbeer, *V*, 147
Storckenschnabel, *VI*, 11. dessen sauranziehende Natur, 13. Geschlecht, 15. Arten, 16. Fortpflanzung, 17-20. Kräften, 21
Symphytum, *VI*, 32
Syringa flore coeruleo horti Eystett, *IV*, 35

T.

Tanne, *V*, 89. Arten, eben daselbst. Aufenthalt und Weise zu wachsen, 91. nöthige Vorsicht zu ihrer Erhaltung, 93. Fortpflanzung, 94 Versetzung, 96 Eigenschaften ihres Holzes, 98. oeconomischer Nutzen, 98. Nutzen der Asche, 101. der Rinde, 102. der Zapfen, 102. des Safts, 103. Vorzüglichkeit überhaupt, 104. Nutzen in der Arzneykunst, 105. Verschiedenheit in verschiedenen Ländern, 108
Taubnessel, *V*, 74
Telephium, *V*, 69
Terbenthin, *V*, 120
Teschelkraut, *VI*, 314.
Testiculus, *V*, 59. f.
- - odoratus minor, *V*, 64
Theer, *V*, 121
Thlaspi siliquis latis, *VI*, 302
Töberich, *VI*, 288
Tollkorn, *VI*, 288
Trefle de prez à fleur rouge, *IV*, 134
Trespe, *VI*, 290
Trifolium pratense purpureum vulgare C. B. *IV*, 134
Triller, *V*, 17
Triorchis, *V*, 59. f.
Triticum temulentum, *VI*, 288
Troëne, *VI*, 53

V.

Valeriana siluestris major R. IV, 165
Valeriane sauvage IV, 166
Vergiß mein nicht, VI, 179
Veronica aquatica foliis ouatis acuminatis ex alis racemosa H. IV, 177
Vicia maxima dumetorum, VI, 156
- - multiflora, VI, 156
Viola bi-tricolor, VI, 189
Viperine, VI, 177
Virga sanguinea, VI, 47
Ulmenbaum, V, 122. Wachsthum, 123. Arten, 127. dazu gehöriger Boden, 128. Fabeln der Alten davon, 131. oeconomischer Nutzen, 131. Nutzen in der Arzney-Kunst, 132. Nutzen und Schaden des Saamens, V, 132. Kräften der Rinde, 133. des Safts, eben daselbst.
Vlmus, V, 122
Unkraut, V, 3
Vogelbeer, V, 140. siehe Ebereschen.

W.

Waldrebe, VI, 72. Bildung, eben daselbst. Classe, 74. beissende und brennende Eigenschaft, 74. f. Kräften, 75
Wallwurz, VI, 32. Bildung, 33. Fortpflanzung, 34. der Wurzel wahrer Nutzen, 34 36 abergläubischer, 35. Nutzen in der Wundarzney, 38. oeconomischer Nutzen, 39
Wanzen zu vertreiben, VI, 311
Wasser, dessen Geschicklichkeit zu Hervorbringung der Pflanzen, VI, 215
- - gebrannte, kraftlose, VI, 323
Wasserbachbunge, grosse, IV, 177
Wasserholder, IV, 30. S. Rothschießbeerholz.
Wasserilge, gelbe, IV, 171. Kräften, eben daselbst.
Wasserlinse, VI, 219. Arten, eben daselbst. Classe, 223. vorgegebene Verwandlung, 225. Kräften, 227. oeconomischer Nutzen, 230
Wasserpflanze, VI, 232
Wasserschmielen, IV, 157
Wassersenf, VI, 209. Geschlecht, 210. Nutzen in der Oeconomie und Arzneykunst, 212
Wasserzäune, VI, 94
Weggras, V, 55
Wegtrit, V, 55
Wegwart, gelber, VI, 184
Weiden-Pflanzung, VI, 93
Weißwurz, V, 50. Arten, 53.

Wachsthum, 54. Kräften, 55 Nutzen des daraus destillirten Wassers, 56. wahrscheinlicher oeconomischer Nutzen, 58
Wellstroh, VI, 22
Wicken, wilde, VI, 156. wahrscheinlicher oeconomischer Nutzen, 158
Wiesen, Anmuth, 112. folgg.
Wiesenhahnenkamm, gelber, IV, 155
Wiesenkümmel, VI, 133. Pflanzung, 144. 156. Nutzen des Saamens in der Arzneykunst und Oeconomie, 136 f. unterschiedene Mittel, die in den Apothecken daraus bereitet werden; VI, 143. Misbrauch des Saamens, 139. anderer Theile oeconomischer Nutzen, 136. Einmachen der Wurzeln, 138
Wiesenrodel, gelber, IV, 155. Kennzeichen, eb. das.
Wiesensalbey, VI, 124
Winterkresse, IV, 18. Kennzeichen, eben daselbst. Kräften, 19. oeconomischer Nutzen, 19
Winterrauke, breitblätterichte, IV, 18
Wisaduli, VI, 194
Witscherlewetsch, V, 165

Z.

Zäune, lebendiger Vortheil, VI, 76. 102-104. 108-110. Zubereitung, 78. Eigenschaften, 79. Pflanzung, 83
Zanathum sanguineum, V, 208
Zapfenholz, IV, 26
Zehrwürzel, V, 193
Zinnkraut, grosses, IV, 179
Zipperleinkraut, VI, 165. Wachsthum, 166. Geschlecht, 167. Nutzen, 168
Zitterhappel, V, 135
Zürbelbaum, V, 110
Zürbelnüßlein, V, 110

Gedruckt bey Christian Ulrich Wagner, Canzley-Buchdruckern, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt Mitglied.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrhart, Balthasar, 1700-1756

Oeconomische Pflanzenhistorie

Bd.: 6

Ulm ; Memmingen 1758

Oecon. 564 x-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295065-5
VD18 80174639